Altes und Neues

aus

Spanien

von

Julius Freiherrn von Minutoli Dr.

Königl. Preuß. Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrathe, General-Consul für Spanien und Portugal, der Königl. Akademie der Geschichte zu Madrid, der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Barcelona, der Königl. ökonomischen Gesellschaft auf Teneriffa und anderer Akademien, historischen und naturwissenschaftlichen Vereine Mitgliede und Ehrenmitgliede.

Erster Band.

Berlin.
Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt.
(Sigismund Wolff.)

1854.



Vorwort.

Man hat mich wohl gefragt, warum ich so viel über Spanien schreibe? ich habe geantwortet: weil ich das Land sehr lieb gewonnen habe; weil ich entzückt bin von den großartigen und mannigfaltigen Naturschönheiten, Kunstschätzen und Denkmälern Spaniens, und weil ich den edlen und tüchtigen Charakter seiner Bewohner kennen und schätzen gelernt habe. Darum erfülle ich nur eben eine Pflicht, wenn ich der Wahrheit die Ehre gebe und meine Beobachtungen und Urtheile zur Geltung bringe wider Vorurtheile und falsche Darstellungen. Belehrung und Berichtigung nehme ich dankbar entgegen, aber sie müssen in Thatsachen und in Zeugnissen von besser Unterrichteten bestehen als denjenigen, die ohne Vorbereitung, Sach- und Sprachkenntnisse in flüchtiger Hast einen kleinen Theil des Landes auf den großen Heerstraßen durchstreifen, oder von der Wasserstraße her in Augenschein nehmen.

Es ist richtig; Spanien hat die Früchte der modernen Civilisation noch nicht vollständig geerndtet; we-

der die halbreifen und saueren, noch die überreifen, wurmstichigen und faulen. Ebensoviel, als es einerseits dadurch entbehrt, hat es andrerseits an Charakteristischem und Ursprünglichem dadurch bewahrt. Vermag auch bei dem Mangel einer vollendeten Volkserziehung das heiße Blut, Lebendigkeit und Leidenschaft, den Kampf mit Selbstbeherrschung und Selbstverläugnung nur selten siegreich aufzunehmen, und führen Liebe, Zwietracht, Eifersucht und Haß noch häufig zu schweren Verbrechen, so ist dagegen der Mangel an ehrliebenden Gesinnungen um so seltner. Qualificirter Diebstahl, Betrug und Meineid findet man nur vereinzelt in den vom Justizministerium geführten Listen der zur Untersuchung und Verurtheilung gelangten Verbrechen, welche in dieser Beziehung die Erfahrungen von England, Frankreich und Deutschland beschämen.

Ich erkläre freudig und laut, und zwar auf Grund eines mehrjährigen Aufenthaltes in Spanien, der mich auf häufigen Reisen durch alle Provinzen geführt, mich mit allen Ständen in Berührung gebracht, und mir die Gelegenheit und das Recht zur Beurtheilung verschafft hat — das Spanische ist ein edles Volk. Der Spanier hat Charakter. Seine Haltung ist ernst, männlich und würdig. Er ist stolz auf sein Vater-

land; er liebt seine Königin; er ehrt die Kirche und er achtet das Gesetz. Er ist höflich, mäßig und gastfrei; er ist in hohem Grade rücksichtsvoll gegen Eltern, gegen Bejahrte und gegen das weibliche Geschlecht.

Ich bin glücklich und erkenne dankbar den Vorzug ein Preuße zu sein; allein dies darf mich nicht abhalten, jedem andern Lande und Volke in vollem Maaße zu zollen, was ihnen gebührt.

Eben jene gerühmten Tugenden in dem spanischen Charakter, jene Treue und Zuverlässigkeit im Handel und Wandel, jene rücksichtsvolle Behandlung der Eltern, Frauen und Schwachen, jene gemüthliche gastliche Unbefangenheit, welche im Volke wurzeln — eben diese ursprüngliche Moralität steht dagegen in Spanien auch bei weitem höher als der sittliche Werth der höheren Stände trotz der ihnen zur vollendeteren Erziehung zu Gebote gestellten Mittel, oder als die großstädtischen und Beamtenverhältnisse. Statt mit guten Lehren und Beispielen voranzugehen, müssen sie leider nur zu oft zu ihrer Beschämung erfahren, wie schmerzlich es ist, die Achtung und das Vertrauen des Landes zu entbehren oder zu verscherzen.

Man glaube nicht, daß ich befangen oder bestochen bin durch die überaus freundliche Aufnahme und

entgegenkommende Behandlung, die ich überall in Spanien erfahren, die ich mit dem größten Danke anerkenne, und die mich gewiß verpflichtet — daß ich deshalb die Dinge in einem glänzenderen Lichte betrachte. O nein! Was mir geworden sehe ich an als einen Tribut, den man der Preußischen Erziehung und dem Preußischen Beamtenstande gezollt hat, und es bleibt mir dann immer noch genug davon, um die Annehmlichkeit dieser Lage zu genießen.

Das Reisen in Spanien bietet einen unerschöpflichen Stoff, Natur, Kunst und Menschen zu studiren. Vom Erhabensten bis zum Kleinsten hinab; vom größten Reichthum bis zur tiefsten Armuth; vom vollendeten Bauwerke bis zum letzten Stein des Trümmerhaufens — ein ernstes Studium, ein nützliches Repetitorium! Iberische, Römische, Deutsche, Maurische, Spanische, Europäische und überseeische, Cultur-Literatur- und Kunst-Profan- und Kirchengeschichte mit allen Wundern und Märtyrern, von der Einführung des Christenthums bis zur Inquisition, und von da ab bis zum Indifferentismus, bis zur Klosteraufhebung und bis zum neuesten Concordate.

Aber vor Allem ist es die herrliche Natur in ihrer bewundernswerthen Mannigfaltigkeit, die noch lange

nicht hinreichend erforscht und gekannt ist. Meine Landsleute mache ich besonders auf den Norden Spaniens aufmerksam; auf Galizien, welches mit seinen schönen Fiorden oder Kai's an Norwegen erinnert; auf die malerischen Küsten des biskayischen Meerbusens, den Schauplatz von Pelayos Waffenthaten; auf Asturien mit den pittoresken Gebirgsthälern, mit dem so reizend gelegenen Oviedo; auf Santander; die herrliche Straße von dort nach Bilbao; auf San Sebastian. Dann auf Navarra; auf die Pyrenäen-Abhänge; den ganzen Strich von Jaca nach Campredon, Olot, Figueras, bis zur Bay von Rosas.

Auch Catalonien bietet prächtige Gebirgsthäler, Cardona und der Monserrat stehen einzig in ihrer Art da. Die Umgebungen Valencia's; der See von Albufera und die Cabrillen-Pässe bis nach Cuenca; Elche mit dem Palmenwalde; das überreiche Murcia; von dort über's Gebirge nach Granada; und so weiter die Berggasse von Ronda nach Gibraltar hinab, oder von Toledo aus das Thal des Tajo bis gegen die Grenze von Portugal — das sind wunderschöne, viel zu selten bereiste Theile von Spanien, die ich meinen Landsleuten dringend empfehle, wenn sie sich zu einer Excursion nach der pyrenäischen Halbinsel entschließen.

Die Reisegelegenheiten werden ja immer häufiger, billiger und besser; die Gasthäuser bequemer und namentlich im Norden des Landes lobenswerth.

Der Zweck dieses Buches ist, meinen Landsleuten Altes und Neues aus Spanien, Charaktere und Sitten seiner Bewohner vorzuführen; das Interesse für dies Land zu fördern und die Reiselust hierher anzufachen. Meine Arbeiten in den Archiven haben mir manches zur Veröffentlichung Geeignete, meine vielen Reisen und Verbindungen kleine Abentheuer und Pikantes herbeigeführt. Was ich erfahren und gesammelt gebe ich, wie es in müßigen Augenblicken niedergeschrieben ward, wieder.

Die weitere Veröffentlichung des gesammelten Materials wird von der Aufnahme dieses ersten Werkchens abhängig sein.

Cadiz, im Dezember 1853.

v. **Minutoli.**

Das Corpusfest in Valencia.

Wer Valencia in seinem höchsten Glanze sehen will, wann es am belebtesten, am buntesten und am fröhlichsten ist, wann es in der charakteristischen Eigenthümlichkeit seiner Bewohner das Heiligste in seine Jubel hineinzieht, und sich dadurch wiederum die Schranken seines heiteren Lebensgenusses selbst vorschreibt; der besuche die Stadt zu den Festlichkeiten des Dia de Corpus; ein Fest der anständigsten Ausgelassenheit und des ausgelassensten Anstandes. Man berechnet die Zahl derjenigen, welche sich zu diesen Tagen aus der Huerta und der ganzen Provinz in Valencia vereinigen, und sich wie eine dichtgedrängte bunte wogende Masse durch die engen Straßen vorwärts schieben, denn gegen den Strom ist nicht zu schwimmen, auf 250,000 Menschen. Welches Farben- und Minenspiel! Alles bunt, Alles lustig! Jeder im Feierkleide. Die Menschen geputzt, die Thiere geschmückt; die Wagen bekränzt, die Balkons behängt; die Straßen mit toldos überspannt, die Thürme beflaggt. Bauern und Fischer, Soldaten und Bürger, Arme und Reiche, Männer und Weiber, Greise und Kinder, Gesunde und Krüppel, Menschen und Vieh, — Alles in bester Laune; Jeder in der Absicht, die Freude der An-

dern zu theilen, zu erhöhen und selbst zu genießen. Und welch' Geräusch und Klingen! Musikbanden auf allen Plätzen; Guitarren und Kastagnetten in allen Häusern, Orgeltöne in allen Kirchen und Glockenklang von allen Thürmen!

Malerisch schön ist die Tracht der Valencianischen Landleute. Die blendend weiße Fustanella, die rothe Schärpe, der bunte Mantel und die seidnen Kopftücher entsprechen dem afrikanischen Typus ihrer äußeren Erscheinung. Die Frauen sind schön und graziös; die goldnen Nadeln im Haar, die turbanartig gewundenen Kopftücher werden noch heute so getragen, wie sie Tacitus 11, 20 und Martial 11, 66 beschrieben haben.

Ich stieg auf den Micalete, den berühmten Glockenthurm der Cathedrale, um von der Höhe über das Treiben da unten hinabzuschauen. Langsam entwindet sich der Blick dem Gewirr der engen Straßen und verschiedenartigen Terrassen und Dächer; zwischen den mit goldigen Ziegeln gedeckten Kuppeln und Thürmen erhebt er sich in der Ferne. O welcher Contrast! Da liegt sie vor mir die Huerta, in ihrer ganzen stillen Pracht! in ihrem Wassernetze ein ewig grüner Frühling; den vollesten Erndten entgegenreifend. Wie schweigsame Wächter stehen die Palmen einzeln in den Feldern, deren fleißige Arbeiter heute unter mir durch die Straßen wogen. Weiterhin schließen die steilen Felsenmauern die Landschaft ein; die Berge von Murviedro und die gezackten Cabrillen mit ihrem dunkelen Waldgürtel. Da drüben spannen sich die fünf colossalen Brücken über das breite Bett des Turia, in welchem sich ein langer bunter Zug von Männern und Streitern auf geschmückten Maul-

thieren fortbewegt, während der Fluß, als ob er sich seiner Armuth schäme, an dem äußersten Uferrande durch die letzten Bogen der Brücken traurig fortschleicht. Sollten es Thränen des Unmuthes sein, die das Wasser des Turia schon hier salzig erscheinen lassen oder lockt und tröstet ihn das Meer, das ihm in der flachen Ebene so weit entgegenkommt und ihn in seinem Schooße aufnimmt — das blaue, schöne, unendliche Meer? Darüber hinaus erhebt sich das Auge nicht in die Höhe, denn über dem tiefblauen Himmelszelte zittert ein goldenes, blinkendes Licht und mahnt uns an die Nähe des Allmächtigen, dessen Blick wir noch nicht zu ertragen vermögen, wiewohl er uns im tiefsten Herzen bewegt. Wie überaus herrlich ist diese Natur! so herrlich, daß keine Beschreibung hinanreicht! Welcher Genuß, sich dereinst in der Heimath ihrer zu erinnern, in dem heimischen Vaterlande, wo die Natur zwar nicht so reich, aber schön, und kräftig und deutsch ist und bleibt, und uns in ihrer Eigenthümlichkeit mit solchen Banden fesselt, daß wir auch nach dem Tode nur in der vaterländischen Erde ruhen möchten.

Plötzlich schlugen über mir die Glocken zusammen. La Vela, die größeste, stimmte im tiefsten Basse an, und die übrigen fielen ein im Chor, so daß der Micalete erbebte und alle Thürme antworteten.

Hier in Spanien läutet man nicht zur Kirche wie bei uns in Deutschland. Wenn man bei uns an einem schönen, stillen Sommermorgen über Land durch die wogenden Aehrenfelder wandelt und die ganze Natur ihren Sonntag feiert, und über die dichten Linden die Dorfkirche herüber in das Thal schaut, und ihre Glocken in regelmäßigen Pulsen erklingen, um den Christen, die von allen Wegen herab-

steigen, zuzurufen und sie einzuladen zum Altar des Herrn — welch sehnendes, liebedürstendes und Frieden bringendes Gefühl erfüllt uns da! —- Aber das Läuten in Spanien! — Das schallt und klingelt und bimmelt; das schreit und singt und klingt; das summt und brummt und streitet durcheinander und einige Glocken überschlagen sich, als ob sie Kurzweil trieben. So auch in Valencia. Das Concert dauerte fort. Vor meinen Augen duckten die Glockenzieher nieder und segelten jubelnd mit den Strängen in die Luft, und unter mir rasten die Orgeltöne durch den Dom. Der Organist mußte wohl alle Register herausgerissen haben, um das arme leidende Instrument auf herzbrechende Weise mit Händen und Fußtritten zu zerpauken und zu maltraitiren. Ich warf noch einen Blick übers Meer und stieg hinab, um auf der Wendeltreppe die Geschichte der Stadt mir ins Gedächtniß zurückzurufen.

Von Junius Brutus für römische Veteranen gegründet, ward Valencia von Pompejus zerstört. Als Colonie wieder erbaut, erhob sie sich zur Hauptstadt der Estaner. Die Gothen eroberten Valencia und verloren es 712 an Musa Ibn Nasseyr. Nach zwanzigmonatlicher Belagerung erstürmte der Cid 1095 die Stadt, welche Jaime von Aragon im Jahre 1228 zum zweiten Male den Mauren entriß und welche durch Ferdinands Vermählung mit Isabella an die Krone Castiliens gelangte. — So weit war ich in meinem Repetitorium gediehen, als ich beim Herabsteigen an die offne Treppenthür zum Orgelchor gelangte, wo sich eben alle disponiblen Kräfte in der Ausführung des Gloria vereinigten.

Vier Balgentreter drückten ächzend die Windladen

hinab; der Organist arbeitete noch immer fort, so daß ihm die Adern der Finger hochroth angeschwollen waren, während ein mitleidiger Knabe ihm von Zeit zu Zeit den wohlverdienten Schweiß von der Stirn trocknete. Die Posaunisten sahen aus, wie überheizte, zum Zerspringen geneigte Kessel; der Bassist schien selbst mit den dicken Fausthandschuhen nicht ohne Schmerzen auf die straffen Därme zu drücken, während die Seinigen augenscheinlich nicht gefüllt waren; der Pauker prügelte mit einer wahren Berserkerwuth auf die Kalbfelle los, und der Maestro drehte den Kopf wie ein Wendehals, reckte und streckte, bückte und wand sich in allerhand Spiralen, indem er mit dem Stoße seines Taktstockes in den wunderbarsten Schlangenlinien die Luft durchschnitt.

Das sieht sich doch in der Wirklichkeit und in der Nähe ganz anders an, dachte ich bei mir selbst, als unten, wo man die Quälerei und Angst nicht sieht, und nur den Effect empfindet von der Harmonie, welche in mächtigen Tonwellen durch die Gewölbe des Domes dahinströmt, und anklingt in den Herzen der Andächtigen.

Das Fest der Einsetzung des heiligen Abendmahles (Sacramento de la Eucaristia) am Donnerstag der letzten Fastenwoche ward im Jahre 1246 durch den Bischof Roberto de Torote zuerst durch öffentliche Aufzüge gefeiert; Papst Urban dehnte diese Festlichkeiten auf die ganze katholische Kirche aus, und setzte sie auf Donnerstag auf die Octave von Ostern fest. Im Jahre 1311 und 1316 ward bestimmt, daß die Feier acht Tage dauern und daß das Allerheiligste bei den öffentlichen Prozessionen mit umhergetragen werden solle. Um damit die Feste der Befreiung

Valencias vom maurischen Joche zu verbinden, hat der Bischof Hugo von Fenollet im Jahre 1355 diejenigen Aufzüge angeordnet, welche noch gegenwärtig stattfinden und von Königen und Kaisern als etwas besonders Interessantes in Augenschein genommen wurden.

Schon gestern war der ganze Constitutionsplatz, die Straße de Caballeros und de Mercado mit der sogenannten Vela del Corpus, einem blau und weiß gestreiften Leinwandzelt, überspannt, welches etwa 40 Fuß über der Erde von dem vierten Stockwerke der Häuser nach dem Apostelthore der Cathedrale hinaufreichte. Aus der Casa consistorialis waren die Rocas oder Triumphkarren herausgeschoben, auf dem Platze, gegenüber der Capelle de nuestra Señora de los Desamparados aufgefahren, mit Musikbanden umgeben und Nachts glänzend erleuchtet. Um 10 Uhr Vormittags war der Capellan von Valencia, ein würdiger Geistlicher mit weißem Haare, in Amtstracht, auf einem schönen Rappen, dessen Mähnen und Schweif mit hellblauen Atlasbändern durchflochten waren, und dessen tief hinabreichende goldgestickte schwarze Sammetdecke die Wappen von Valencia zierten — durch die Stadt geritten. Die Unterbeamten des Ayuntamiento (batidores) in großer Uniform umgaben ihn, während einer der städtischen Syndici zu seiner Linken ging.

Den Zug eröffnete eine Abtheilung Kavallerie, von dem Regimente Cazadores; dann folgte ein Militairmusikchor, hierauf 6 reich gekleidete Stallmeister, hinter diesen 500 Kinder in Quadrillen getheilt, paarweise, Knaben und Mädchen. Man hatte sehr hübsche Kinder ausgewählt und sie mit Geschmack costumirt. Sie erschienen als Gärtner

mit großen Blumenkränzen und Guirlanden, als Irländer und Polen, als Hirten und als Türken. 40 Knaben mit rothen Turbanen, bewaffnete Sarazenen darstellend, ritten auf, oder eigentlich in Pferden von Pappe und führten während die Quadrillen hüpften und sich tanzend fortbewegten einige Schwenkungen mit vieler Präcision aus. Zwischen den Kindern bewegte sich die Schlange aus dem Paradiese in zeisiggrüner Jacke und gleichfarbigen Unaussprechlichen, die Standarte el Sacramento schwingend, um anzudeuten, daß sie als Sühne für den bösen Rath zum Apfelbiß (fatal bocado) von Gott verurtheilt sei, an der Freude der Einsetzung der Eucaristia Theil zu nehmen. Hierauf folgte la degolla, ein reizendes Mädchen, als Königin der Kinder, in weiß und blauem Atlas gekleidet, eine Krone auf dem aufgelösten gelockten Haare, auf rothem Sammetpolster in einem offenen, von acht Maulthieren gezogenen Triumphwagen wie auf einem Throne sitzend; während sich zu ihren Füßen zwei dreijährige Engelchen mit silbernen Flügeln schmiegten. Die degolla stellt die Jugend, die Unschuld und den Frühling dar; auf die letzte Allegorie deuteten acht junge schöne Männer, in der Tracht der altgriechischen Korbträger; den einen Arm in die Seite gestemmt, mit dem andern einen mächtigen schlanken gefüllten Blumenkorb, den sie auf dem Kopfe trugen, unterstützend.

Nun folgten die tanzenden Momos mit ihren Comparsen. Die ersteren, mit schwarzen Masken stellten die sieben Hauptsünden vor; die Tugend im weißen Kleide mit Blechkrone und Scepter marschirte mit großen Schritten, triumphirend hinterher; beschützt durch sechsunddreißig wilde

Männer, reichlich mit Feigenlaub umschürzt und mit ihren Peitschen tapfer auf die gaffende Menge einschlagend. Sie stellen die Soldaten des Herodes vor, welche in ihrem Uebermuthe auch die Unschuldigen nicht verschonten. Zwischen diesen Uebermüthigen bewegten sich zahlreiche uniformirte Polizeisoldaten als Beruhigungsbalsam; hier schützend, dort tröstend, das Maaß der Freiheit des Einen mit dem Wiedervergeltungsrecht des Andern, das quantitative mit dem qualitativen Capital und Zinsen gegeneinander abwägend; eine Operation, bei welcher Manches für den Vermittler abfiel. Die wilden Männer waren einige Jahre hindurch nicht mehr erschienen, da übelnehmerische Zuschauer den Scherz mit der Navaja (Dolchmesser) beantwortet hatten, allein die Rehabilitirung wurde so dringend begehrt, daß man den Wünschen nachgab.

Hierauf folgte ein wunderschönes Weib, die Mutter Gottes mit dem Christuskindlein auf einem Esel; die Flucht nach Aegypten darstellend. Ihr zur Seite wanderte Joseph und sechs Korbträger folgten, mit Weitzenähren beladen, welche der Sage nach, auf dem Wege der Flüchtigen entsprossen waren. Hieran schlossen sich hoch zu Rosse, umgeben von bewaffneten berittenen Reisigen, die drei Könige aus dem Morgenlande mit dem vollständigen Apparat von Flittern, Zinkenkronen, Kaninchenzobel, goldnen Vasen, Schachteln und Deckelkörben. Dann kamen die städtischen Herolde, die sämmtlichen Alguazils in Paradeuniform, der Capellan zu Pferde, die Mitglieder des Ayuntamiento, einige Polizeimannschaften, der große Christoph mit dem Jesusknaben auf der Schulter, von Landleuten begleitet und dahinter die fünf Welttheile, Afrika und Amerika

doppelt dargestellt, in 18 Fuß hohen, meist in Kattun entsprechend gekleideten Figuren. In ihrer Mitte marschirte ein großer mit Kattun umschlossener Granatapfel, welcher ab und zu auseinander klappte und in seinem Inneren das Allerheiligste, von schönen Blumen umgeben, zeigte. Es soll dies die Erniedrigung des ebräischen Volkes darstellen, zur Strafe, daß dasselbe den Heiland gekreuzigt hat; allein da mir selbst die Auffassung nicht recht klar geworden, so vermag ich auch darüber hier nicht mehr anzugeben.

Den Zug schloß ein Militair-Musikchor und eine Escadron Lanzeros. Er bewegte sich durch die Hauptstraßen der Stadt; der Capellan grüßte nach allen Seiten und lud das Publicum ein, sich der großen Procession am folgenden Tage anzuschließen. Vor den Dienstwohnungen des General-Capitains und des Provinzial-Gouverneurs wurde Halt gemacht, und die Einladung an diese beiden ersten Autoritäten persönlich gerichtet.

Am Donnerstag Vormittag ziehen die Kinderquadrillen in die Casa consistorialis und begleiten das Ayuntamiento, und die in großer Uniform daselbst versammelten Königlichen Behörden in Procession in die Cathedrale zur Messe. Der Adel in seinen reichen Uniformen schließt sich dem Zuge an. Der spanische Adel in Sevilla, Granada und Valencia bildet besondere Corporationen (Maestrantes), welche reiche Uniformen mit den Provinzialfarben, ähnlich unseren Ständeuniformen, tragen. Nach der Messe setzt sich der oben beschriebene Zug noch einmal in Bewegung; ihm folgt später die Hauptprocession, welche wiederum von der Cathedrale ausgeht und dort endet. Die Vorbereitungen dazu sollte ich schauen, als ich von dem Micalete

hinabstieg und durch die Thür des Orgelchors einen Blick auf die tapferen Musici und in das bunte Gewühl da unten in der Kirche geworfen hatte.

Damit die einzelnen allegorischen Figuren zu ihrer Toilette abgesonderte Räume erhielten und sich demnächst in der vorgeschriebenen Reihenfolge der Procession anschließen könnten, waren die Sakristeien und die rings um das Schiff laufenden Capellen zu diesem Zwecke überwiesen. Dort wurde aus- und respective angekleidet; Heiligenscheine aufgepaßt, Lockenperrücken, rothe, schwarze und silbergraue Bärte umgebunden; Backen geschminkt, Runzeln gemalt; Flügel aller Größen und Farben angekleistert oder geschroben; Sandalen geschnallt und Symbole vertheilt. Requisiten aus allen Naturreichen waren in großen Haufen aufgeschichtet und sorgsam gehütet von den Eigenthümern (städtischen Maskenverleihern), welche von dem Ayuntamiento dafür bezahlt werden, so wie dasselbe für ziemlich hohe Preise die Figuranten zur Procession für Geld miethet.

Ich machte einige Male die Runde in dieser prächtigen Cathedrale, el Seo genannt, ursprünglich ein römischer Dianentempel: im Jahre 1492 durch Innozenz VIII. zur Metropole erhoben, war Rodrigo de Borga, bekannter als Pabst Alexander VI., der erste Erzbischof dieser Kirche. In allen diesen Kapellen war ich mehrmals gewesen, um die Riberas, Sassoferratos, Juanes, Orente, Ribalto und Bassanos aufzusuchen und zu bewundern. Wie hatte sich der Schauplatz verändert! In der ersten Capelle, rechts vom Hochaltare, standen die vier Cardinaltugenden, las cuatro famosas heroinas de la antigua ley; decent und geschmackvoll gekleidet; Abigail als Weisheit; Esther als Ge-

rechtigkeit; Judith als Kraft; Ruth als Mäßigkeit — vier stramme Burschen aus der Huerta, voller Würde und Selbstgefühl. Nebenbei wühlte das alte Testament in einem großen Korbe voll Garderobenstücken, und ließ die wünschenswerthe Einigkeit vermissen. In halber Toilette standen Melchisede, Abraham und Isaak, Joseph und Gideon, Kalef, Simson, Moses und David. Ueber dem Beichtstuhle hing Kalefs Traube und hinein hatte man Brote, Heiligenscheine, die Wurzeln für das verheißene Land und eine Menge von allegorischen Symbolen übereinander gepackt. Noah stand auf der Altarstufe und befestigte den Oelzweig im Schnabel einer ausgestopften Taube. Er sagte, daß die Taube die christliche Liebe bedeute, welche sich nach Einsetzung des Abendmahles über die Welt verbreitet habe. Regungslos saßen in der anstoßenden Capelle ringsherum die 12 Apostel; ein wirklich schönes Bild; voll Ernst und edler Haltung; herrliche Köpfe; und da durch ein seitwärts oben angebrachtes rundes Fenster ein glänzender Sonnenstrahl hinabfiel, und wahrhaft malerisch Licht und Schatten vertheilte, so sah man ein Gemälde der Ausgießung des heiligen Geistes vor sich, welches manchem Künstler Stoff zu einer Composition hätte liefern können. Anders sah es in der Nebencapelle aus, wo ein heftiger Wortstreit statt fand. Es sollten dort die vier Evangelisten hergestellt werden. Mathäus mit einem blonden Engelskopfe war bis auf den Sternenkranz fertig; Marcus im grünen, Lucas im blauen Talare stritten sich, wer das Löwenhaupt und wer den Stierkopf aufsetzen sollte, da Beider eigne Köpfe sichtlich zu groß waren, um ohne Unbequemlichkeit in die Pappköpfe zu fahren. Johannes mit zwei ungeheueren

Adlerflügeln an den Armen, bediente sich dieser zu den Gestikulationen, welche seine Vorstellungen begleiteten, während Mathäus mit dem regungslosen pappenen Engelskopf in den heftigsten Geberden die Streitenden beschwichtigte und bedrohte. Endlich kam ein Geistlicher dazu und stellte den Frieden her, indem er zur Eile antrieb, da man mit dem Stimmen der Instrumente begann. Der Stierkopf wurde der Bequemlichkeit wegen quer aufgesetzt; Johannes fuhr in ein Paar blaßgelbe Beintüten und kroch dann mit dem Oberkörper in den Leib eines 8 Fuß hohen Adlers von Pappe, indem er mit den Armen die mächtigen Flügel bewegte. Eine mit rothen Bändern gefesselte weiße Taube, die Inspiration des heiligen Geistes darstellend, ward dem Adler so in den Schnabel gesteckt, um ihr durch einen eigenen Mechanismus im geeigneten Momente die Freiheit geben zu können. Dann ging der Adler aus der Capelle in das hohe Chor, trat vor den Altar und verbeugte sich dreimal, während er mit den Flügeln schlug, worauf er zu den Evangelisten zurückkehrte.

Im unteren Theile des Domes wimmelte es von Kindern, und Tausende von Lichtern blitzten dazwischen. Ganze Schaaren niedlicher Knaben in Tricot mit durchsichtigen Röckchen, Flügeln, Flittern, Sandalen, mit Blumen und Kränzen stellten Engel vor. Ungeduldig über das Warten tummelten sie sich, trieben Neckereien oder gähnten vor Langeweile. Ein vierjähriger Johannes mit einem Lämmchen am blauseidenen Bande, war nur mit Sandalen und einem Schürzchen von Kaninchenfell nothdürftig bekleidet. Dann kamen die Musici von Israel mit Guitarren, Cym-

beln, Triangeln und goldenen Clarinetten. Sie umgaben den David mit der silbernen Harfe, eine prächtige Gestalt, vortrefflich drappirt. Er sollte tanzen vor der Lade, als diese aus dem Hause Abi-Nadabs geführt wurde in das Haus Obed-Edoms. Dazwischen irrte der Erzengel Rafael umher; unter dem Arme trug er einen goldbeklebten Fisch, einem colossalen Bückling nicht unähnlich, und suchte überall nach dem Tobias, der ihm abhanden gekommen war. Zwei andere flügelschlagende Pappadler mit silbernen Bildern des heiligen Vincente Ferrer und San Luis Bertran geschmückt, deren Bedeutung ich nicht erfahren konnte, schienen sich gleichfalls verlaufen zu haben, und drängten sich überall durch die Gruppen stoßend und gestoßen werdend. Endlich machten sie Halt bei der Offenbarung Johannis, im weißen Talare und Bart; goldnen Diadem und Palmzweig; die Reinheit und Gelehrsamkeit der Apocalypsis bezeichnend. Den Heiligen begleitete ein Engel im rothseidenen Gewande, Blumen im Haar und auf einem mächtigen Palmzweige. Es war der Engel von der Insel Patmos (Apocal. 1. v. 1). Hinter dieser Gruppe hielten 24 weiß gekleidete Greise mit goldenen Kronen, 24 mächtige, mit dem Wappen der Stadt geschmückte, 85 Pfund schwere, 8 Fuß hohe Wachsfackeln tragend. Es sollten diejenigen sein, welche das Lamm anbeten (Apoc. 3. 4). Nun folgten in dichte Haufen zusammengedrängt die 22 städtischen Gewerke; ein jedes den Schutzheiligen auf reich geschmückter Tragbahre, von bunt geputzten Trägern umgeben in ihrer Mitte. Alle trugen Kerzen. Vorn standen die Matratzenstopfer (colchoneros) mit der Madonna de las nieves; dann folgten die Schnei-

der mit San Jaime; die Handschuhmacher mit San Bartolomäus; die Bäcker mit Adam und Eva; die Schuhmacher mit Crispin und so fort.

Plötzlich donnerten Geschützsalven durch die Stadt; alle Glocken setzten sich in Bewegung; die Musikchöre begannen ihre Märsche; die große Orgel schmetterte mit den Trompetenregistern; mächtige Weihrauchwolken wirbelten in die Höhe, die Kerzen richteten sich gerade, und ernst und gemessen entwickelte sich der dichte Knäul; alle Heiligen, das Allerheiligste und alle Schätze der Kirche in sich schließend, um in geordnetem Zuge den Tausenden, die draußen des lang ersehnten Schauspiels harrten, die Pracht und Bedeutung des Kirchenfestes anschaulich zu machen.

Voran ritt eine Escadron Cavallerie mit der Regimentsmusik; dann folgte eine Abtheilung Infanterie mit dem Musikchor; Wappenherolde in mittelalterlicher Tracht; Tubabläser und Fahnenträger; darunter die Fahne, welche Ludwig V. von Frankreich dem Grafen Wifred von Barcelona verliehen; die Fahnen von Jaime I. und Pedro IV. von Aragon. Demnächst erschienen die Waisenknaben, die Expositos, die Armenschulen; alle mit ihren Heiligenbildern, Fahnen, Kerzen. Lauter blühende, frische Kinder; geschmackvoll, zweckmäßig und sauber gekleidet. Daran schlossen sich die Gewerke an. Hierauf folgte das alte und neue Testament in der oben beschriebenen Ordnung; der Gesammt-Clerus; die Processionen aller Parochialkirchen mit ihren Fahnen und Schutzheiligen; das Metropolitankapitel; der Erzbischof mit der Monstranz; die Behörden, das Officiercorps; der Adel; Musik, Infanterie und Cavallerie.

Die Triumphkarren, deren 6 vorhanden, sind fast Schiffen zu vergleichen, welche auf hohen Rädern stehen, von je acht reich geschmückten Maulthieren gezogen und von den Müllern von Valencia gefahren werden, und haben an dem hinteren Ende ein hohes Postament, auf welchem sich eine allegorische Figur, bunt angestrichen etwa 6 Fuß hoch befindet. Die Wagen sind breit und hoch. Es befanden sich wohl an 20 maskirte Kinder, Musici, Militairposten und Polizeisoldaten auf jedem Einzelnen.

Der erste Wagen heißt la purisima Concepcion de la Virgen madre de Dios, ist 1542 gebaut; 1662 durch Pabst Alexander VI. besonders geheiligt. Er führt das Standbild der Jungfrau auf dem Monde und ist mit Kindern besetzt, als Symbol der Unschuld.

Der zweite Wagen, la Fe — der Glaube genannt — einen geflügelten Engel tragend, ist im Jahre 1684 zur Erinnerung an die Eroberung Valencias durch Jaime I. von Aragon 1238, und an die Bekehrung der Mauren erbaut, und zu Ehren der letzteren mit jungen Türken besetzt.

Der dritte Triumphwagen ist der des San Vincente Ferrer, des Schutzpatrones der Stadt, dessen Bild mit Flügeln auf dem Postamente steht, und 1665 erbaut. Die als Holländer gekleideten Knaben im Wagen sollen die Freude verkünden, daß Ferrer in Valencia geboren ist.

Auf dem vierten Wagen bezwingt der Erzengel Michael den Teufel. Im Jahre 1535 ward der Wagen erbaut zur Feier der Ausrottung des Heidenthums. Hierauf deuten die jungen Türken, welche oben Platz genommen haben.

Der Wagen des Pluto ist mit Schlangen, Drachen und Teufeln bemalt. Pluto bezeichnet den Teufel oder Mohamed, welcher das Heidenthum 524 Jahre lang in Valencia herrschen ließ, bis der Alcoran sich in die Bibel verwandelte. Der Wagen ist 1542 erbaut. Die 7 Hauptsünden und die Tugend haben sich darin niedergelassen.

Der Wagen der Dreieinigkeit, 1542 erbaut, zeigt oben auf dem Postament die Statuen von Gott, Vater und Sohn und darüber den heiligen Geist. Auf dem Vordertheil des Wagens stehen lebensgroß in Holz geschnitzt und gut gemalt, Adam und Eva. Zwischen ihnen ein großer Baum, in dessen Zweigen ein laubfroschartig gekleideter Mann als Schlange hängt. In der Mitte des Wagens stehen Adam und Eva in Tricot, jedoch, obgleich vor der fatal bocada — anständig mit Feigenblättern umgeben. Beide haben lang aufgelöstes Haar. Dem Adam mußte dazu ein guter Pferdeschweif gedient haben. Das Gefühl der Dezenz hatte Eva veranlaßt, ein weißes Schnupftuch umzubinden und mit großer Nadel auf der Brust am Tricot festzustecken. Am Postament standen 2 Polizeisoldaten und ein Arbeitsmann, und ganz hinten ging der wachthabende Engel mit dem Schwerdt auf und ab. Der Wagen hielt mitten auf dem Platz; der Arbeitsmann drehte mühsam an einer Kurbel; das Postament öffnete sich, Trompeten schmetterten und ein Schemel auf einem Storchschnabel fuhr heraus, Gott den Vater tragend, der in blau und roth gekleidet, mit Heiligenschein und der Erdkugel versehen, dem Menschenpaare den Genuß der Früchte jenes Baumes untersagte und ihnen Gehorsam anempfahl. Beim schnellen Zurückfahren des

Stuhles blieben zwar der Heiligenschein und ein Bein des Schöpfers außerhalb des Postamentes, was ein lautes Gelächter der Zuschauer und einen kleinen Wortwechsel Gottes mit dem Arbeitsmann veranlaßte, aber nicht verhinderte, daß die Verführung, der Sündenfall und die Strafe vorschriftsmäßig aufeinander folgten, wie dies der interessante wortgetreue Text im lemusinischen Dialect im Anhang besagt.

Eine Gewitternacht in Merida.

In Estremadura, 9 Stunden von Badayoz an der Straße nach Madrid, liegt Merida auf dem rechten Ufer des Guadiana. Das kleine Landstädtchen zählt etwa 4000 Seelen. Es herrscht daselbst weder Handel noch Gewerbethätigkeit; es ist alles so still und ehrsam dort, und die Diligence läßt dem Reisenden kaum Zeit, den Wagen zu verlassen und einen flüchtigen Blick auf den einsamen, mit Bäumen besetzten Marktplatz zu werfen. So setzen die Meisten ihre Reise nach Trujillo fort, ohne daß ihre Aufmerksamkeit auf Stadt und Umgegend besonders angeregt worden wäre. Und doch birgt Merida viele antiquarische Schätze und ist unendlich reich an interessanten Denkmälern aus der Römer- Gothen- und Maurenzeit; eine ernste Mahnung des Wechsels weltlicher Pracht und Größe.

Merida war zu seiner Zeit das alte Rom Spaniens, an Umfang, Glanz und Ueppigkeit. Nachdem Augustus die letzten Anstrengungen der Cantabrer unterdrückt und mit ihrer Niederlage Spanien endlich vollständig bezwungen hatte, erhielt der Legat Publius Carisius den Befehl, die emeritirten Veteranen der fünften und zehnten Legion in Lusitanien anzusiedeln; und im Jahre 23 vor Christi Ge-

burt ward in Folge dessen Augusta emerita, das jetzige Merida, die Hauptstadt der Provinz gegründet. Die Bevölkerung der Stadt zählte hundert Jahre später eine Million Seelen. Das Forum, der Hippodromus, das ungeheure Theater für die Naumachieen, der großartige Aquäduct, der prächtige Triumphbogen Trajans und die 33 Fuß über dem Wasserspiegel erhabene, 81, aus mächtigen Granitquadern erbaute Bogen zählende Brücke über den Guadiana — suchten ihres Gleichen. Die Stadtmauern hatten 6 Leguas im Umkreise; sie waren 25 Fuß hoch und 10 Fuß dick, mit Zinnen und 1200 Thürmen versehen. 84 Thore führten in die Stadt, deren mit Bassins fließenden Wassers besetzte Hauptstraßen sich am Forum vereinigten. Die Besatzung bestand aus 80,000 Mann Fußvolk und aus 10,000 Reitern.

Zur Zeit der Herrschaft der Gothen hatte Merida nichts von seiner bisherigen Bedeutung verloren und der König Rodrigo hielt dort häufig seinen Hof. Während nach der Schlacht am Guadalete Taric gegen Norden vorgedrungen war und Toledo erobert hatte, zog der Wali Muza ben Noseir, nach der Ausschiffung seines Heeres an den Küsten von Algarbe, nordöstlich ohne Aufenthalt gegen Merida, wo er mit 18,000 Reitern und wenigem Fußvolk anlangte, da das letztere in einzelnen Abtheilungen als Besatzung der Städte, welche sich auf dem ganzen Wege ohne Schwertstreich unterworfen hatten, zurückgeblieben war. Beim Anblick der Stadt rief Muza aus: „Sollte man nicht glauben, die ganze Welt habe sich vereinigt und ihre Schätze zusammengetragen, um diese herrliche Stadt zu bauen! Glücklich, wem es gelingt, diese Meisterin der Städte zu bezwin-

gen!" Die Einwohner wiesen die Aufforderung zur Uebergabe zurück, und lange Zeit wurde unter den Mauern der Stadt mit großer Erbitterung und Verlusten von beiden Seiten mit abwechselndem Glücke gekämpft. Endlich begannen die Verhandlungen zur Einlassung der Mauren, welche dadurch zum schnellen Abschluß gelangten, daß Muza während derselben seinen weißen Bart zur Hälfte abschnitt und dunkel färbte, und erklärte, daß er jugendliche Kräfte zur Fortsetzung des Kampfes vom Himmel erhalten habe, wodurch er die Unterhändler glauben machte, daß er im Besitze unwiderstehlicher Zaubermittel sich befinde. Die Friedensbedingungen bestanden in Auslieferung der Waffen, Pferde, der Güter derjenigen Einwohner, welche aus der Stadt geflüchtet waren, oder darin nicht verbleiben wollten; der Güter der, während der Belagerung Gefallenen und dem Gold und Silber der Kirchen. Den in der Stadt bleibenden Einwohnern ward Sicherheit und Eigenthum, so wie die Erhaltung der Kirchen, die freie Ausübung der Religion und der Gerechtigkeitspflege nach den gothischen Gesetzen verbürgt. Die Mauren erbauten in der Mitte der Stadt den prachtvollen Alcassar und förderten in den nächsten Jahrhunderten Industrie und Handel. Am 29. November 1229 eroberte Alonso el Sabio Merida, und von da ab datirt der Verfall der Stadt, zu dessen Vollendung es einer weit kürzeren Frist bedurfte, als zu ihrer Blüthezeit.

Es war etwa 11 Uhr Nachts, als ich von der, wegen ihrer Unsicherheit verrufenen Sierra Serena in die Ebene hinabstieg. Das Maulthier, welches ich ritt, war von der starken Tagereise sehr ermüdet und mein trefflicher Benito, der mir mit dem Gepäck folgte, äußerte seine üble

Laune durch beharrliches Schweigen. Seine Fröhlichkeit war verschwunden, seine Lieder verstummt; er hing dicht in seine Capra gehüllt vorn über den Hals seines Thieres und schlief oder wollte für schlafend gehalten werden.

In dem wolkenlosen Himmel vor mir stand der Mond; er übergoß die stille Landschaft mit seinem magischen Lichte, er blickte in den Guadiana hinab, dessen bewegliche Wellen das Spiegelbild umtanzten und sich vergeblich bemühten, dasselbe zu entführen. Mir gegenüber auf dem steilen rechten Ufer lag Merida; der höhere Stadttheil in blendender Mondeshelle, der untere im tiefsten Schatten, seine Dächer und Thürme abgrenzend, und über den Strom erstreckte sich in majestätischer Haltung Trajans Meisterwerk; unerschütterlich fest, seit 1500 Jahren auf den sich unabläßig unter ihm fortwälzenden Strom mit gleicher Ruhe hinabblickend — ein Symbol, wie die großen Charaktere unberührt bleiben von dem eiligen Treiben und Drängen der Welt. In der Stadt war feria oder Jahrmarkt; viele Lichter glitzerten herüber und hüpften im Wiederschein wie Irrlichter auf den Wellen des Guadiana. Auf dem Marktplatz mußten wohl Lampen und Feuer angezündet sein, denn die ihn umgebenden gegenüberliegenden Häuser erschienen bis zur halben Höhe im rosenrothen Lichte, während auf der oberen Hälfte der ernste und blasse Mondschein sein Anrecht behauptete. Zu meiner Rechten dampften die brennenden Felder. Um sie zum Herbst zu bestellen, waren die Stoppeln und das Unkraut, das sie überwuchert, angezündet. Leise schlichen die züngelnden Flammen die Höhen hinauf, oder wälzten sich fort im dichten Knäul; bald zuckend und verglimmend, bald hell aufflackernd; jetzt wie lauernd um

sich sammelnd, und nun wie ein rasendes Raubthier auf seine Beute fortstürzend, eingehüllt in dicken, weißen, wirbelnden Rauch, der wie ein Lindwurm in ewigen Verschlingungen, dem Feuer voraus, nach dem Gebirge zog.

Welch eigenthümlicher Contrast in der so stillen weiten Landschaft; Luft und Erde unbeweglich, aber die Wellen des Guadiana trieben nach links hinab, und das Feuer wanderte zur Rechten hinauf.

Am fernen westlichen Horizonte standen zwei Gewitter, im wunderbaren Wechsel wie im Zweikampfe, ihre Blitze drohend gegeneinander schleudernd. Es lagerte dort eine dunkele Wolkenschicht, wie ein dichter Vorhang über der Ferne; aus ihr zuckte im äußersten Westen ein blendender Feuerstrahl, lief im schlängelnden Zickzack horizontal gegen Norden zu, und schien dort einen neuen Blitz entzündet zu haben, der züngelnd zur Erde fuhr. Genau dieselbe Erscheinung wiederholte sich nach gleichmäßigen Pausen; Blitz und Feuerstrom und drüben wieder Blitz. Ich erinnere mich nicht einer ähnlichen Beleuchtung, einer so eigenthümlichen Färbung, einer so drückenden nächtlichen Stille und eines so merkwürdigen Spiels der Elemente. Man gewahrte keinen Luftzug, denn unbeweglich blieben Blätter und Gräser, aber Feuer und Wasser und die Gewitter blieben in rastloser Thätigkeit. Es erhob sich kein Nachtthau aus der trocknen Erde, die Luft war lau und mild, und doch hatte man das Gefühl der Berührung von einer kalten und feuchten Hand. Ich hörte den Donner nicht rollen, aber es war mir, als fühlte ich seine, die Erde durchzitternde Bewegung. Das Feuer des Feldes hatte sich inzwischen weiter die Höhe hinauf entfernt, aber es war mir, als em=

pfände ich seine sengende Nähe. Die Stadt lag zu fern, als daß man das Geräusch des dortigen Treibens hätte vernehmen können; aber es schien mir, als ob mein Ohr von einzelnen Accorden von Guitarren oder vom fernen Gesange berührt würde. Unterdessen waren die Gewitter näher gezogen, die Blitze wechselten schneller und vor dem Glanze des electrischen Lichtes erschraken und erblindeten die Feuer in der Stadt und der Mondschein in der Landschaft, welche plötzlich schwarz, mit schwefelgelben Umrissen erschien und einiger Zeit bedurfte, bis das Mondlicht sie wieder beruhigt hatte. Ich befand mich in einer eigenthümlichen Stimmung. War es das Beugen vor der unendlichen Größe Gottes und seiner Werke? War es die Sehnsucht nach dem theuren Vaterlande und den fernen Lieben daheim? Es konnte nicht Furcht sein, denn diese habe ich nie im Leben gekannt, auch nicht da, wo ich dem Tode ins Auge geschaut; aber doch war es ein lang erwartendes Gefühl, wie es uns in großen Momenten des Lebens oder in tiefster Einsamkeit, auf dem hohen Gebirge oder auf dem Meere erfaßt; zugleich mit dem Bewußtsein der Zuversicht auf höheren Schutz. Da fiel der erste Donnerschlag und plötzlich hob sich wie aus der Erde eine verhüllte Gestalt dicht neben mir und trat auf mich zu, so daß das erschreckte Maulthier zurückprallte. Mit einem Satz war Benito an meiner Seite und griff in die Zügel; sein Gesicht war bleich und starr sein Auge. Ich hatte kaum das Pistol aus der Satteltasche gerissen und das Maulthier zum Stehen gebracht, als die fremde Gestalt mit einem Schrei zusammenzuckte, und mit Benito, der sie umfaßt, zu Boden gesunken war.

Ich gewahrte bald, daß es darauf ankomme, einer todtkranken Frau Beistand zu gewähren. Ich sprang aus dem Sattel und suchte nach Kräften zu helfen und noch heute kann ich nicht ohne Erschütterung an die traurige Geschichte zurückdenken. Concepcion M. lebte als mittellose Wittwe in dem benachbarten Almendralejo. Sie hatte zwei Töchter, welche kränklich waren; alle drei gleich tugendhaft, bedürftig und arbeitsam. Eine hohe Dame in der Provinzialhauptstadt hatte eine Wallfahrt nach St. Peter gelobt; sie wußte die Wittwe durch ein reiches Geschenk zu vermögen, die Pilgerreise statt ihrer anzutreten. Concepcion kehrte zurück. Sie hatte nur noch wenige Stunden bis in ihren Wohnort. Eine unbeschreibliche Sehnsucht und Angst nach ihren Kindern hatte sie zu übermäßigen Anstrengungen getrieben; sie war seit vierundzwanzig Stunden fort und fortgeeilt. Bis hierher war sie gegen Sonnenuntergang gekommen; hier verließen sie die Kräfte. Sie hatte beten wollen, war jedoch in eine Ohnmacht ähnliche Betäubung gefallen, in welcher sie mehrere Stunden zugebracht, und erwacht war, um bei uns Hülfe und Unterstützung zu suchen, weil sie sich zu schwach fühlte, allein weiter zu gehen. — Dies war die Erzählung der Kranken. Sie sprach auch von einem einzigen Sohne, der gestorben oder verschollen sei; allein ich konnte, da ihre Stimme immer schwächer wurde, weder den Sinn dessen, was sie sagte, noch die Gründe verstehen, weshalb sie so weit vom Wege ausgebogen sei, und gerade hier habe beten wollen. — Benito geberdete sich wunderlich; bald sprang er auf, bald kniete er nieder; darauf drehte er sich im Kreise herum, dann lief er zu den Maulthieren, packte die Lebensmittel ab, stellte

sie rings um die Kranke, legte ihr das Sattelkissen unter den Kopf, breitete seinen Mantel über sie, sprang dann, ohne ein Wort auf meine Frage zu erwiedern, auf sein Thier und jagte im gestreckten Galopp die Höhen hinab, der Brücke zu. Der Himmel hatte sich inzwischen dicht bezogen. Die Wolken jagten über den Mond fort; es donnerte heftig und dicke Tropfen wurden die Vorläufer eines tüchtigen Gewitterregens.

Mit der Kranken schien es zu Ende zu gehen. Sie athmete schwer; ein Zucken erfaßte wie ein Krampf ihre Glieder. Ihre Finger suchten nach einem Gegenstande, dann falteten sich ihre Hände, sie hob den Kopf, setzte sich aufrecht hin, starrte in die Höhe, hielt wie geblendet beide Hände vor die Augen und fiel mit den Worten: „ich komme, ich komme!" zurück.

Meine Lage war höchst peinlich. Die Kranke schien gestorben zu sein, oder in Ohnmacht zu liegen; ich vermochte nicht zu helfen. Benito kehrte nicht zurück; es war Ein Uhr. Der Regen goß in Strömen und der Sturmwind bot dem Donner einen Wettkampf an. Ich wartete noch eine halbe Stunde. Ich hatte auch meinen Mantel über die Ruhende gebreitet; den Schirm, den ich über ihrem Haupte ausgespannt, hatte längst der Sturm entführt. Ich bestieg mein Maulthier und ritt zur Stadt, um Hülfe zu holen. Zum Glück wußte die mula den Weg; ich würde mich in der Dunkelheit nicht orientirt haben. Am Thore jenseits der Brücke herrschte große Bewegung. Benito war gestürzt und bewußtlos in eine Posada gebracht worden.

Ich machte Anzeige von dem Vorfall und erhielt das Versprechen, daß man einen Wagen mit Betten bestellen,

und damit hinausfahren wolle, um die Kranke hereinzuschaffen. Dann ging ich zu Benito hinauf. Er lag bewußtlos mit verbundenem Kopfe. Der einzige Arzt des Ortes war über Land geritten, so daß man nicht erfahren konnte, ob der Zustand des Verwundeten gefährlich sei oder nicht. Ich ging dann in eine Fonda, zog mich um, war jedoch außer Stande, mich zu erwärmen. Ich legte mich nieder, konnte jedoch nicht einschlafen und stand wieder auf. Es trieb mich hinaus; es war gegen Vier. Ich sprach bei Benito an, er lag noch bewußtlos in demselben Zustande. Der Arzt war noch nicht zurückgekehrt. Ich ging aus dem Thore über die Brücke und den Höhen zu. Es war empfindlich kalt; ich bemerkte trotz der Dunkelheit schon von Weitem, daß oben Menschen beschäftigt waren. Ein Wagen fuhr vor mir her, und schlug denselben Weg ein. Der Tag graute, als ich auf dem Schauplatze des nächtlichen Ereignisses eintraf. Die Frau war todt; ein unendlich friedlicher Ausdruck lag in den verklärten Zügen. Hinter mir her war ein kleiner Mann den Berg herauf gekommen, der von dem Vorfalle gehört hatte; er drängte sich in den Kreis, trat an die Verstorbene und sagte:

„Ja wohl ist es die alte Concepcion! Wohl ihr, daß sie nicht nach Hause gelangt ist; ich bin aus Almendralego. Um Mitternacht sind beide Töchter gestorben; sie kränkelten lange, und es war ihnen nicht zu helfen."

„Ja Herr," fuhr der Mann fort, als er sah, daß ich ein besonderes Interesse an dem Schicksal der Familie der Verstorbenen nahm, „Sehen Sie, daß die Alte gerade hier verkommen mußte. Hier an dieser Stelle — wo heute vor

zehn Jahren ihr Sohn den Pascual aus Santa Maria erstochen und hat landesflüchtig werden müssen!"

Welchen Stoff zu Romanen bildet oft das einförmige Leben einer stillen und anspruchslosen Familie! Der Aufenthalt in Merida war mir verleidet; ich war nicht in der Stimmung, um dort mit Muße die antiquarischen Schätze zu studiren und benutzte den nächsten Courier, um nach Madrid zurückzukehren. Bei meiner Abfahrt befand sich Benito noch immer in demselben bedenklichen Zustande. Der arme Benito! Er war ohne Zweifel der Sohn der Verstorbenen.

Ein Zweikampf in Puerto Santa Maria.

Die Psychologie gewährt ein unerschöpfliches Studium. Es giebt Seelenzustände und Gefühle, die man durchaus nicht bestimmten Begriffen unterordnen kann, weil sie in ihren inneren Widersprüchen keinen Schlüssel gewähren, um sie begreifen und würdigen zu können. Gefühle — nicht hinreichend motivirt, aber mit Energie und Consequenz ein ganzes Leben hindurch bewahrt und ausgebildet; ohne sittliches Prinzip neben tugendhaftem Wandel und höchster Ehrenhaftigkeit; an Gemüthskrankheit streifende Verblendung und Vorurtheile neben einfacher und klarer Denk- und Handlungsweise.

Ein solches Beispiel mag hier folgen; ein Beispiel ererbten Familienhasses ohne persönlichen Groll, Bitterkeit, Eifersucht, Schadenfreude, Mißgunst, Rache oder Bosheit; eine Auffassung, die in zwei Individuen gleichartig vorhanden und als Ehrensache gepflegt ward.

Die Thatsache erscheint sehr bizarr. Ein Jeder wird sich darüber sein eignes Urtheil bilden, und dasselbe wird muthmaßlich sehr verschiedenartig ausfallen. Ich habe mich bestrebt, die Erzählung bis auf die einzelnen Aeußerungen genau so wieder zu geben, wie sie mir aus achtbarer Quelle

mitgetheilt ward, von Männern, welche weder überschätzen und übertreiben, noch rechtfertigen oder verdammen wollten; die sich darauf beschränkten, solche Vorgänge, die sie sich nicht zu erklären vermochten, zu beklagen.

Puerto Santa Maria am Ausfluß des Guadalete in die Bay von Cadiz, liegt zwei Stunden von Xeres. Das Land ist heiß, der Wein ist glühend und das Blut der Menschen rollt feurig durch die Adern. Allein der Boden treibt die reichsten Erndten; der Rebensaft ist der edelsten einer, und die Bewohner zählen trotz ihrer Leidenschaftlichkeit zu den tüchtigsten und schönsten Spaniern.

Im Jahre 1163 v. Chr. G. soll Menestheus, der griechische Heerführer, am Ausfluß des Guadalete eine Stadt und Hafen „Portu" oder Puerto de Menesteo angelegt haben, deren Bewohner als Seefahrer sich durch besondere Kühnheit und als Krieger durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet hätten. Ihren letzten geschichtlichen Waffenruhm erfochten die Streiter von Puerto Santa Maria (seit der Einführung des Christenthums so genannt), in der Schlacht bei Xeres de la Frontera, wo sie ihre Hingebung mit ihrem Tode besiegelten. Ihren Grabhügel bildeten die Trümmer der Stadt, welche von den Mauren geschleift ward, als Vergeltung für den tapferen Widerstand, den ihre Bewohner im entscheidenden Kampfe geleistet.

Als nämlich am dritten Tage der heißen Schlacht bei Xeres, Taric seine weichenden Schaaren zum Stehen gebracht, und den Siegern von Almagreb bedeutet hatte, daß er ihre Schiffe verbrannt und sie selbst nur zwischen Sieg

oder Tod zu wählen hätten, und er sich dann ganz allein, seinen Truppen voran mitten in die feindlichen Haufen gestürzt; die christliche Fahne und unfern davon den König Roderich erreicht und letzteren mit einem Lanzenstich zu Boden gerannt hatte — waren es die Krieger von Puerto Santa Maria, welche zuletzt und bis auf den letzten Mann Stand hielten, als das Heer der Christen sich in rasender Flucht auflöste. Erst König Alonso erbaute und befestigte 1264 von Neuem die Stadt, welche durch Sancho IV. 1286 dem genuesischen Admiral Benedict Zacharias geschenkt ward. Später gelangte die Stadt in den Besitz der Familie Guzman und Medinaceli, bis sie unter Philipp IV. wieder mit der Krone vereinigt und ihr der Beiname „Muy noble y muy leal“ (sehr edle und sehr treue), beigelegt wurde.

Am 1. October 1823 landete Ferdinand VII. in Puerto Santa Maria und dankte in der dortigen Hauptkirche Gott für die Rettung und Wiederherstellung der Monarchie.

An einem heißen Augusttage war ich mit einem Freunde von Cadiz herüber gekommen. Auf dem kleinen, überfüllten Dampfschiffe ohne Zelt waren wir halb gebraten und beeilten uns daher, möglichst bald ein kühles Zimmer und Erfrischungen zu nehmen. Obgleich es Mittag war, fanden wir dennoch, gegen die hiesige Gewohnheit, die Straßen mit sorgfältig gekleideten Menschen gefüllt, deren ernste und feierliche Haltung auf irgend etwas Außergewöhnliches hindeutete. Auf meine Frage erfuhr ich, daß ein Begräbniß stattfinden würde, und zwar ein Doppelbegräbniß. In Spanien werden die Leichen nicht in die Erde gesenkt, sondern

in 4—10 Reihen übereinander fortlaufende Nischen vermauert. Mein Freund, welcher einer solchen Beisetzung noch nicht beigewohnt, und vorausgesetzt hatte, daß, der großen, öffentlichen Theilnahme nach zu urtheilen, die Verstorbenen den höheren Ständen angehört hätten, und die Feierlichkeit mit besonderer Pracht vor sich gehen würde, forderte mich auf, uns anzuschließen. Ich war bereit; allein wir staunten nicht wenig, zu vernehmen, daß man diese öffentliche Theilnahme zweien Paisanos bürgerlichen Gewerbes zollte; es handelte sich nämlich um das Begräbniß eines Calesero's oder Miethskutschers und des Besitzers einer Lancha, eines kleinen Kahnes, welcher als Fischer und Schiffer seinen Unterhalt gefunden hatte.

Epifanias P. und Mariano T. waren beide in Puerto Santa Maria geboren. Sie waren weitläuftig verwandt. Beide standen noch im Knabenalter, als sie ihre Eltern verloren und bei fremden Leuten untergebracht wurden. Sie wohnten nebeneinander, besuchten dieselbe Schule und wetteiferten in Fleiß und Tüchtigkeit. Unter gleichen Entbehrungen entwickelten sich ihre Charaktere. Sie grüßten sich gegenseitig; sie standen sich untereinander bei gegen dritte; sie duldeten nicht, daß man von dem Einen oder dem Anderen Böses sprach, aber sie mieden sich, und niemals kam eine freundliche Annäherung unter ihnen zu Stande.

Eine eigenthümliche Fügung des Schicksals hatte die durch die Bande des Blutes verbundenen und durch edle Gesinnungen verwandten Familien beider seit einer langen Reihe von Jahren durch einen Familienhaß getrennt, welcher, ohne irgend eine Nahrung durch die späteren Generationen zu erhalten, von Geschlecht zu Geschlecht forterbte.

Man konnte oder wollte sich der eigentlichen Veranlassung nicht erinnern, aber Niemand bot die Hand zur Versöhnung. Selbst wo der Zufall solche erleichtert, oder factisch durch gegenseitige Dienstleistungen herbeigeführt hätte, ward es wie eine Ehrensache betrachtet, selbst in verletzender Weise, — solche Veranlassung zu meiden, und die Feindschaft, als ob sie ein kostbar zu pflegendes Gut sei, unverändert fortbestehen zu lassen.

Es war dies der einzige Vorwurf, welcher den beiden Familien, namentlich den Eltern von Epifanias und Mariano gemacht werden konnte, die sich im Uebrigen der ungetheilten Achtung ihrer Mitbürger erfreuten. Die Vermittelungsversuche von Geistlichen und Freunden blieben erfolglos, und schienen die gegenseitige Erbitterung sogar noch zu nähren. So ließ man denn die Familien gewähren.

Die Familien wohnten früher in eignen Häusern in derselben Straße sich gerade gegenüber. Im Hause, welches Mariano's Vater bewohnte, kam Feuer aus. Die Flamme griff so schnell um sich, daß wenig von der Habe gerettet ward. Ein Kind in der Wiege in einer oberen Kammer war in der ersten Bestürzung vergessen worden. Epifanias Vater war mit Lebensgefahr in das Fenster gestiegen. Er nahm das Kind und rettete es, obgleich er durch Brandwunden erheblich verletzt ward. Er legte das Kind der verzweifelnden Mutter in die Arme. Wohl jauchzte das Mutterherz auf über das wiedergeschenkte Kind, aber die Freudenthränen vermochten die Eisrinde nicht zu schmelzen, die sich um ihr Herz gelagert hatte. Niemals kam eine Silbe des Dankes über die Lippen der Eltern; ja, es schien sogar, als ob sie

das Kind, weil sie es dem gehaßten Nachbarn verdankten, dem sie nichts schulden wollten, seitdem vernachlässigten und unfreundlich behandelten.

Zwei Jahre später verlor Epifanias Vater durch die Ueberschwemmung des Guadalete seine Erndte und ein gutes Maulthier. In großer Verlegenheit bemühte er sich vergeblich um ein Darlehn. Mariano's Vater schaffte die benöthigte Summe. Er wußte, daß sie auf sein Anerbieten abgelehnt werden würde. Er übergab sie dem Ortsgeistlichen, und dieser mußte sie als die Seinige anbieten. Zu seiner Freude sah sich Epifanias Vater im Stande, den Verlust zu ersetzen. Der Acker ward umgearbeitet, eine Mauer aufgeführt, eine Mula gekauft und tüchtig gewirthschaftet. Der Priester glaubte den Zeitpunkt günstig, um noch einmal einen Versöhnungsversuch wagen zu können, und setzte Epifanias Vater von dem eigentlichen Sachverhältniß in Kenntniß. Dieser ward wüthend. Er schalt den Geistlichen einen Betrüger; er wies ihn aus seinem Hause und erklärte, nie wieder zu ihm zur Beichte gehen zu wollen. Noch an demselben Tage verkaufte er sein Haus für einen Spottpreis, that die empfangene Summe mit dem höchsten üblichen Zinssatz in einen Beutel, und warf diesen seinem Feinde durch das offne Fenster in sein Zimmer.

Beide Männer starben kurze Zeit nacheinander, ohne auf dem Todtenbette an Versöhnung zu denken; Beide empfahlen aber ihren Kindern an, sich vor gegenseitiger Annäherung zu hüten und sich durch freundschaftliche Beziehungen Nichts in den Familienrechten zu vergeben.

So waren die Söhne nebeneinander aufgewachsen und ihres Erbtheils eingedenk geblieben. In den Charakteren

Beider bestanden gewisse Sympathien und eine Uebereinstimmung der Denk- und Handlungsweise, gleich wie ihre Erlebnisse vielfache Gelegenheit boten, ihre Entschlossenheit, Energie und Tüchtigkeit öffentlich anzuerkennen.

Sie standen beide im zweiundzwanzigsten Lebensjahre, und hatten sich seit einem Jahre mit ihrem kleinen Vermögen etablirt. Epifanias hatte eine zweirädrige gelbe Calesa mit rothen Polstern und ein tüchtiges Pferd gekauft und trieb Lohnfuhrwerk. Mariano erstand einen Kahn und beschäftigte sich mit Fischerei und Schifferei, indem er Waaren nach Cadiz verlud, oder aus dem dortigen Hafen herüberschaffte.

Vor 6 Monaten war Epifanias mit einem Regidor des Ayuntamiento nach San Lucar gefahren, während Mariano über den Guadalete setzte, dessen Ufer in Stelle einer Schiffbrücke durch eine Drahtbrücke verbunden werden sollten. Bei dem Richten der Hauptbalken in die Eisenstränge gerieth einer derselben, sei es durch die Fahrlässigkeit der Arbeiter oder durch einen unvorhergesehenen Zufall aus dem Gleichgewicht; er stürzte hinab und riß vier Arbeiter mit in den Strom, nicht ohne zwei derselben erheblich zu verletzen. Mariano war mit seinem Kahne in der Nähe. Wiewohl er nicht schwimmen konnte, warf er sich doch ins Wasser und nach langen, fast übermenschlichen Anstrengungen gelang es ihm, drei jener Arbeiter zu retten.

Unterdessen befand sich Epifanias mit dem Regidor auf der Landstraße nach San Lucar. Am Casal de cuervo trafen sie auf die Diligence, welche von zwei Räubern angehalten war. Die Maulthiere waren ausgespannt. Der Majoral und 5 Reisende lagen, wie dies bei solchen Ge-

legenheiten üblich, mit dem Gesicht gegen den Erdboden, ausgestreckt und unbeweglich da, während die mit Trabuco, Pistolen und Dolchen bis an die Zähne bewaffneten Strauchdiebe mit den Taschen der Reisenden und des Wagens beschäftigt waren. Der Weg war schmal und ging bergab. Ein Umkehren oder Stillhalten war schwer ausführbar. Der Regidor ward leichenblaß und drückte sich so tief als möglich in die Eckkissen zurück. Epifanias blies einen übermäßigen Rauch aus seiner Papiercigarre vor sich hin.

Einer der Räuber trat dem Einspänner entgegen. Er winkte dem Regidor, auszusteigen und sich wie die übrigen mit abgewendetem Gesicht auf die Erde zu legen, was auch schnell und ohne Widerspruch ausgeführt ward. Auch Epifanias war abgestiegen und an ihn die Aufforderung ergangen, sein Pferd auszuspannen. Als er sich dessen weigerte, legte der Räuber den Trabuco auf ihn an.

In demselben Augenblicke hatte Epifanias den Räuber unterlaufen und umfaßt, und es begann nun ein gewaltiges Ringen und Kämpfen, welches bei der überwiegenden Körperkraft seines Gegners um so mehr zum Nachtheil Epifanias endigen zu wollen schien, als der Räuber sein Gewehr fortgeworfen und nach dem Dolchmesser gegriffen hatte, das er im Gürtel trug. Die Reisenden auf der Erde verblieben in ihrer Stellung aus Furcht, daß neben dem Wege noch andere Räuber verborgen wären, und ihnen das Aufstehen verleiden könnten. Der zweite Räuber schien zu schwanken, ob er seinem Gefährten zu Hülfe kommen, oder die Reisenden im Auge behalten sollte. Er entschied sich zu dem letzteren, da er wohl annehmen mochte, daß der wehrlose Epifanias seinem Gegner an Körperkraft nachstehe.

Allein Epifanias hatte mit seiner, durch die Bewegung des Räubers freigewordenen rechten Hand aus seiner Tasche die andalusische Navaja (ein sehr großes, scharfes Klappmesser), genommen, deren Klinge mit den Zähnen geöffnet, und einen Augenblick darauf seinen Gegner im eigentlichsten Sinne des Wortes halb durchgeschnitten.

Da ich diese Erzählung aus dem Munde eines achtbaren Justizbeamten habe, der das gerichtliche Verfahren in der Sache geleitet hatte, so zweifle ich nicht an der buchstäblichen Wahrheit derselben.

Die Klingen der Navajas sind 6—8 Zoll lang; sehr flach; in der Mitte breit, oben spitz. Beim Schneiden zieht man wie mit der Sichel oder einem türkischen Säbel, die Klinge an sich.

Epifanias hatte dem Räuber, bevor dieser sich seines Dolches bedienen konnte, die Navaja in die rechte Seite gesetzt und über dem Becken unter den Rippen fort denselben bis zum Rückgrat hin so durchgeschnitten, daß er, als Epifanias die Arme öffnete, in sich selbst todt zu Boden sank.

In diesem Augenblick stürzte der zweite Räuber mit seinem Gewehr wüthend auf Epifanias zu; das Gewehr versagte; der Räuber versetzte Epifanias aber einen Schlag mit dem Kolben auf den Kopf, so daß er taumelte, und wandte sich dann zur eiligen Flucht. Allein Epifanias ermannte sich und sprang in großen Sätzen, wie ein Tiger, der Blut geleckt, dem Flüchtigen nach. In der hoch erhobenen Rechten schwang er die blutige Navaja; er ereilte den Räuber und versetzte ihm einen Schnitt von der rechten Schulter über den Rücken fort bis zur linken Hüfte, so daß

derselbe, nachdem er sich noch einige Schritte fortbewegt, vornüber zusammenstürzte.

Epifanias kehrte zum Wagen zurück. Nach vielem Zureden gelang es ihm, die Reisenden zum Aufstehen zu vermögen. Sie waren so entsetzt, daß keiner irgend eine Handleistung übernehmen konnte, und man sich begnügte, dem getödteten Räuber das kurz vorher den Reisenden geraubte Geld wieder aus seinen Taschen zurück zu nehmen. Epifanias fesselte den verwundeten Räuber mit Stricken und schleppte ihn in die Diligence. Dorthin legte er auch den Leichnam, und da aus Furcht keiner der Reisenden in den Wagen steigen wollte, so band er den verwundeten mit dem todten Räuber, die Gesichter gegeneinander gewendet, fest zusammen, und ließ sie im Innern des Wagens allein liegen. Dann spannte er die Maulthiere an die Diligence, hieß die Reisenden vorn und oben aufsteigen, händigte dem Majoral die Zügel ein und wies ihn an, in Puerto Santa Maria gerade beim Alcalden vorzufahren.

Hierauf half er dem Regidor vollends auf die Beine; beruhigte ihn, klopfte ihm den Staub sorgfältig von Knieen und Frack, entschuldigte, daß er ihn mit dem blutigen Aermel gestreift habe, und hob ihn in die Calesa. Dann wusch sich Epifanias in dem vorüberfließenden Bach sorgfältig Hände und Gesicht; reinigte seine Navaja von Blut, setzte sich auf die Deichsel: pfiff sich, während er eine Papiercigarre drehte, ein Liedchen, und trabte, ohne des Vorfalls weiter mit einer Silbe zu gedenken, seines Weges nach San Lucar.

Es war sehr natürlich, daß man sich in Puerto Santa Maria allgemein beeiferte, den beiden jungen Männern die

Theilnahme für ihren Muth und Hingebung zu beweisen. Beide lehnten alle ihnen zugedachten Ovationen ab. Ein Jeder sprach mit voller Anerkennung von der Handlungsweise des Andern. Allein an dem Tage, wo das Ayuntamiento sie auf die Casa consistorialis geladen, um ihnen Beiden nicht ohne Absicht gleichzeitig öffentlich und amtlich eine Belobigung zu ertheilen, erschien ihnen diese unfreiwillige Gemeinschaft wie ein Hohn und eine Beleidigung. Kaum vermochten sie bis zum Ende des feierlichen Aktes auszuhalten. Voller Erbitterung, als ob sie eine Demüthigung erfahren, stiegen sie die Rathhaustreppe herab, und der gegenseitige Haß war zur hellen Flamme angefacht. Am selben Tage gingen Beide zur Beichte. Was sie über ihre Gedanken, Wünsche und Vorsätze dem Priester vertraut, weiß Niemand. Weß Inhalts ihr brünstiges Gebet an den Stufen des Hochaltars gewesen — bleibt ein Geheimniß.

Zwei Tage später trafen sich Beide Abends in einem Weinhause. Epifanias wollte das Zimmer verlassen, als Mariano eintrat; er kehrte aber wieder um, da dieser in der Thür stehen blieb, und ein Vorbeigehen nicht möglich war, ohne den Andern anzusprechen oder zur Seite zu schieben. Mariano bemerkte es und hatte den Wunsch, daß es zu einer Unterredung kommen möchte; vielleicht um der zwischen ihnen Beiden nicht motivirten Feindseligkeit ein Ende zu machen. Er behauptete seinen Platz und schien dadurch anzudeuten, daß er eben den Epifanias dort abwarten wolle. Dem Letzteren lief die Galle über; er vermuthete eine beleidigende Absicht; trat heftig auf Mariano zu und sagte:

Platz da! wenn man nicht den Muth hat, es auf einen Gang ankommen zu lassen!

Mariano ward blaß. Er starrte den Andern an; er schlug die Arme unter und schwieg.

Noch einmal — Platz da! rief Epifanias noch heftiger, wenn ich Dich anders nicht wie einen Knaben behandeln soll!

Mariano blieb unbeweglich; aber als Jener hastigen Schrittes sich ihm näherte, um den Ausgang zu erzwingen, sprach er:

Epifanias! ich will Dir gestehen, es war meine Absicht, Dir heute Frieden und Versöhnung anzubieten. Ich wollte den ersten Schritt thun, so schwer es mir bei Gott auch geworden, diesen Entschluß zu fassen. Das Schicksal will es nicht. Es wird auch wohl so besser sein; denn ich denke, wir verdienten nicht die Söhne unserer Väter zu heißen, wenn wir diesem unseligen Hasse ein Ende setzen wollten, der unsere Familien so lange entfernt gehalten hat. — Laß uns zusammen trinken und dann gehen und Messer kaufen — und abwarten, wie Gott den Ausgang bestimmen wird.

So sei es, erwiederte Epifanias, ich bin's zufrieden. Wenn es Deine Absicht war, mir Freundschaft anzubieten, so thut es mir leid, Dir in demselben Augenblicke zu nahe getreten zu sein. Ob ich Dein Anerbieten ausgeschlagen hätte, weiß ich Dir jetzt nicht zu sagen. Jedenfalls ist es jetzt Ehrensache, nicht weichlich sondern stark zu sein, nicht an Deine Absicht, sondern an einen ehrenhaften Kampf, an den Sieg oder den Tod zu denken.

Ich bin ganz Deiner Ansicht, antwortete Mariano.

Erinnere Dich, daß unsere Väter erbitterte Gegner waren, und daß es der Zufall wollte, daß auf dem Friedhofe ihre Särge nebeneinander gestellt wurden, und sie selbst dort oben zu gleicher Zeit eingingen. Wollen wir dem Schicksale vorgreifen? Können wir ein Mehreres wünschen, als was unseren Vätern beschieden war? Vielleicht endet auch unsere Feindschaft damit, daß unsere Särge in derselben Reihe nebeneinander eingemauert werden.

Es ward Wein gebracht. Sie tranken eine Flasche zusammen. Sie unterhielten sich gemüthlich, selbst fröhlich, und Jeder, der sie beobachtete, hätte sie für gute Freunde halten müssen. Dann standen sie auf, grüßten einander und schieden, um Messer zu kaufen, und um sich nach einer halben Stunde am untersten Ende des Paseo, hinter der neuen Blumenanlage, wieder zu treffen.

Epifanias kaufte eine Navaja; er wählte die schärfste und spitzeste die er finden konnte. Dann eilte er nach der Calle Merced zu seiner Novia. Er umfaßte sie stürmisch und rief:

Pepita! Ich habe Dich heiß und treu geliebt. Magst Du zwei Kränze flechten! so schön als sie nur immer herzustellen sind. Sie sollen Morgen unsere Hochzeitskränze sein, oder unsere Todtenkränze!

Sprich nicht so sündlich, Epifanias!

Ich spreche im Ernst, Pepita! Können es nicht Hochzeitskränze werden, so mögen sie zu Todtenkränzen werden. Drum winde sie so schön, als Du es vermagst; keiner von dem andern zu unterscheiden, denn wir wetteifern in unserer Liebe!

Und was sollen die beiden Todtenkränze?

Der eine für mich, der andere für meinen Todfeind.

Für Mariano? und ihm einen Kranz?

Ja, und zwar einen schönen! — denn wir überbieten uns in gegenseitigem Haß. Und nun leb wohl, Pepita! Morgen bin ich Dein mit Allem was ich besitze, oder Du bist frei und Dir gehört Alles was ich besessen!

Er eilte nach dem Paseo und setzte sich dort auf die Bank im Rondel.

Mariano war nach Hause gegangen um sein Messer zu holen. Er wußte wie sicher er es führte. Er wollte seiner Encarnacion nicht den Schmerz verursachen, Abschied von ihr zu nehmen, sondern schrieb an sie wörtlich:

Encarnacion! So wahr ich selig sterben möchte, so sehr ich hoffe, daß mir mein Schutzpatron verzeihen wird, daß ich mehr zu Dir als zu ihm gebetet — so bestimmt sage ich Dir, wir werden uns in dieser Welt nicht wiedersehen. Ich danke Dir für Deine Liebe, und ich will Dich nach meinem Tode als Dein Schutzgeist umschweben. Mein Haus ist Dein, und Alles was ich hinterlasse. Bist Du nicht stark genug, meinen Tod trocknen Auges zu beklagen, so lasse Deinen Thränen freien Lauf an einem Doppelgrabe; an meinem und dem Sarge Epifanias, dem ich nicht diese Genugthuung gönnen möchte, wenn ich ihn nicht so tief haßte! Mariano.

Es schlug zehn Uhr von der Hauptkirche, als Mariano am Rondel eintraf. Epifanias kam ihm entgegen und sagte:

Laß uns mitsammen das letzte Glas zum Abschied nehmen; inzwischen kommt der Mond herauf, um uns besser zu leuchten.

Sein Gegner nickte ihm zustimmend. Sie traten in

ein Weingewölbe; sie setzten sich an ein Tischchen nahe nebeneinander; sie plauderten von ihrer Kindheit und Vergangenheit und gingen Arm in Arm hinaus; gefolgt von einem Bekannten, welcher, ohne sich in die Angelegenheit der Beiden zu mischen, gespannt auf den Ausgang eines solchen Kampfes war — dem häufig auf Einladung oder aus Neugierde Zeugen beiwohnen.

Sie gingen schweigend an den dunklen Häusern, welche dem Paseo gegenüber liegen, entlang. Als sie aus dem tiefen Schatten in das helle Mondlicht traten, blieb Epifanias stehen und sagte:

Bleiben wir hier; es ist menschenleer und hell!

Gut! erwiederte Mariano, gieb mir Deine Hand, daß ich sie zum ersten und letzten Male in diesem Leben drücke; zum letzten Male — weil ich mich sonst schämen müßte und bereuen könnte, daß wir nicht Freunde geworden und in Einigkeit gemeinsam durchs Leben gegangen sind!

Du hast Recht! antwortete Epifanias — wenn ich mich selbst nicht zu sehr achtete, hätte auch ich diesem Wunsche Raum gelassen, der wie eine Distel unter meinen guten Vorsätzen hervorwucherte. Auch ich dachte daran; allein es kann nicht sein! es erheischt das die Ehre unserer Familiennamen.

Das glaube ich auch, fiel ihm Mariano ins Wort. Folgen wir dem Schicksalszuge. Sieh! die tiefen Schatten hängen sich an unsere Fersen wie der Tod. Mag der Tod versöhnen und vereinigen, was das Leben entzweit und geschieden hat. Ich habe nicht Bitterkeit gehegt; nicht Neid, Rache oder Verachtung — sondern nur Haß, ohne inneren Groll und Grund. Aber ich habe ihn auf dem Todbette

meines Vaters überkommen und übernommen und bewahrt, nicht als ein Privateigenthum, sondern als ein heiliges Familienvermächtniß. Laß uns deshalb nicht weich werden, sondern ernst bleiben und männlich handeln, und wenn es sein soll — sterben!

Das wollen wir — Basta! sprach Epifanias. Sie warfen die Jacken ab, sie knüpften die rothen um den Leib geschlungenen Fajas los; sie griffen zu den Messern und nahmen nach Landessitte die runden Krempenhüte als parirende Schilde in die linke Hand.

Bei solcher Körperkraft und Gewandheit — bei solchen Vorsätzen und zwischen solchen Charakteren konnte der Ausgang des Kampfes nicht unentschieden oder zweifelhaft sein. Von gegenseitiger Schonung war nicht die Rede. Es war ein Ehrenkampf auf Leben und Tod. Das Blut floß von beiden Seiten reichlich.

Plötzlich entfiel dem Epifanias der Hut. Ihm fehlte damit seine Schutzwaffe. Er trat einen halben Schritt zurück, und erwartete so den neuen Angriff des Gegners, dem er kein Wort vergönnen mochte.

Mariano trat gleichfalls zurück und sagte:

Da liegt Dein Hut — nimm ihn auf!

Epifanias antwortete: Und während ich mich danach bücke? — —

Stecke ich mein Messer ein, unterbrach ihn Mariano.

So geschah es. Der Letztere klappte seine Navaja zusammen; Epifanias nahm seinen Hut auf, und unmittelbar darauf erneuerte sich der Kampf, um bald zu enden.

Mariano blieb auf dem Platze. Epifanias zum Tod getroffen, wandte sich seinem Hause zu. Allein der zu starke

Blutverlust hatte seine Kräfte zu sehr erschöpft, und er sank einige Schritte weiter zusammen. Der stumme Zeuge des Kampfes schleppte ihn in seine Wohnung. Als die Sonne über Puerto Santa Maria aufging hatte er zu leben aufgehört.

Selten haben Todesfälle so allgemeine Theilnahme erregt. Sie bethätigte sich durch die ernste Feier des Begräbnisses. Dicht hinter den Särgen gingen zwei bleiche, schöne, jugendliche Frauengestalten, tief in die Mantilla gehüllt. Ich kannte sie nicht; aber an den Kränzen und Thränen mußte man sie erkennen. Wie sie die Kränze getheilt, so vereinigten sie ihre Thränen im gemeinsamen Schmerze.

Epifanias und Mariano's Särge standen nebeneinander, und der Zufall fügte es, daß sie gerade den Särgen ihrer Väter gegenüber beigesetzt wurden.

Der Adelantero (Vorreiter).

Morgens um fünf Uhr, wenn es in Madrid noch ziemlich still ist, entwickelt sich in der Straße Alcala, dicht neben dem Finanzministerium, eine große Geschäftigkeit. Aus der Fonda de los peninsulares wird ein halbes Dutzend der größesten Postwagen hinausgeschoben und je nach der Richtung, welche die Diligencen vom Centralpunkte aus täglich nach den verschiedenen Himmelsgegenden der Halbinsel nehmen, hintereinander aufgestellt. Wenige Häuser weiter hinab, nach der Puerta del Sol zu, fährt die concurrirende Administration del Oriente ihre Kutschen auf. Plötzlich erhebt sich aus den schwerfälligen, zu neunzehn Passagieren eingerichteten, unbespannten und unbeweglich dastehenden Gebäuden eine mächtig aufwirbelnde Staubwolke, Alles unter und neben sich verhüllend, eine Apologie der bevorstehenden schnellen Reise; gewissermaßen der Weihrauch ihrer Apotheose. Die Stöcke und Bürsten der Knechte arbeiten wacker darauf los, um von Kissen, Wänden und Teppichen die dichten Staubablagerungen zu klopfen, schütteln, blasen und kratzen; damit dem Staube draußen auf der Landstraße der erforderliche Raum gegönnt werde, von der bevorstehenden Reisegelegenheit zu profitiren und auf

dem Verdeck wie im Innern des Wagens nach Bequemlichkeit Platz zu nehmen.

Von der lästigen, neugierigen und unverschämten Ein- und Zudringlichkeit des spanischen Chausseestaubes gewinnt man erst eine richtige Vorstellung, wenn man seine persönliche Bekanntschaft zu machen Gelegenheit gehabt hat. Er stammt aus den Kalk- und Sandsteinbergen, welche in Ermangelung eines härteren Materials die Steine zum Wegebau liefern. Sie widerstehen der Last nicht, welche unaufhörlich über sie hinwegrollt. Der Mangel einer Kiesbeschüttung, das heiße, trockne Klima ohne Regen und Thau, lösen die zerfahrenen Bruchstücke bald in Mehlstaub auf, welcher mitunter eine fußhohe Lage bildet. Man erwäge, daß die schwere, tief einschneidende Post in großer Schnelligkeit durch 10 bis 12 zu zwei und zwei gespannte Maulthiere fortbewegt wird; daß diese Thiere bekanntlich beim Traben die Füße wenig heben, sondern dieselben mehr über dem Boden fortschieben, und man kann sich vorstellen, welch ungeheurer Staub dadurch aufgewühlt wird, um zu undurchsichtigen Wolken gebildet die dahinjagende Kutsche zu begleiten, ähnlich den staubumkreisten Cavallerie-Attaquen am Fuße des Berliner Kreuzberges.

Der spanische Staub hat seinen besonderen Charakter. Er weiß weder etwas von der spanischen Etikette, noch von der mit Recht gerühmten spanischen Höflichkeit gegen das Alter und schöne Geschlecht; noch von der sonst beobachteten spanischen Zurückhaltung gegen Fremde. Er macht sogleich und zugleich mit Allen die intimste Bekanntschaft. Zuerst begrüßt er die Passagiere oben auf der Imperiale; ein herrlicher Rauchfang für die einziehenden Massen, denen

der Durchzug verwehrt ist; die also, weil sie nicht umkehren können, mit Unterstützung der immer nachdrängenden Colonnen, den ohnehin sehr niedrigen schmalen Raum den eingepreßten Passagieren streitig zu machen suchen. Letztere werden so vollständig galvanoplastisch inkrustirt, daß man sie für March'sche Berliner Chaussee-Ingredienzien-Statuetten halten könnte, oder daß sie, um mich in meinem Vergleiche weniger partheiisch und mehr historisch auszudrücken, an die Gebilde des Prometheus erinnern, bevor er zu ihrer Belebung das himmlische Feuer heimlich entfremdet hatte. Nach diesem Vorspiel drängt sich der Staub durch die schlecht schließenden Thüren; er verspottet den Fensterkitt, indem er sich durch die Rähme schleicht, die die Scheiben ausgeben und erhebt sich gleichzeitig in Säulenform durch die in allen Diligencen anzutreffenden geplatzten oder durchlöcherten Fußböden. Einmal im Innern, faßt er Posto und behauptet seine Eroberung. Da ist keine Falte, in der er es sich nicht bequem machte; keine Lilienstirn oder Rosenwange, kein Schnurr- oder Backenbart, keine Blume, Hutkrempe oder Nasenspitze, auf die er sich nicht setzte, kein Handschuh in den er nicht schlüpfte — nein, dem Verwegenen ist Nichts heilig! Er begleitet uns bis an das Ziel der Reise; er mahnt uns fortwährend an die schwerste Tugend, — die Geduld. Alles Schütteln, Blasen, Knipsen, Klopfen vermehrt nur das Uebel auf Kosten der Nachbarn, während die stoische Resignation wenigstens die Gelegenheit bietet, im strengsten Incognito bis zum Ziele der Fahrt verbleiben zu können. Selbst zu naturwissenschaftlichen Studien, über die Bestandtheile, Farbe, Schwere, wellen- oder säulenartige Entwickelung und Fortbewegung des Staubes, oder über

die Sonnenstrahlenbrechung in demselben ist weder Zeit noch Gelegenheit, denn der Beschauer bildet immer nur den Kern dieser fast undurchsichtigen Masse. — —

Doch inzwischen sind die Kutschen nothdürftig gereinigt, Leitern angelegt und in langer Kette schleppt man Kisten, Koffer und Ballen zum Bau eines Magazins zusammen, dessen solide Basen das Fundament zu einem ansehnlichen Zollspeicher abgeben könnten. Während des Wiegens, Packens und Schnürens kommen von allen Richtungen her die Reisenden herbei. Jeder schleppt oder läßt schleppen, was er nur irgend außer dem 30 Pfund wiegenden bereits aufgegebenen Normalgepäck dem gutmüthigen Majoral oder Conducteur an Nachtsäcken, Kästchen, Schachteln, Taschen, Toilettengegenständen zur Unterbringung zustecken kann. Durch die in langen Zügen herangeführten Maulthiergespanne drängt sich die Schaar der geleitgebenden Eltern, Kinder, Verwandte, Freunde und Diener. Während die Einen mit Mühe eine Thräne im Auge unterdrücken, forciren Andere eine künstliche Heiterkeit. Weise Ermahnungen, Aufforderungen zum fleißigen Briefwechsel, heimlich zugesteckte Süßigkeiten, Liebesblicke, Amtmannsspäße, Papier-Cigarren ꝛc. Das Alles ist in Spanien wie auf der ganzen Welt dasselbe. Man schaut in den Wagen, legt Schirm und Stock hinein; mustert seine Reisegefährten; wiederholt den Seinigen zum zehnten Male dieselben Sachen und wünscht, das Peinliche des letzten Augenblickes wäre erst vorüber und der Wagen in Bewegung. Da erschallt der Ruf „Caballeros al coche!“ der Knäul entwickelt und sondert sich; es muß geschieden sein! Ein Händedruck, ein Wink: die Thür fällt ins Schloß; rasselnd stürmt die Arche

die Straße hinab; lautlos ziehen die Zurückgebliebenen heim; wie ein elektrischer Funke zuckt ein Wehgefühl durch das Herz der Getrennten, um dann für längere Zeit in seinem ruhigen gewohnten Pulsschlage fortzufahren.

In Spanien führt der Majoral die Zügel auf der ganzen Reisetour. Wie in England der Conducteur so ist auch er für das Wohl der Reisenden verantwortlich, das heißt — wenn irgend einem Reisenden unterweges etwas zustößt, so sorgt er für sich selbst und der Majoral schlägt dafür am Ende der Fahrt ein Trinkgeld nicht aus.

Eine eigenthümliche Erscheinung bei den spanischen Diligencen ist der Vorreiter oder Adelantero. Auch er begleitet den Wagen auf der ganzen Strecke, den er in dem Course zu durchfahren hat, und bewährt dadurch eine Körperzähigkeit, die entweder bei uns Deutschen nicht vorhanden oder wegen Mangel an Uebung nicht ausgebildet ist.

Der spanische Adelantero ist 14 bis 17 Jahre alt, ein geringeres oder höheres Alter findet man nur ausnahmsweise. Er ist gut gewachsen; er zeigt den Uebergang vom Knaben zum Jüngling; mehr Junge als Knabe. Er ist schlank, gestreckt und gelenk. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Baumwollenzeug, tigerartig geflammt, oder einen andalusischen, breiten Sammet-Krempenhut, oder einen grauen Filzdeckel, oder endlich blos ein seidenes Tuch umgebunden, so daß das Haar darüber und darunter hervorsieht. Die andalusische, braune, kurze, runde Jacke ist je nach der Provinz, der er angehört, an Ellenbogen, Kragen und Aufschlägen mit rothen, grünen oder weißen Tuchstücken oder mit schwarzen Sammetstreifen, mit Metallknöpfen oder Nesteln besetzt. Mitten auf dem Rücken befindet sich von

correspondirendem Stoff und Farbe eine mächtige Blumenvase aufgenäht. Seltner trägt der Adelantero eine streifige Blouse. Die Faja oder Leibbinde ist gelb. Die Pantalons sind von baumwollnem Sammet oder Tuch mit Sitzleder versehen. Gewöhnlich wird eine weite braune, mit breiten rothen Seitenstreifen und Metallnesteln besetzte Reithose übergeknöpft. Steigriemen kennt man in Spanien nur bei der Cavallerie. Dieser Anzug gehört dem Adelantero eigenthümlich. Er besitzt aber auch einen Sporn. Man möchte wetten, daß die Jahreszahl 1550 auf diesem Sporn stehen müsse; ein wahrer Reiter- und Rittersporn; so gewaltig und doch zierlich, spitzig und kitzlich, wie sein heißblütiger Besitzer. Ein Riemen hält den Sporn am linken Stiefelabsatz fest; ein zweiter, über den Spann fortlaufender Riemen sichert dem Sporn seine Richtung nach oben.

Der Bursche ist nicht arm. Er besitzt einen Sattel, und zwar einen englischen. In der That, keinen spanischen Bauschensattel sondern eine englische Pritsche; eine englische Pritsche, zwar alt und geflickt, aber mit Doppelgurten und Steigbügeln von Holz mit Eisen beschlagen, in Form eines pommerschen Butterfasses oder eines Küstriner Oderkahnes. Außerdem besitzt der Adelantero ein Kopfgestell mit rothen Quasten und barbarischer Kandare: mit deren Balken man einem Nilpferde die Zähne ausbrechen könnte. Endlich führt er eine kleine Peitsche, deren oberes Ende mit Messing beschlagen, oder wohl gar mit einem Silberreifchen von wirklichem, wohlgeputztem Silber geschmückt ist.

Der Adelantero sattelt und zäumt auf jeder Station das die Spitze führende Roß mit seinem eignen Sattel und Zaumzeug, denn dies Pferd reitet Er, und Er führt die

Spitze, Er leitet den Wagen und Seiner Geschicklichkeit, Umsicht und Geistesgegenwart vertrauen sich die 19 sehenden und die 10 blinden Passagiere an, welche sich überall mit anfassen, hängen und kleben. So reitet der Adelantero die Straße nach Toledo, 16 Meilen in 10 Stunden; nach Valencia 60 Meilen in 47 Stunden; nach Sevilla 82 Meilen in 70 Stunden; nach Coruña 92 Meilen in 75 Stunden und nach Barcelona 100 Meilen in 85 Stunden. Er sattelt und reitet, und sattelt ab, um wieder aufzusatteln, und weiter zu reiten. Er reitet der aufgehenden Sonne entgegen und reitet in den dunkeln Abend hinein; er reitet in der glühenden Tageshitze und reitet in der nächtlichen Frische; er reitet den Wochentag und reitet den Feiertag; er reitet den ersten, den zweiten und den dritten Tag — immer vorwärts, immer aufmerksam und immer heiter. Wenn die Passagiere zu den Mahlzeiten und an Ruhepunkten aussteigen, dann liegt der Adelantero unten in der Halle ausgestreckt und schläft. Geht es weiter, so wickelt er die Ueberbleibsel der Tafel, Fleisch und Brod in ein Tuch, legt dies in seinen Hut, und unterwegs wird die Peitsche an den Sattel gehängt und das Mahl gehalten.

Das ist der spanische Adelantero. Er erhält 10 bis 20 Realen (20 bis 40 Silbergroschen) auf den Tag, wenn er reitet; davon lebt er an den Ruhetagen. Im 17ten Jahre wird er Zagall oder Pferdeknecht, und damit schließt in der Regel seine Laufbahn. Er bettelt nicht; aber wenn man am Reiseziel angelangt ist, lehnt der Adelantero erschöpft, den Hut in der Hand am Wagen und sagt jedem Reisenden sein feliz viage Señor! das heißt vollständig übersetzt:

Glückliche Reise, Herr! Bis hierher verdankt Ihr sie mir; möge sie ferner eben so glücklich sein — drum gedenket mein — und wollt Ihr nicht, so laßt es bleiben — und grolle ich Euch auch nicht weiter darüber!

Im drückend heißen Augustmonat 1852 wartete ich Morgens in der Straße Alcala auf das Zeichen zum Einsteigen, um nach Sevilla zu fahren. Es war eine schwüle Luft; ich empfand einen Vorgeschmack von der Hitze des Tages und dachte an unsere deutschen erfrischenden Sommermorgen. Unfern von mir standen die Adelanteros zusammen; sie schwatzten, lachten und neckten sich mit ihren Peitschen. Es waren frische und lustige Burschen. Der größeste unter ihnen fiel mir durch den Ausdruck seines Gesichts und den sorgfältigeren Anzug auf. Die schöne Stirn, die schmale Nase, der fein geschnittene Mund schienen einem weiblichen Kopfe anzugehören; in seinem tiefliegenden großen Auge lag ein eigenthümlicher Glanz; eine Gluth, aus der es oft wie ein Feuerfunke zuckte. Im Uebrigen waren die Züge unbeweglich; der Gesammteindruck ernst, fast wehmüthig und die ganze Gestalt so zart, daß ich mich erst aus dem Sporn am linken Hacken überzeugte, daß er einem Adelantero angehöre. Der junge Mann trug eine dunkelbraune Jacke mit schwarzem Sammet besetzt und den turbanartigen schwarzen andalusischen Sammethut mit Quasten; über ein gelbseidenes Halstuch fiel ein blendend weißer Hemdkragen. Mich interessirte diese Erscheinung in hohem Grade. Ich nahm aus der Tasche ein für dergleichen Fälle bereit gehaltenes Päckchen Cigarren, trat mit einem Gruße in den Kreis und bot Allen an. Mit unbefangener Fröhlichkeit griff man zu, bedankte sich und ging ans Werk.

Nur der ernste junge Mann ließ die Cigarren an sich vorübergehen; er nickte mir zu, indem er mit der Hand eine abwehrende Bewegung machte.

Sie nehmen nicht? fragte ich.

Nein Herr, ich rauche nicht; erwiderte er mit einem äußerst weichen Ausdruck der Stimme.

Weshalb nicht?

Meine Brust verträgt es nicht.

Und Sie reiten?

Ja wohl! aber erst seit ganz kurzer Zeit; — und dabei bemerkte ich eine leichte Bewegung seines Mundes, als ob ein schmerzlicher Gedanke ihn plötzlich berührt hätte.

Lassen Sie ihn in Ruhe, Caballero, fielen die Andern ein. Er will zwar zu uns gehören, allein er bringt es zu nichts. Er ist immer traurig. Er lacht nicht, er trinkt nicht und er raucht nicht. Kommen Sie mit uns? ich bringe Sie nach Burgos! — rief der Eine, und ich reite nach Santander! — sagte ein Anderer; und ich galoppire nach Bilbao! — fiel ihm ein Dritter ins Wort; und ich nach Leon! — schrie ein Vierter.

Das kann mir Alles nichts nützen, meine Freunde, erwiderte ich. Ihr wollt nach dem Norden und ich nach Süden; ich fahre nach Sevilla!

O, riefen die Fröhlichen, da halten Sie sich an den Eusebio; wiewohl sein Ernst ein wahrer Spott ist auf die andalusischen Possen, und seine Trauerjacke eine Beleidigung seiner Provinzialfarben!

Sie reiten also nach Sevilla? wandte ich mich zu dem jungen Mann, der meine Aufmerksamkeit immer mehr in Anspruch nahm.

Ja Herr, wenn es der Wille der heiligen Jungfrau von Guadalupe ist, daß ich so weit komme —

In diesem Augenblick schlug es auf der Puerta del Sol, der Normaluhr für die Madrider Zeitmessung. Al coche, Caballeros! rief es; die Adelanteros stoben auseinander; Alles drängte zusammen; man schichtete und preßte sich in seinen Sitz, und unter Rufen und Winken, Peitschen- und Schellenklang stürmten wir aus dem Thore hinaus.

Die Fahrt war eben so langweilig wie meine Nachbarn. Der Eine war taub und der Andere hatte nur Augen für die Zugthiere. Auf jeder Station schimpfte er über Knechte, Maulesel und Geschirre; entweder ging es ihm zu langsam oder zu schnell. Niemand widersprach ihm. Ich behielt Eusebio, den Adelantero im Auge. Er ritt flott, aber nicht mit der diesen Burschen sonst üblichen Ruhe und Sicherheit. Auf einigen Stationen schien er mir auffallend erschöpft zu sein. Es war sehr schwül und die Hitze und der Staub unerträglich. In Ocaña bemerkte ich, daß Eusebio beim Satteln, wie von einem Schwindel überrascht, sich die Hand vor die Augen hielt und heftig zitterte.

Mein Gott, sagte ich zu meinem Reisegefährten, der Adelantero scheint krank zu sein.

Das kümmert mich nicht, erwiderte er hart, ich zahle und er reitet!

In Cañada de la Higuera sagte ich wieder. Hören Sie wohl, wie der Adelantero so ängstlich hustet?

Es stäubt stark, gab er zur Antwort, ließ das Fenster hinab, räusperte sich und spie hinaus.

In Madrilejos stieg ich ab. Ich fragte Eusebio, wie

es ihm gehe? er schüttelte mit dem Kopfe. Ich bot ihm zu essen oder zu trinken; er lehnte es ab. Ich schob ihm einen Piaster in die Hand. Er zögerte; dann nahm er das Goldstück, küßte es und steckte es ein. Ich brauche Nichts für mich — sagte er — aber meine Mutter ist krank — und ich danke es Ihnen von Herzen und bitte, daß die Mutter Gottes von Guadalupe Sie segne. Dabei perlte eine helle Thräne seine Wange hinab.

Er saß auf. Es ging weiter. Die Schatten dehnten sich; dem Abend folgte die Nacht; der neue Tag brach an. Eusebio ritt nicht mehr stramm und fest; wie ein Uebermüdeter schwankte er hin und her. In Puerto Lapiche bückte er sich hustend tief über den Hals seines Pferdes; als er sein Taschentuch einsteckte, bemerkte ich, daß es blutig war.

Mein Gott, rief ich erschreckt meinem Nachbar zu, der es auch wahrgenommen, und von dem ich inzwischen gehört hatte, daß er bei der Actiengesellschaft der Diligencen-Unternehmungen betheiligt sein sollte — der Adelantero hält es nicht aus; seine Brust ist zu schwach, er blutet!

Hay otros! (Es giebt Andre!) sagte er trocken.

Aber er ist ja fast ohnmächtig! Sehen Sie nicht, wie er schwankt? Lassen Sie ihn zurück!

Er muß reiten! erwiderte der Actionair, öffnete das Fenster, räusperte sich und spuckte zweimal hinaus.

In Manzanares dauerte es länger als gewöhnlich bis zur Abfahrt. Der Majoral trat mit einem Knaben an der Hand an das Coupé und bat meinen Nachbar, daß er seinem jungen Neffen gestatten möge, in Stelle des Eusebio die Reise fortzusetzen; er sei zwar wenig geübt, sitze aber

fest im Sattel und er (der Majoral) wolle ihm schon zurufen, wo es nöthig werden sollte.

Ich werde nie den Ausdruck der erwartenden Spannung, mit dem Eusebio zuhörte, aus meinem Gedächtniß verlieren. Er hatte einen Fuß im Bügel, um aufzusteigen und zu reiten, wenn es sein müsse, aber sein Blick hing an dem Munde meines Nachbars mit der Hoffnung, er werde zurückbleiben dürfen. Er war leichenblaß — sein dunkles Auge glühte.

Er reitet, oder er ist entlassen! war die trockne Antwort.

Eusebio stieg auf: der Majoral nahm die Zügel; die Reise ging weiter, aber die Unterhaltung der Reisenden stockte. Die Theilnahme für den kranken Adelantero ward allgemein.

Ich war darüber eingeschlafen und erwachte erst in Almuradiel. Eusebios Pferd war gestürzt; man richtete es wieder auf. Er selbst blutete.

Carajo! schrie mein Reisegefährte — mit seinem miserablen Reiten wird er mir mein Pferd umbringen.

Aber haben Sie denn gar kein Mitleid mit dem Adelantero? fragte ich innerlich empört.

Nein! wenn ich Schaden davon habe, gar keins! erwiderte er.

Aber er ist doch ein Mensch?

Ja wohl! und noch dazu ein Hidalgo! Das ist aber die gerechte Strafe für mein weiches Herz! Warum hatte ich auch so viel Mitleid mit ihm? Sein Vater ist aus guter Familie: er ist aus dem Hause O. Er war Officier und das geht mich nichts an. Jetzt ist er todt. Die Mut-

ter ist auch aus guter Familie; sie gehört zu den M's. Sie ist Wittwe, arm und krank, und das geht mich auch ganz und gar nichts an. Aber mein Geld geht mich etwas an! 20 Realen täglich; die zahl' ich ihm aus meiner Tasche, und 25 Thaler Vorschuß für Arzt und Medizin! die gehen mich etwas an! denn das ist mein Geld; das hab ich mir erworben; und ich hatte dereinst eine zahlreiche Familie. — Eusebio habe ich aus Mitleiden auf meine Pferde gesetzt, und für die Erstattung des gezahlten Vorschusses werden weder die O's noch die M's sorgen. — Mein Mitleid war nichts als Thorheit! Und — mein Herr! Sie sollten lieber nicht so viel fragen, besonders nachdem ich Ihnen gesagt, daß ich mitleidig bin — ja wohl — viel zu mitleidig! — denn mein Mitleiden kostet mich erstens den Vorschuß und dann — ich will zwar nicht hoffen — aber wir werden ja sehen! Und damit räusperte mein Reisegefährte sich abermals, ließ wiederum das Fenster hinab und spuckte dreimal hinaus.

Wir kamen nach der Venta de Cardenas.

Eusebio ward ohnmächtig vom Pferde gehoben. Seine Lippen waren blutig. Der Majoral erklärte, er müsse einen anderen Adelantero haben. Die Reisenden schlossen sich dieser Erklärung an. Voller Theilnahme hatten sie sämmtlich den Postwagen verlassen, und ein Jeder warf eine Gabe in den Hut Eusebios. Dieser lag, als wir abfuhren, noch mit geschlossenen Augen auf der Bank vor dem Posthause; bleich wie eine Leiche, mit dicken Schweißtropfen auf der Stirn. Seine Brust hob sich wie im heftigen Fieber. Viele Frauen und Kinder umstanden mitleidig den Unglücklichen.

Ich hab es wohl gedacht! sagte mein Reisegefährte,

indem er den Mantel fester um sich schlug. Ich habe es ganz richtig vorausgesehen! Ich werde hier noch 12 Thaler für Beerdigungskosten zuzahlen müssen; denn der Bursche steigt nicht wieder zu Pferde — nicht einmal mehr ins Bett — sondern geradezu in den Sarg. Ich kenne das sehr gut und lasse mir diese Ansicht nicht nehmen. Diese Symptome habe ich nur zu oft beobachtet. Vier Söhne und meine einzige erwachsene Tochter sah ich daran sterben! Gott und die heilige Jungfrau sei ihren armen Seelen gnädig!

Dabei hüllte er sich in seinen Mantel und öffnete auf der Weiterreise weder Mund noch Fenster mehr.

Ein Exclaustrado.

Der Jalon in Aragon bezeichnet seinen Lauf durch eine Fruchtbarkeit, welche durch das Delta nicht übertroffen wird. Wie der Nil steigt er über seine Ufer und läßt beim Zurücktreten einen Schlamm zurück, dessen befruchtende Kraft den besten animalischen Dünger beschämt. Die belaubten Thalränder zeigen in üppiger Fülle alle Arten von Obst und Waldbäumen und die malerischen Formen der oberen nackten und schroffen Gebirgswände, welche in fortdauernden Thalwindungen immer nur Landschaften wechseln lassen, machen den Weg von Siguenza nach Zaragoza sehr angenehm. Von Alhama ab treten die Gebirge mehr zurück, und namentlich in den frühen Morgenstunden, wenn Schatten und Licht noch gleichmäßiger vertheilt sind, wenn sich die grell beleuchteten rothen Thürme, Bogen, Mauern und Häusermassen aus dem verschleiernden Dufte der Tiefe in das klare Himmelsblau erheben, bietet die Fahrt eine Menge der reizendsten spanischen Gebirgslandschaften.

Auf halbem Wege nach Calatayud öffnet sich zur Linken eine schmale Felsschlucht, welche neben einem rasch hinabhüpfenden Gebirgswasser kaum den Weg für zwei Saumthiere gewährt, der sich mühsam in die Höhe zieht

und nach anderthalb Stunden zu den Resten eines maurischen Bergschlosses führt.

Das enge Thal ist so schmal und still; der Bach so kühl und klar; die kräftige Vegetation von Bäumen, Sträuchern und Rankengewächsen so dunkel und schattig; die Burg so einsam und abgelegen, daß man die Gründe begreift, welche den König Alhakem Almostansir Bilah, den Sohn Abderahmans veranlaßten, seinen köstlichsten Schatz, die reizende Aira aus Cordova, Tochter Ahmeds Ben-Kadim in diese Waldeinsamkeit zu versetzen, und wenn er sich ausruhen wollte von den Regierungssorgen, hier seinen Studien und ihren Dichtungen zu leben, die sie zu den gelehrtesten, talentvollsten Frauen ihres Jahrhunderts erhoben.

Ich hatte die Absicht, dies wenig besuchte Thal kennen zu lernen. Ich verließ den Wagen in Alhama, miethete Pferde und Führer und trabte wohlgemuth die Chaussee entlang bis zum Eingang in die Gebirgsschlucht. Von da ab ging es in gemessenem Schritt. Der Weg steigt ziemlich steil bergauf; anfangs ganz überdeckt und fast geschlossen durch die tief hinabhangenden Zweige der Korkeichen, Algaroben- und Oelbäume. Mich entzückte die reiche Blumenpracht. Da lauschten aus dem dunkelen Waldesgrün weiß- und blaßrothe jungfräuliche Rosen; sie schienen verschämt und kaum erwacht zu sein, denn sie waren noch halb geschlossen und der Morgenthau perlte auf ihrem Antlitz; daneben spreizte sich glühend und platzend vor Selbstgefühl die Granata. Blaue Glockenblumen, weiße Myrthen, orange Kresse, buntfarbige Winden wucherten in üppiger Fülle und von dem äußersten Bachesrande nickte

das bescheidene Vergißmeinnicht herauf; und es war mir, als flüsterte es mir einen Gruß zu aus der Heimath und erinnere mich an mein heißgeliebtes deutsches Vaterland. Alles prangte im frischen Leben, denn es hatte einige Tage vorher stark geregnet. Bei dem vorherrschenden Lehmboden war der Weg dadurch uneben und schwierig geworden. Unterdessen stieg die Sonne höher; es ward drückend heiß. Ein Waldbrand hatte in weiter Ausdehnung alle Bäume und Büsche in Asche gelegt; es fehlte ganz an Schatten; es war mir als fühle ich die Gluth des Feuers. Mein Pferd strauchelte unaufhörlich. Ich wußte nicht, ob mir die Bügel zu lang oder zu kurz waren, aber sie drückten mich überall. Zahlreiche Mücken umschwärmten und begleiteten mich; die Spinnen hatten ihre Fäden so dicht über den schmalen Weg gezogen, daß ich zu meinem Verdruß öfters gerade mit der Nase hindurchfuhr, wenn ich es aus Trägheit unterlassen, mit einem Blüthenzweige, der am Sattel hing, die Bahn frei zu machen. Die Grillen wollten mit ihrem langweiligen Gezirpe nicht eine Secunde innehalten, so daß ich von Unruhe und Ungeduld gequält, es fast bereute, meinen Platz im Courier aufgegeben zu haben und nicht lieber nach Zaragoza gefahren zu sein.

Während ich mich dieses Gedankens, das einmal Unternommene aus Unbequemlichkeit nicht durchführen zu wollen, schämte, mich aber doch nach einem schattigen und kühlen Plätzchen umschaute, um ein wenig auszuruhen, erblickte ich bei der nächsten Wendung des Weges die Burg in einem Bergkessel vor mir.

Terrassenförmig erhob sich das ziemlich wohl erhaltene Gemäuer des alten Schlosses auf einem Hügel, der mit

Mauern, Thoren und einem Graben umgeben war. Ein schöner, hoher und fester Thurm, mit vortrefflicher Stuckarbeit und Azulejos (Porzellanfliesen) in blaßgrünen, weißen, dunkelblauen und goldnen Mustern, beherrschte Thal und Höhen. Unter den daran stoßenden Gebäuden machte sich eine Moschee mit Kuppeldach und schlankem Minaret, der besten Zeit des arabischen Baustyls angehörig, bemerkbar. Die Königliche Wohnung umgab ein dunkler, dichtbelaubter Garten. Die Wirthschafts- Wachtgebäude, die Ruinen eines Hauses mit Wohnungen für die Begleitung des Fürsten, und ausgedehnte Stallungen lagen außerhalb der Ringmauer.

Den Garten und den umliegenden Acker hat ein Landmann gepachtet, welcher seine Wohnung in dem alten Eingangsthor aufgeschlagen hat, dessen eingestürzte Decke mit einem Rohrdache versehen war, und dessen Wände man kaum durch die dichtumspinnenden Weinreben und großblumigen Rankengewächse herauserkennen konnte.

Es war ein Feiertag, und der ganze vor dem Thore vereinigte Hausstand gewährte ein liebliches Bild der Sonntagsruhe.

Ein Mann lag mit untergeschlagenen Armen auf dem Rücken ausgestreckt, und schien zu schlafen. Er trug nach Landessitte eine violette Weste und enge Kniehose; einen breiten, hellblauen Shawl um den Leib geschlungen. Seine bauschigen Hemdsärmel waren schneeweiß; eben so ein Tuch, das ihm über das Gesicht gebreitet und worauf ein spitz zulaufender Hut gestellt war. Neben einem kleinen Wiegenkorbe auf niederem Strohsessel saß eine Frau, sauber gekleidet, mit frischen Blumen in dem glänzenden Haare.

Auf ihrem Schooße ruhte die Spindel, und sie selbst schien versunken in den Anblick ihres jüngstgeborenen Kindes, das an der Mutterbrust eingeschlummert war. Dicht dabei standen zwei Kinder von sieben bis acht Jahren mit einem Kranze beschäftigt. Ein großer Hund lag hingestreckt zur Seite. Man würde ihn für todt gehalten haben, wenn nicht das öftere Heben und Zucken seiner Klappohren sein Leben und seine schwachen Versuche, sich einiger naseweisen Fliegen zu entledigen, verrathen hätten. Mehr zur Rechten ruhten oder träumten ein kopfschüttelnder Esel, eine wiederkäuende Kuh und eine schmatzende Ziege. Einige Hühner schüttelten sich behaglich und lagerten in runden ausgekratzten Sandvertiefungen. Auf den Sträuchern trocknete und bleichte sich frische Wäsche und dahinter sonnten sich die Matratzen der ganzen Familie. In dem Fenster des Thorhäuschens standen zwei Scherben mit Nelkenstöcken in voller Blüthe, und daneben ein großes Glas mit Wasser gefüllt und mit Papier überbunden. Ich bemerkte einige Blutigel, welche sich schläfrig lang ausgestreckt hatten und über irgend einen Gegenstand nachzudenken schienen. Auf einem Brett über der Thür saß ein Dutzend frischer Milchkäse; sie waren scheinbar noch nicht einig ob sie zusammen laufen oder sich auflösen sollten. Ein Fliegenschwarm hatte rings umher Platz genommen und verhielt sich so regungslos, daß man nicht entscheiden konnte, ob er sich zur Mahlzeit vorbereite, oder ob er bereits mit der Verdauung beschäftigt war. Auf dem Dache saßen mehrere weiße Tauben aufgereiht; vor ihnen stolzirte ein Täuber, und purzelte eine Menge Redensarten in den Kropf, die wohl Höflichkeiten bedeuten sollten, denn er machte dazu vor seinen Damen

so viele und tiefe Verbeugungen, daß er bei dieser Gelegenheit mit seinem Schwanze einer nebenbei duckenden Katze immer unter die Nase fuhr. Diese, entweder in geduldiger Sanftmuth oder in ausgesuchter Bosheit that, als ob sie nichts merke; sie zwickerte nur mit den Augen und saß still mit ihrem krummen Buckel. Vor Allem aber fesselte mich ein alter Franziscaner in seiner Mönchstracht, den ich anfangs gar nicht bemerkt hatte. Ein prächtiger nackter Kopf mit langem weißen Barte. Der Mönch hatte die Hände gefaltet im Schooße ruhend. Vor ihm auf den Knieen lag ein kleines Crucifix. Der Kopf war etwas hintenüber gebeugt und gegen die Sonne gerichtet, in die er mit weit geöffneten Augen zu starren schien. Er saß ganz unbeweglich und zwar gerade vor dem Thorhause, vor dessen maurischem Eingange. Durch die weite runde Wölbung des Thores blickte man in den Garten, dessen Laubwerk einen trefflichen Hintergrund bildete, während die Architektur die Figur mit einem schönen Rahmen umschloß.

Da hatte ich einmal wieder ein Beispiel, wie weit die Wünsche selbst solcher Menschen, die sich fast in demselben Raume nebeneinander bewegen, auseinander gehen. Ich hatte gegen die mich belästigenden Sonnenstrahlen, Regen, Wind oder mindestens Schatten ersehnt, und hier suchten Groß und Klein, Alt und Jung, Menschen und Vieh zum behaglichen Sein die Sonne auf.

Als ich mich dem Hause näherte veränderte sich schnell das lebende Bild. Der Hund hob knurrend den Kopf in die Höhe; der Mann richtete sich dehnend auf; die Frau legte das Kind in die Wiege; die Kinder sprangen mir entgegen und nahmen mein Pferd in Empfang. Mit herz=

lichem Händedruck hieß man mich willkommen und bald fühlte ich mich heimisch.

In kurzer Zeit ward ein Tischchen hinausgebracht; mit einem weißen Leintuche gedeckt; Eier, Brod, Käse, Wein, Sandias (Wassermelonen) und Feigen aufgesetzt, und da es weder an Appetit noch an guter Laune fehlte, so ward gelacht, gescherzt und gesungen; und als eine Guitarre herbeigeholt ward, selbst getanzt. Ich mußte versprechen, den Tag und die Nacht hier zu bleiben, und habe den Aufenthalt bei diesen einfachen und wackeren Leuten nicht bereut.

Die Kinder führten mich durch das Schloß und auf einige benachbarte Höhen; der Mann zeigte mir seine Wirthschaft, die Frau unterhielt mich von ihrem Linnen, ihren Hühnern und Kindern, und mit dem Bruder Franziscaner plauderte ich über die Zustände des Landes und der Kirche. Als ich ihnen aber erzählte von meinem herrlichen deutschen Vaterlande, von dessen König und Regierung, von dessen Vorzügen und Fortschritten und dann von meiner Familie und zuletzt von meinen Reisen, da durfte ich gar nicht aufhören, und der Mond stand schon hoch am dunkelen Himmelszelte, und es lagerten die tiefen Schatten vor dem Thorhäuschen — aber im engen Kreise saß noch Alt und jung um mich, nahe an mich gedrängt, als ob ihnen dann weniger von meinen Mittheilungen entginge.

Der Bruder Franziscaner war der Großonkel des Landmannes und war Mönch im großen Franziscanerkloster in Barcelona gewesen. Bei Gelegenheit des Klostersturmes, 1835 ward sein Kloster verbrannt und er selbst auf eine Pension angewiesen, die ihm jedoch erst zehn Jahre

später ausgezahlt wurde. Bei Gelegenheit der damaligen Verfolgungen hatte er sich eine Augenkrankheit zugezogen, die seine baldige Erblindung zur Folge hatte. Außer Stande, sich zu beschäftigen, hülfs- und mittellos, hatte er in Aragon seine Familie aufgesucht und im Hause seines Großneffen ein Asyl gefunden. Sonntags und Feiertags trug er sein altes Ordenskleid. Das dem hohen Alter eigene Bedürfniß nach Wärme, ließ auch ihn die Sonne aufsuchen, deren volle Gluth ihm wohlthat. Er war ein stiller, in sein Schicksal ergebener, milder und freundlicher Mann. Er hatte keinen Ausdruck der Klage, sondern nur Worte des Dankes und des Trostes. Er war bereit und vorbereitet zu sterben, aber er dankte Gott inbrünstig für jede Stunde seines Lebens.

Das Kloster hatte er nicht aus innerem Berufe gewählt; aber er hatte es lieb gewonnen und sich ausschließlich mathematischen Studien gewidmet. In dieser stillen, ländlichen Zurückgezogenheit, im engen Kreise einer ihm verwandten Familie, deren sämmtliche Mitglieder ihn aufrichtig liebten, fühlte er sich wohl und glücklich und theilte seine Zeit in Gebet und Belehrung.

Da es meinen Lesern nicht uninteressant sein dürfte, Einiges von Demjenigen, was mir der Franziscaner über jene Klosteraufhebung in Spanien mittheilte, zu erfahren, so will ich versuchen, Solches möglichst wortgetreu hier wieder zu geben.

Der Mönch sprach:

Wohl hat damals der Herr in seiner Weisheit unerhörte Frevel geschehen lassen und diese Frevel waren gerichtet gegen Diejenigen, die Ihm zu dienen berufen waren;

die sein Wort lehren, die durch Reden und Wandel ein Vorbild sein sollten. Diese Frevel trafen nicht allein des Herren Diener, sondern auch die Klöster, in denen sie wohnten und die Gotteshäuser, in denen sie predigten. Aber allerdings hatte der Herr erkannt, daß menschliche Schwäche wohl Nachsicht erheische, aber menschlicher Hochmuth und menschliches Unrecht gedemüthigt und bestraft werden müßten.

Wenn die Gesammtheit der Klostergeistlichen in Spanien hätte Rechenschaft geben sollen, was sie für Unterricht, für Volkserziehung, was sie durch gutes Beispiel, Belohnung, Versöhnung, was sie an christlichen Tugenden und Wandel für die sittliche Läuterung einer Bevölkerung gethan, die so empfänglich für das Gute ist — sie würde haben verstummen müssen — denn die regelmäßige Speisung vieler Tausend Armen aus den Klosterfonds war kein Verdienst, dessen man sich rühmen konnte, da sie ja nicht durch irgend eine Arbeit oder Entbehrung der Klostergeistlichen möglich ward. Die Bereicherung der Klöster, die Ueberhandnahme der Mönche und Nonnen, deren müßiges Treiben, ihre Sorglosigkeit um das wahre Wohl ihrer Umgebungen, ihre Einmischung in die Familien und die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens und der unkeusche Wandel Vieler — Alles das war geeignet, zu reizen, zu erbittern, und Haß und Verachtung zu nähren, welche gegen Einzelne gerechtfertigt erschienen, wofür man aber die Totalität nicht hätte leiden lassen dürfen. Ich gebe zu, daß die Zahl der Klostergeistlichen im Jahre 1835 etwa 36,000 betragen und die Klöster etwa den dritten Theil des culturfähigen Landes besessen haben mögen; ich bestreite nicht, daß verhältnißmäßig die Klöster wenig Gutes beför-

dert und wenig Böses verhindert haben, aber dennoch würde die gegen sie im Lande herrschende Stimmung nicht zu solchen Gewalt- und Vertilgungsmitteln geschritten sein, wenn es nicht einer constituirten geheimen Verbindung von Liberalen gelungen wäre, die Aufhebung der Klöster, als Mittel zur Erreichung politischer Zwecke, und als eine Gelegenheit zur Befriedigung selbstsüchtiger und eigennütziger Bestrebungen zu benützen. Mögen die Leiter jener barbarischen Demonstrationen in ihre Brust greifen, und der Wahrheit die Ehre geben, und mit den Motiven ihrer Handlungsweise und mit den zur Ausführung derselben gewählten Mitteln vor die Oeffentlichkeit treten!!

Sie haben geschwiegen und sie werden schweigen! Einer guten Handlung wird sich der Bescheidne nicht rühmen; aber er wird sie nicht künstlich verschleiern und sich ihrer schämen; aber der Handlungen, die das Gewissen beschweren; des gestohlenen Gutes Anderer, der Blutstropfen, die an den Fingern kleben bleiben, weil kein Weihwasser und keine auf lügnerische Beichte ertheilte Absolution sie abwaschen — dieser Handlungen schämt man sich, man verschleiert die Thatsachen, und will nicht einmal die entschuldbare Seite darin als ein persönliches Verdienst der Oeffentlichkeit gegenüber auf sich nehmen.

Der Sitz jener Verbindung oder vielmehr der Centralpunkt der damals im Lande künstlich genährten Bestrebungen, war Barcelona. Dort fand der erste Angriff auf die Klöster und Klostergeistlichen statt; dort wurden die ersten Klöster und Klostergeistlichen, wie tolle Hunde von Menschen gehetzt und erschlagen.

Von Barcelona aus wurden Emissaire zu Fuß, zu

Pferde und zu Wagen durch das ganze Königreich in Eile entsandt, um wie mit einem electrischen Schlage das einmal Begonnene überall, gleichzeitig durchzuführen.

Fragen Sie mich nicht, wie es möglich war, in Madrid, unter den Augen des Hofes, unter den Augen des Ministerii Martinez de la Rosa, unter den Augen und in Gegenwart der entbotenen Truppenabtheilungen gegen 200 Dominicaner und über 100 Franziscaner in ihren Klöstern wehrlos niederzumetzeln! Fragen Sie Andere oder schweigen Sie lieber darüber. Ich sage nicht, daß alle die Erschlagenen den Martyrtod starben und der Martyrkrone theilhaftig wurden. Ihr Loos war in diesem Blutbade nicht das beklagenswertheste. Sie ruhen im Grabe, und über ihren Gebeinen sind wohl schon neue Reihen der Generation aufgeschichtet. Gott sei ihren armen Seelen gnädig und die göttliche Barmherzigkeit möge auch ihren Mördern zu Theil werden, wenn sie Buße gethan haben.

In Barcelona hatte man den 26. Juli, St. Jaime ausersehen, um den Vernichtungsschlag wider die Klöster zu führen. Es war ein Stierkampf in der Plaza de toros drüben in Barceloneta. Die Corrida war ziemlich schlecht und man wußte mit großer Geschicklichkeit, die bei solchen Schauspielen bekanntlich herrschende Leidenschaftlichkeit des zahlreich versammelten Publikums auszubeuten. Vom Pfeifen, Drohen und Schreien ging man zu Gewaltthätigkeiten über. Sämmtliche Stühle, Bänke, Geländer in den Logen und übrigen Sitzreihen wurden zerbrochen, in die Mitte des Circus geschleudert und in Brand gesteckt. Als man sich darauf verabredetermaßen eines Stieres bemächtigte, ihn fesselte und vorschlug, denselben auf diese

Weise durch die Stadt zu führen, und demnächst vor die Klöster zu ziehen, und solche gleichfalls anzuzünden, war des Schreiens und Beifallsrufens kein Ende. So ergoß sich der ganze Menschenstrom, wohl 6000 Köpfe zählend aus dem Amphitheater in die Straßen der Stadt. Einige mit wirklich teuflischen Absichten; Viele geneigt, ihren Uebermuth und ihre Zerstörungslust auszulassen; sehr viele Andere voller Schadenfreude; die Meisten von Neugier gedrängt — Alle aber aufgeregt, schreiend, im dichten Knäul zusammengepreßt — bildeten, den wüthenden Stier an der Spitze, eine unwiderstehlich sich vorschiebende, durch keine physische oder moralische Gewalt in ihrem Laufe aufzuhaltende Masse, die unterwegs wie ein reißender Gebirgsstrom durch immer neue Zuschüsse verstärkt, Alles in ihren Strudel hinein und mit sich fortriß. Ich führe dies zur Entschuldigung derer an, deren Beruf es gewesen wäre, den Strom aufzuhalten und zu bannen, allein ich kann auch nicht behaupten, daß die hierzu Berufenen nur einen Versuch gemacht hätten, Unheil zu verhüten und die in höchster Lebensgefahr schwebenden zu schützen. Den kleinen Naturen, wenn auch mit großer Macht bekleidet, sinkt der Gefahr gegenüber gewöhnlich der moralische Muth, sie verlieren den Kopf; so daß sie nicht einmal von den ihnen zur Disposition stehenden physischen Mitteln Gebrauch zu machen wagen; die charakterfesten Männer, selbst in untergeordneten Stellungen bleiben in solchen Momenten ruhig und kalt, und handeln nach Prüfung und Entscheidung mit Festigkeit und Consequenz.

Unser Kloster, an der Muraña del mar gelegen, sollte als Brandfackel für alle übrigen dienen. Wir waren im

Refectorium zur Mittagsmahlzeit versammelt, etwa 140 Brüder, als der Pförtner mit verstörtem Gesicht hereinstürzte und verkündete, daß so eben ein Frauenzimmer an die Eingangspforte geklopft, und in höchster Aufregung hineingerufen habe: „man solle eiligst die Ausgänge gut verwahren, denn man habe Böses gegen das Kloster im Sinne."

Unterdessen drang auch schon von der Straße herüber ein wildes Geschrei, ähnlich dem Rollen eines Donners, bevor der zuckende, zündende Blitzstrahl vom verderblichen Schlage begleitet hinabfährt. Unmittelbar darauf fiel ein hell aufleuchtender Feuerschein durch die Fenster auf die Rückwand des Refectoriums, und das dort aufgehängte Bild des Erlösers am Kreuze erglühte und schien zu zittern. Da erfaßte uns Angst und Entsetzen und wir stürzten im ungestümen Drängen, ein jeder auf seine Rettung bedacht, hinaus und die Treppen hinauf. Immer höher und höher, bis auf die Plattform des Hauptgebäudes. Es war ein schwüler Sonnabend. Es hatte früher als sonst gedunkelt, denn schwarze Wolkenmassen lagerten über der Stadt. War es Gewitterluft oder bange Beklommenheit, die uns das Athmen erschwerte. Rings um die Klostergebäude und Mauern drängte sich eine dunkele, wogende Masse. Flackernde Feuersäulen und hoch aufwirbelnde Rauchwolken umgaben uns, namentlich an den Ausgangspunkten unsres Klosters. Bei unserm Erscheinen auf der Terrasse wurden wir von einem Wuthgebrüll der unten stehenden Menge begrüßt, dessen Klang mich noch heute in der Erinnerung zittern macht. „Schießt sie hinab", Räuchert sie aus", „Bratet sie lebendig", „Zum Autodafé" und ähnliche mit platten Späßen untermischte Ausrufungen drangen zu uns herauf. Es

mochten bis dahin wohl wenige von uns Brüdern Gelegenheit gefunden haben, dem Tode ins Antlitz zu schauen. Ja, ja, mein Freund, fuhr der Franziscaner fort, während seine Hand die meinige suchte, und sie krampfhaft preßte, das sind Probiersteine des Lebens, solche Situationen. Ich kann versichern, daß, als ich im Kreise herumschaute, und in dem Dämmerlicht, das nur hin und wider von den höher aufschlagenden Flammen plötzlich wie zur Tageshelle überging — nach meinen Freunden unter den Brüdern forschte, ich wahrhaft entsetzt war über die Veränderung, die in den wenigen Minuten unter den Gesichtszügen der Klostergeistlichen stattgefunden hatte. Da sah ich auf mir sonst ganz gleichgültigen Gesichtern einen so reinen, edlen und ruhigen Ausdruck der Resignation und Verklärung, daß sie mir wie selig Verstorbene erschienen. Andere Züge sah ich so furchtbar entstellt und verzerrt, als ob der Dämon eines bösen Gewissens bereits sein Rächeramt mit höllischen Qualen begonnen hätte. Auch ich, mein Freund, — setzte der Franziscaner nach einer Pause hinzu, indem er mir wiederum die Hand drückte, — auch ich war damals noch nicht reif zum Tode; auch ich hatte nicht das irdische, eitle und jämmerliche, hoffärtige Streben des Fleisches in seinem ganzen Umfange erkannt, um es ernstlich zu bekämpfen und unter Gottes und des heiligen Franziscus Schutz und Beistand zu besiegen. Auch ich richtete in jenem ernsten Augenblick meine Gedanken nicht ausschließlich nach oben, sondern ich dachte an die Welt und ihren Beifall; auch ich frevelte in meinen Gedanken und Wünschen, und auch ich habe deshalb die gerechte Strafe erlitten.

In dem Kloster hatte ich ausschließlich nur mathema-

tischen Studien gelebt. Ohne Neigung für das Klosterleben hatte ich dasselbe liebgewonnen, weil die stille Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit mir bei meinen Arbeiten zusagte. Das zu meinen Studien erforderliche Material ward mir ohne Schwierigkeit zur Disposition gestellt, und so habe ich, ohne selbst gezwungen zu werden, den täglichen gemeinschaftlichen Andachtsübungen regelmäßig beizuwohnen, einundzwanzig Jahre zum unausgesetzten Nachdenken, Berechnen und Niederschreiben meiner mathematischen Forschungen verwendet, ohne meinen Pflichten als Klostergeistlicher vollständig zu entsprechen. Der Prior ließ mich gewähren. Er selbst war wenig gebildet, aber es schmeichelte ihm, daß der Ruf der Gelehrsamkeit eines seiner Klosterbrüder in weiteren Kreisen verbreitet war, und Schmeichler meine Leistungen seiner Einwirkung zuschrieben. Die übrigen Mönche, die eben keine wissenschaftliche Beschäftigung liebten und trieben, machten mich dieserhalb zur Zielscheibe ihres Spottes. Nach vieljährigen Studien hatte ich verschiedene neue Theorieen durchgearbeitet, Probleme auf neue und einfachere Weise, als bis dahin geschehen, gelöst, und namentlich eine ganz frappante Weise, die Quadrat- und Cubikwurzelrechnungen ohne Schwierigkeit im Kopfe zu bestimmen erfunden. Das der Oeffentlichkeit bestimmte Werk war im Manuscripte fast vollständig beendet, und mich kitzelte die Idee, meinen Namen in der europäischen gelehrten Welt mit Anerkennung oder Bewunderung verbreitet zu sehen.

Die Möglichkeit des Verlustes jener Arbeit, des beinahe unersetzlichen Verlustes eines langjährigen Studiums erfaßte mich dort oben auf der Terrasse. Ich stürzte die

Treppe hinab, in das mit Rauch angefüllte Refectorium zurück, hinter welchem mein kleines Studirzimmer belegen war. Da zuckte wieder ein Feuerschein über die Rückwand des Refectoriums, und wieder erglühte und erzitterte das Christusbild, um gleich darauf in dichte Rauchmassen zu versinken.

O Herr! betete ich, laß mich die Frucht meiner langjährigen Arbeit nicht verlieren, jetzt, wo sie reif geworden und ich sie pflücken könnte; nimm mir lieber mein Augenlicht als das einzige Produkt meines Lebens! Ich stürzte fort. In mein Studirzimmer wälzte sich ein erstickender glühender Rauch zu immer dichteren Massen in die gesprungenen Fensterscheiben hinein; ich eilte nach meinem Schreibtische, ich fühlte nach meinen Büchern und Papieren, ohne das Gesuchte zu finden. Ich war dem Ersticken nahe, der Angstschweiß stand mir auf der Stirn, mein letzter Gedanke war, lieber dort zu sterben, als das Zimmer ohne das Manuscript zu verlassen. Endlich, halb betäubt und verzweifelnd fühlte ich das Buch heraus, ich drückte es an meine Brust, wankend tappte ich hinaus, draußen im Refectorium gewahrte ich mich an meinem Ordenskleide zurückgehalten. Ich fühlte hin und überzeugte mich, daß es ein Nagel in dem von der Decke herabgestürzten Christusbilde war, der mein Kleid erfaßt hatte. Ich taumelte fort; auf der Treppe, die hinaufführte, stand der Glöckner. Was willst Du da oben? rief er, indem er einige kostbare Kirchengefäße in ein Tuch zusammenband, droben ist der Tod, wie in jedem Winkel dieses unglückseligen Hauses. Es giebt nur einen einzigen rettenden Ausgang! Die Anderen sind alle schon fort bis auf Bruder Hilario, der vom Dache

in die Flammen gestürzt oder hinabgeschossen ist, und Melchior, der im Sprachzimmer erstickte.

Dabei stieß er mich vor sich her, denn er merkte, daß ich die Besinnung und Geistesgegenwart vollständig verloren hatte. Er führte mich hinter der Cisterne im Keller fort, durch den Privatweinkeller des Priors in eine dort verborgene, im Kloster bis dahin wenigstens unter den Brüdern nicht gekannte Pforte, welche, sobald wir sie passirt hatten, hinter uns ins Schloß fiel. Wir befanden uns in einem dunkelen, schmalen gewölbten Gang, der unter der Muraña fort zum Hafen führte. Er war aber, ich weiß nicht, ob zufällig, einige Fuß hoch, mit Wasser gefüllt, so daß wir, bis an den Leib in Wasser stehend einundvierzig Stunden harren mußten, bis man, da sich der Prior mit den Franziscanern mittelst Kähnen, die man dorthin gesandt, auf ein französisches Kriegsschiff, das im Hafen lag, gerettet hatten, auf die Idee kam, nochmals ein Boot abzusenden und zu forschen, ob Jemand noch in jenem Mauergange zurückgeblieben sei.

Mein Manuscript hatte ich gerettet, allein die Erkältung, die ich mir auf der Flucht zugezogen, als ich erhitzt und aufgeregt genöthigt war, so lange Zeit hindurch im Wasser zuzubringen, ward zu einer schweren Krankheit, in deren Folge ich erblindet bin.

Ich habe Zeit gehabt, über die Vergangenheit nachzudenken, mein eitles Streben, die Vernachlässigung meiner Berufspflichten und mein frevelhaftes Begehren — zu bereuen und Buße zu thun. Ich bin jetzt ruhig und gehe zuversichtlich und ergeben dem Tode entgegen.

Er schwieg und ich holte tief Athem. Nach einigen Minuten fragte ich: Und die Behörden?

Die Behörden — antwortete er — was sollten oder was konnten sie thun? Der Pöbel zog von Kloster zu Kloster, legte Feuer an die Pforten und räucherte die Mönche aus. Alle flohen, Mönche und Nonnen verließen ihre Asyle und suchten Schutz bei bekannten Familien, die sie mit Kleidern und Lebensmitteln versahen, um sie aus der Stadt in Sicherheit zu bringen. Die Wuth unter dem rohen Haufen, namentlich unter den Weibern war aber so groß, daß man anständig gekleideten Personen in den Straßen die Hüte vom Kopfe schlug, um sich zu überzeugen, ob keine Tonsur darunter verborgen sei.

Auf diese Weise ist mancher Kahlkopf, der sich deshalb ein Socrates gedünkt, für einen Mönch gehalten und ermordet worden.

Die Behörden vermochten das Geschehene nicht ungeschehen zu machen, zumal im ganzen Lande dieselben Excesse sich wiederholt hatten. Der Generalcapitain Llauder war verhaßt. Die von ihm organisirten drei Bataillone Miliz waren vollständig ungeeignet, Dienste zu leisten. Der General verließ heimlich die Stadt und entsandte als Stellvertreter den General-Commandanten Basa, einen tüchtigen und braven Mann. Dieser entbot die Miliz und die Garnison, die nur aus einem Bataillon, unter Befehl des Obersten Clavet stand, nach dem Generalitätsgebäude, das später zum Residenzschlosse hergerichtet wurde. Eine ungeheure Menschenmasse umgab das Palais, und brach, als der General vom Balcon herab erklärte, daß er gekommen sei, um eine strenge Untersuchung des Geschehenen, und

eine Bestrafung der Schuldigen zu veranlassen, in furchtbares Wuthgeschrei aus. Man brüllte „Tod dem General Basa!“ und als dieser einen Augenblick stutzte, der General Pastor aber, die Gefahr erkennend, sich mit ausgebreiteten Armen schützend vor ihn stellte — schoß ein Mann aus dem Haufen, dem General Basa, unter dem Arme des General Pastor durch, eine Kugel in die Seite.

Die Miliz nahm das Gewehr beim Fuß und rührte sich nicht.

Während man den verwundeten General Basa in das Zimmer trug und auf einen Sopha legte, drang ein Haufe Meuterer von der Kirche Maria del Mar her, durch einen mit dem Palais in Verbindung stehenden bedeckten Gang in das Zimmer des Verwundeten. Man riß denselben aus den Armen seiner Umgebung; man stürzte ihn über den Balcon auf die Straße hinab. Man schleifte ihn nach der Rambla, schnitt ihm die Hände ab und warf den noch lebenden Körper auf die aus der Polizeipräfektur zusammengeschleppten Acten und Repositorien, welche mit dem General zugleich verbrannt wurden. —

Am nächsten Morgen brach ich auf. Alles wollte mich begleiten; auch der blinde Franziscaner, der mir zu Ehren wieder sein Ordenskleid trug. Trotz seines Widerstrebens ward er auf mein Pferd gehoben, dessen sorgsame Leitung der Landmann übernahm. Eins der Kinder trug meine Reisetasche, das andere meinen Mantel, die Frau in einer Hand einen mächtigen Blumenstrauß, in der andern einen Strohkorb mit Früchten; beides für mich bestimmt.

Ich trug — ich bitte meine Leser nicht zu lachen — oder mögen sie es immerhin thun — kurz ich trug den Säugling. Es war ein niedliches Kind. Ich mochte mich wohl etwas ungeschickt dabei benehmen, aber der kleine Balg war sehr lustig und wohlgezogen. Der Führer ritt hinterher; an ihn schloß sich der große Hund und die schwarze Ziege. Meine Freunde gaben mir eine Stunde Weges das Geleit bis zu den weißen Rosen. Diese thaten heute nicht so verschämt als gestern, sondern drängten sich keck durch die Blätter und schauten mit großen Augen auf die Abschiedsscene herab, gerade wie unsere Backfische, erst schüchtern und dann naseweis. Die stolze Granate nahm gar keine Notiz von uns, und die andern bunten Blumen wandten sich um, als ob sie uns nicht sähen, denn sie ärgerten sich über das schöne Bouquet, das die Bäuerin mir nachtrug.

Als ich aber mit herzlichem Händedruck von meinen Freunden geschieden war, und in den Sattel steigen wollte, bemerkte ich wieder mein bescheidenes Vergißmeinnicht von gestern am Bachesrande; und ich bückte mich und pflückte es, und legte es in meine Schreibtafel zwischen die Briefe meiner Lieben, im fernen theuren Vaterlande.

Empfang des Königs Carl I. (Kaiser Carl V.), 28ster Graf von Barcelona, in der Hauptstadt von Catalonien, am 15. Februar 1519.

(Aus den Archiven der Krone von Aragon und des Ayuntamiento von Barcelona.)

Das Archiv zu Barcelona ist eins der interessantesten und reichsten für die spanische Geschichte. König Pedro IV. von Aragon hatte eigenhändig die Ordonnanzen aufgesetzt, kraft deren ein diplomatisches Archiv seines Hauses eingerichtet und fortgeführt werden sollte. Seine Nachfolger ließen es weder an den nöthigen Unterhaltungskosten noch an aufsichtsführenden Beamten und Gelehrten fehlen, um dasselbe zu vervollständigen und zu erhalten. Nachdem das Archiv neun Jahrhunderte hindurch in dem alten Palacio mayor aufbewahrt gewesen, ward es auf königlichen Befehl 1766 nach dem Palacio de la Deputacion verlegt. Der Umzug war im Jahre 1770 beendet. Gegenwärtig ist das Archiv im ehemaligen Kloster Santa Clara aufgenommen, Dank den Bemühungen des Archivars Don Antonio Bofacull y Mascaro, dessen Verdienste und Kenntnisse, so wie dessen liebenswürdiger Charakter und Gefälligkeit die

höchste Anerkennung verdienen und nicht genug gerühmt werden können.

Die aufbewahrten Documente reichen bis in das 9te Jahrhundert hinauf, bis zur Regierung des Grafen Wifredo el Zeloso von Barcelona 874, von wo ab sie die Regierung der sämmtlichen Könige von Aragon, bis zur Vereinigung mit Castilien unter Ferdinand dem Katholischen und Isabella umfassen.

Bei der Ordnung des Archivs ist die chronologische Folge beachtet, indem General- und Specialregister für jede Regierungsperiode angelegt sind. Es bestehen Sach- und alphabetische Register, welche auf die neueren Nummern der Register, auf die Regierungen, Jahr, Titel und Seitenzahl verweisen, und es möglich machen, augenblicklich und ohne alle Schwierigkeit jedes beliebige nach Jahr und Datum bezeichnete Document aufzufinden.

Kaiser Carl V. war am 24. Januar 1500 in Gent geboren. Seine Mutter Donna Juana (la loca) war die Tochter Ferdinands von Aragon und Isabella der Katholischen, sein Vater Philipp der Schöne, der Sohn des Kaisers Maximilian und der einzigen Tochter Carls des Kühnen, Maria von Burgund.

Mit dem Tode der Königin Isabella in Medina el Campo am 26. November 1504 war ihrer Bestimmung gemäß Castilien und die Gesammtregierung an Ferdinand gefallen; allein der Ehrgeiz Philipps, die Intriguen des castilianischen Adels und die Unzuläſſigkeit der Armee veranlaßten ihn, auf den Titel eines Königs von Castilien

zu verzichten, denselben auf seine Tochter und deren Gemahl zu übertragen, und sich mit der Regentschaft zu begnügen, welche er demnächst im Juli 1506 niederlegte, um sich nach Aragon zurückzuziehen. Philipp veranlaßte die Cortes von Castilien, die Königin Juana als gemüthskrank für regierungsunfähig zu erklären; allein er genoß die Genugthuung der Alleinherrschaft nur wenige Monate, denn schon am 25. September desselben Jahres erlag er einer Fieberkrankheit.

Die Regentschaft über die an seinen Sohn Carl gefallenen Niederlande übertrug Maximilian an Wilhelm von Croy, Herzog von Chievres, und beaufsichtigte die Erziehung seines Enkels, welche dessen Tante, Maria von Oesterreich, und Margarethe von York, Schwester Königs Eduard IV. von England, gemeinschaftlich mit dem eben so gelehrten als ehrenwerthen Adrian von Utrecht leiteten. Carls Mutter war bei der überhand nehmenden Geistesschwäche nicht im Stande, die Regierung zu führen. Sie übertrug die Regentschaft von Castilien wiederum ihrem Vater Ferdinand, und die Vormundschaft über ihren Sohn dessen Großvater, dem Kaiser Maximilian.

Ferdinand starb am 23. Januar 1516 im Kloster Unserer lieben Frau von Guadalupe bei Madrigalejo in Estremadura, indem er durch Testament seine Tochter zur Nachfolgerin und Universalerbin, und in ihrer Stellvertretung seinen Enkel Carl zum General-Gouverneur aller spanischen Besitzungen einsetzte, wobei er denselben für volljährig erklärte und anwies, sich sofort zur Uebernahme der Regierung nach Spanien zu verfügen, wo bis dahin Don

Alfonso Ximenes de Cisneros, Erzbischof von Zaragoza, ein natürlicher Sohn Ferdinands, die Geschäfte leiten sollte.

Carl, welcher seit 1515 die Regierung über die Niederlande selbst übernommen, war damals durch den Krieg mit der Ligue von Cambray in Italien beschäftigt, gab jedoch den dringenden Gesuchen der Spanier, den Vorstellungen Ximenes und dem Rathe Maximilians nach, und schiffte sich, begleitet von dem Herzog von Chievres und einer großen Anzahl von Niederländischen Rittern und Reisigen am 9. September 1517 nach Spanien ein.

Die Räthe von Barcelona erhielten diese Benachrichtigung am 22. September durch Pedro de la Cabra in nachstehendem Schreiben des Königs.

„An unsere geliebten und getreuen Räthe der Stadt Barcelona. — Der König.

Geliebte und Getreue! Wie ich Euch jüngst mitgetheilt, sind wir in diesem Hafen eingetroffen, um uns einzuschiffen, sobald es dem Herrn gefallen würde, uns eine glückliche Abreise zu gönnen, und zweifeln wir zu Eurer Zuneigung und natürlichen Liebe nicht, wie es Euch erfreuen wird, daß ich Euch den Pedro de la Cabra, meinen Diener und Ueberbringer dieses zu Eurem Trost und Freude zugesandt habe, um Euch anzukündigen, daß ich mich mit der Flotte eingeschifft habe, damit ich mit dem Segen des Herrn meinen Weg nach Spanien antreten mag. Es wird Euch gesagt werden, wie angenehm mir diese Reise ist, und seid gewiß, daß ich nach meiner Ankunft, wie es Gott gefallen möge, Eure Wünsche zu erfüllen bedacht sein werde, so wie ich, so weit es in meinen Kräften steht, das Wohl

Spaniens zu fördern gewilligt bin. Gegeben im Königlichen Schiffe, den 9. September 1517. — Ich der König.

vidit Philippus de Ferrara."

Nach einer glücklichen zehntägigen Fahrt landete Carl am 19. September im Hafen von Villaviciosa in Asturien, wo er mit dem lautesten Jubel der Bevölkerung empfangen wurde, und folgendes Schreiben an den Rath von Barcelona absandte:

„Unseren lieben und getreuen Räthen der Stadt Barcelona. — Der König.

Liebe und Getreue! Zu Eurer Genugthuung lasse ich Euch wissen, daß wir mit Hülfe des allgütigen Gottes heute in diesem Hafen von Villaviciosa in Asturien angelangt sind, glücklich, gesund und heiter sammt unserer ganzen Flotte. In den Kirchen und Klöstern dieser Stadt erheben sich die Dankgebete dafür zum Herrn. Gegeben zu Villaviciosa in Asturien, den 19. September 1517. — Ich der König." Urries, Secretair.

Don Alfonso Ximenes de Cisneros beeilte sich, trotz seines hohen Alters und seiner schwächlichen Gesundheit, dem Könige entgegen zu reisen, um ihn zu bewillkommnen, und ihm nächst anderen Vorschlägen den Wunsch auszudrücken, daß er einen Theil seines ausnehmend zahlreichen flamändischen Gefolges zurücklassen möge, da dasselbe bereits die Eifersucht und das Mißtrauen der Spanier zu erregen begonnen hätte. Durch einen Fieberanfall in Borceguillas zurückgehalten, wandte er sich mit der schriftlichen Bitte an den König, ihm eine Audienz zu gewähren, damit er ihm einen umfassenden Vortrag über die Lage der Staatsverwaltung abstatten könne. Der König, übel be-

rathen durch seine Umgebung, antwortete schriftlich in kalten und höflichen Ausdrücken, daß er dem Bittsteller gestatte, sich in seine Diözese zurückzuziehen, um daselbst seine Tage in Ruhe beschließen zu können. Diese Behandlung überlebte der würdige Prälat nicht, welcher nicht darauf vorbereitet war, daß seine großen Verdienste um die Landesverwaltung auf solche Weise verkannt werden würden. Gebrochenen Herzens ließ er sich nach Aranda bringen, wo er kurz darauf verschied.

Im Jahre 1518 zog Carl in Valladolid ein, wo die einberufenen Cortes von Castilien ihn in Gemeinschaft mit seiner Mutter mit dem Vorbehalt als König anerkannten, daß dieselbe, falls sie vollständig wieder hergestellt werden sollte, allein Königin bleibe. Zugleich wurde ihm eine Dotation von 600,000 Ducaten in drei Jahren zahlbar ausgesetzt.

Die allgemeinen Cortes von Aragon wurden in Zaragoza zusammenberufen. Auch diese erkannten ihn gemeinschaftlich mit seiner Mutter als König an, und bewilligten eine Dotation von jährlich 200,000 Ducaten, welche jedoch erst dann unverkürzt in seine Kasse fließen sollten, wenn die Kronschulden, welche man eine Zeit lang unverzinst gelassen, abgezahlt sein würden.

Carl berief die catalonischen Stände zum 20. December 1518 nach Barcelona, verlegte die Eröffnung der Cortes jedoch auf den 16. Februar 1519, wo er seine Proposition im Kloster des heiligen Franz von Asis überreichen wollte.

Am 16. Januar erhielten die Räthe von Barcelona ein Schreiben von ihrem Syndicus, den sie an den König

nach Zaragoza abgesandt hatten, worin Bericht über die dortigen Vorgänge abgestattet und mitgetheilt wurde, daß Carl bereits am 2. Januar nach Barcelona abgereist sei. Es wurden deshalb nach vorgängiger Berathung mit den hundert Geschworenen die Vorbereitungen zu glänzenden Empfangsfeierlichkeiten getroffen.

Nach einem vierzehntägigen Ritte langte der König am 7. Februar in Molins del Rey, drei Stunden von Barcelona, an, wo er sieben Tage lang ausruhte, und sich dann nach dem Kloster von Valdoncella verfügte, wo nach uraltem Gebrauche die Fürsten vor ihrem Einzuge in die Hauptstadt zu übernachten pflegten. Inzwischen hatten sich, dem Herkommen entsprechend, die Räthe von Barcelona in der Casa consistorialis, in den Sälen des Landgerichts, die Consuln in der Lonja und eine große Zahl von Deputirten aus allen Klassen der Gemeinde vor derselben versammelt, um im feierlichen Aufzuge den Monarchen zu begrüßen. Sie zogen aus dem Thore San Antonio hinaus, und gelangten bis gegen Sans, wo sie sich erkundigten, in welcher Gegend der König Halt gemacht hätte. Der König, nicht wissend, daß schon an diesem Tage eine Bewillkommnung stattfinden würde, hatte sich in der Nähe von Praensana aufgehalten, wo er sich mit Reitübungen ergötzte. Er ritt ihnen, als er von der Annäherung der Behörden Kenntniß erhielt, entgegen. Er trug einen weiten Mantel von Brokat; vor ihm ward das königliche Banner getragen. Die Räthe von Barcelona näherten sich; sie verbeugten sich bis auf die Köpfe ihrer Maulthiere, stiegen nicht ab, sondern ritten in der durch Rang und Alter bestimmten Reihenfolge an den König heran und küßten ihm

ehrfurchtsvoll Einer nach dem Andern die Hand. Dann setzte sich der ganze Zug nach Valdoncella in Bewegung, welches etwas nördlich von dem bedeckten Kreuze lag. Bei ihrer Ankunft am letztgenannten Punkte wurden, da die Sonne inzwischen untergegangen war, hundert Windlichter angezündet, welche man aus der Hauptstadt zu diesem Zwecke mitgenommen hatte, und welche von Gewerksgenossen und Mitgliedern der Brüderschaften getragen wurden. Zugleich donnerten alle Mortiere von den Wällen Barcelona's herüber, um den getreuen Bewohnern der Hauptstadt zu verkünden, daß der König sich innerhalb ihres Weichbildes befinde. Die Räthe gaben dem Monarchen das Geleit bis an die Pforten des Klosters von Valdoncella. In feierlicher Prozession ward Carl von der Aebtissin, den Nonnen und den Gemeindevorständen empfangen. Mit prächtigen Teppichen und Stoffen waren Gebäude, Treppen und Zimmer geschmückt und Alles aufgeboten, um die Aufnahme glänzend und fürstlich erscheinen zu lassen. Der König konnte es sich nicht versagen, noch am späten Abend incognito die Stadt zu besuchen, um die prächtige Illumination und den Jubel der Einwohner, welche auf den Straßen und Plätzen um Freudenfeuer und zu öffentlichen Tänzen versammelt waren, selbst in Augenschein zu nehmen.

Am nächsten Tage erschien Barcelona im reichsten Feierkleide. Der städtische Rath hatte befohlen, daß drei Tage hindurch die Werkstätten und Verkaufslocale geschlossen sein, und eben so lange die nächtliche Erleuchtung der ganzen Stadt dauern sollte. Alle Häuser und Balcons waren auf's Festlichste geschmückt, die Straßen mit Sand beschüttet und so viel als möglich mit Kränzen und Guir-

landen behängt, und mit Zeltdächern von farbigen Tüchern überspannt. Als von der Cathedrale und den übrigen Thürmen die Glocken die Mittagsstunde durch ein feierliches Geläute bezeichneten, erhoben sich die in der Casa consistorialis versammelten ehrwürdigen Räthe, angethan mit den weiten Roben (Gramallas), unter dem Vortritt von siebzehn in den Stadtfarben einherschreitenden Trompetern und anderen Musikern und von herrlich funkelnden, überaus prächtig anzuschauenden Stadtbannern. Sie zogen über den Platz St. Jaime, die Straßen Call, Boqueria und Hospital nach dem Antonio-Thor, von wo sie einen berittenen Diener an den König absandten, um ihm zu verkündigen, daß sie bereit ständen, Se. Majestät zu empfangen, falls es Derselben gefallen sollte, die Residenz mit Ihrer Gegenwart zu beglücken.

Eine unübersehbare Menschenmenge hatte in den Straßen, in und vor dem Thore zu beiden Seiten sich zusammengedrängt, um das Antlitz des sehnlichst erwarteten neuen Herrschers sobald als nur möglich sehen, und ihn selbst mit den lautesten Freudenbezeugungen begrüßen zu können. Eine Artilleriesalve verkündete den Aufbruch aus dem Kloster, und es war 3 Uhr als sich der königliche Zug dem St. Antonio-Thore näherte. Plötzlich öffneten sich die Vorhänge, welche das Thor bis dahin bedeckt hatten, und ließen drei halbkreisförmige concentrische Bogenreihen sichtbar werden. In der Mitte der oberen Reihe erschien Jesus Christus mit der Jungfrau Maria zu seiner Rechten und St. Johannes zu seiner Linken. Auf dem rechten Flügel befand sich Elias, auf dem linken Enoch. In der mittleren Reihe befanden sich sechs Engel, welche Saiteninstru-

mente spielten. Drei von ihnen hatten weiße Oberkleider, drei trugen bunte Dalmatiken in den Farben der Stadt; alle sechs hatten Masken und Flügel. In der unteren Säulenreihe waren gleichfalls sechs Engel, ähnlich wie die anderen gekleidet, mit dem Unterschiede, daß sie keine Masken trugen, aber in dem langen blonden Haar reiche Diademe, und außerdem Obergewänder von weißer Seide mit Goldstickerei. Alle zusammen sangen sehr schön. Die Zwischenwände und die Eingänge zu den Decorationen waren mit glänzenden Sternen und Gruppen von Cherubinen übersäet. Während der Chorgesänge der Engel senkte sich durch eine sinnige mechanische Vorrichtung aus der Mitte des Thorgewölbes eine Wolke mit vier Engeln, welche folgende Worte sangen:

„Domine, tua est potentia! tuum est regnum Domine! Tu es super omnes gentes. Domine! Ad te sunt oculi nostri. Da pacem, Domine, et justitiam in diebus nostris.“

Als der Gesang beendet, befanden sich die Engel gerade dem Könige gegenüber, worauf der Eine von ihnen, indem er sich mit einer tiefen Verbeugung dem Monarchen näherte, die Schlüssel der Stadt überreichte und sprach:

„Temporis brevitate exclusus ac regiae celsitudinis tuae magnitudine perterritus praestantissime ac clementissime princeps, explicare non possum ingentem, incredibilemque laetitiam, quae in hoc quoque optatissimo majestatis tuae adventu animos populi tui jam pridem languentes et nimia expectatione defessos hodie complectitur, qui hactenus absente catholico rege suo ac justissimo domino tamquam sublato sole

in horrore et tenebris caecutire visus est. Quare pro summa illa fide quam illibatam semper intactamque majores nostri erga suos reges habuerunt, et nobis erga majestatem tuam observandam integre reliquerunt, celsitudinem tuam supplices oramus, ut hanc rempublicam tuam, quo majestatis tuae imperiae placidissime succumbit, excipiat et ab injuria sceleratorum defensam placatamque hominum desidiis tranquillissime componere dignetur. Dixi."

Darauf donnerte eine Artilleriesalve: die Wolke mit den Engeln erhob sich, während sie sangen:

„Laudate Dominum omnes gentes; laudate eum omnes Angeli; quoniam confirmata est super nos misericordia ejus; et veritas Domini manet in aeternum."

Die Räthe der Stadt führten den König Carl darauf unter einem prächtigen goldenen Baldachin in die Stadt ein. Die seidenen mit Gold durchwirkten Schnüre trugen zu beiden Seiten wie das Loos es bestimmt hatte, die Bürger Carlos Bellafilla, Pedro Lull, Juan Berenguer Aguilar, Francisco de Asis Marimon, Arnaldo Dusay; die Ritter Pedro de Sant Climent und Juan Bernardo de Marles; die Kaufleute Pedro Juan Roses, Baltasar Romaguera, Carlos Bruyó, Francisco de Asis Bret; der Chirurg Jeronimo Mas; der Apotheker Esteban Fonoll; der Tischler Juan Pereler; der Notar Juan Vilana; der Kürschner Antonio Compte und der Tuchscheerer Jaime Fonnalleda.

Der königliche Zug bewegte sich in folgender Ordnung: es eröffnete denselben eine große Zahl von Schützen, dann folgten funfzig Reiter mit großen Lanzen; hierauf die kost-

bar gekleideten Pagen auf prächtigen Rossen; ein überaus schöner Anblick. Dann folgte eine große Zahl von Armbrustschützen, und andere mit kleinen Lanzen auf muthigen Pferden, und von solcher Größe, daß sie wie Riesen erschienen. Daran schloß sich die Infanterie, aus 200 Hellebardenträgern bestehend, nämlich 80 Flamänder und 120 Spanier. In der Mitte der letzteren ritt der König auf einem stattlichen Rosse, in einem Mantel von türkisblauem Brokat, mit Atlas gefüttert, den Kopf mit einer halben Kappe (Cofia) mit Bändern zugebunden, bedeckt, und darüber ein schwarzes Baret. Den Schluß bildeten die städtischen Behörden.

Der Zug bewegte sich vom Thore aus durch die Hospitalstraße, an deren Eingang auf einer Tribüne die Blödsinnigen und Tollen mit Bischofsmützen und anderen Verzierungen ausgeputzt aufgestellt waren. Von der Boqueria ging es die Rambla entlang nach dem Fort Atarazanas, dessen Geschütze unausgesetzt spielten; dann wandte man sich links in den Corredor de francenors, dem jetzigen Dormitorio de San Francisco, welcher in den Platz gleichen Namens, der heutigen plaza de Medinaceli, mündete. Derselbe gewährte einen überraschenden Anblick. Er war rings herum mit bunten Teppichen behängt und mit weiß und gelb gestreiften Tüchern überspannt. Zur Seite, gegenüber der Façade des Palastes de los Moncados, erhob sich ein großartiger königlicher Katafalk, mit farbigem Tuch bezogen; darauf befand sich ein reicher Thronhimmel von Brokat, die Vorderseite mit Sammet behängt. Unter demselben stand auf einem Teppich von carmoisinrothem

Sammet ein prachtvoller goldner Sessel mit grünen Sammetpolstern.

Als der König am Fuße des Katafalkes angelangt war, stieg er unter dem Vivatrufen der ungeheueren Menschenmasse, welche den großen Platz, die Fenster, Balcons und Dächer der umliegenden Gebäude füllte, vom Pferde, und ward von den Räthen auf die Tribüne geführt, wo er auf dem Sessel unter dem Thronhimmel Platz nahm. Zugleich näherte sich vom Kloster des heiligen Franciscus von Assis her die höhere Geistlichkeit der Stadt, das heilige Kreuz und eine Missale tragend, unter dem Vortritt von Meßknaben mit Leuchtern und Kerzen, und stieg gleichfalls auf den Katafalk. Der Erzbischof von Tarragona öffnete das Missale, und indem er das heilige Kreuz darüber erhob, reichte er es dem Könige, welcher auf einem Kissen niederkniete, die Rechte über Meßbuch und Kreuz ausstreckte, und den Eid leistete, daß er als König von Spanien und als 28ster Graf von Barcelona die Constitutionen, Privilegien, Sitten, Gebräuche und alle der Stadt von seinen Vorgängern gewährten Freiheiten aufrecht erhalten wolle.

Nachdem diese feierliche und heilige Handlung beendet war, wodurch der städtische Rath die Rechte der Gemeinde gewahrt, und der Monarch dieselben anerkannt und gewährleistet hatte, küßten die Consuln und Gemeindevorsteher Einer nach dem Andern dem Könige die Hand und dankten ihm für die beschworenen Zusicherungen.

Darauf zogen vor dem Thronsessel die sämmtlichen Innungen mit ihren Bannern vorüber, und zwar in folgender Ordnung:

Die Getreidesieber, die Matrosen, die Schiffer, die

Wiederverkäufer, die Wollendecken-Fabrikanten, die Kleinböttcher, die Matratzenstopfer, die Gastwirthe, die Tuchscheerer, deren Standarte ein sehr schön gekleideter Schildknappe trug, dessen Pferd mit einer schönen Decke von grünem Tuche mit Goldstickerei behängt war. Die übrigen gingen in einer Tracht, ähnlich den Comthuren von Sanct Johann, und trugen ein Kreuz, begleitet von vielen Sängern, welche eine Hymne anstimmten. Dann folgten die Ausrufer des Coll oder der öffentlichen Versteigerungen mit Zwischenspielen, ausgeführt von Männern zu Fuß und zu Pferde. Hierauf folgten die Schwerdtfeger mit Sanct Paul, welcher das Schwerdt der Stadt trug. Die Klinge des letzteren ist 68 Zoll lang und 2—11 Linien breit. Der broncene Kreuzgriff zählt 24 Zoll. Zum Träger des Schwerdtes ward stets der größte und breiteste Innungsgenosse auserwählt. Dann erschienen die Gärtner mit einem Zwischenspiel, zwei pflügenden Eseln und bunt gekleidete Männer und Frauen, welche säeten, Spinat pflanzten und eggten; wobei sich besonders ein Weib durch ihre possirlichen Luftsprünge auszeichnete. Nun folgten die Matratzenhändler, die Tischler, die Wollenweber, die Baumwollenarbeiter, die Krämer mit dem berittenen St. Julian, zur Jagd ausziehend, umgeben von vielen Knappen zu Pferde, zwischen denen sich ein Gebüsch mit Bäumen fortbewegte, in welchen Tauben, Turteltauben, Wachteln, Rebhühner und Eulen in großer Zahl umherflatterten. Der ganze Zug ging gleich gekleidet, in scharlachrothen Mützen, Schellen an den Füßen, mit Laub und Ephеu bekränzt und die Tribalda tanzend. Hierauf erschienen die Strumpfwirker, die Lohgerber, die Lederarbeiter, die Leinweber, die Maurer und

Steinmetzen, die Großböttcher, die Töpfer und Hafner, die Brod- und Kuchenbäcker in weißem Tuch und rothen Mützen. Die Schmiede führten den heiligen Elias mit sich, auf einem Sessel sitzend, welcher hoch auf einem Stuhle befestigt war. Voran bewegte sich die Viper mit dem Stadtwappen, welche Feuer spie. Dann schlossen sich die Kürschner und die Pferdegebißverfertiger an; Letztere trugen mächtige Hüte und weiße silbergestickte Mäntel. Die Goldschmiede waren überaus reich gekleidet, Mäntel und Wämser mit Goldpapier bordirt; ihre Mützen bestanden theils aus Silberplatten, theils aus buntfarbigen Leinen mit Kleinodien und Silberschachteln besetzt; Alle trugen mächtige Silberketten um den Hals. Zuletzt erschienen die Schneider in glänzenden Schleppkleidern mit schwarzen Sammetärmeln und Mäntelchen; sie trugen auf den Händen Sperber und Falken.

Der König erhob sich hierauf, und umgeben von den Räthen stieg er auf ein kostbar aufgeschirrtes Maulthier und durchzog unter dem Baldachin mit dem oben beschriebenen Gefolge die Stadt. Vor ihm her trug der Ober-Stallmeister das königliche Schwerdt. Durch die Calle Ancha, los Cambios, bei der Kirche Maria del mar vorüber ging es durch die Moncada bis zur Marcus-Capelle, durch die Boria bis zum Cort del Veguer, dem alten Gefängnisse.

Kaum erblickten die Gefangenen den König, als sie mit lautem Geschrei und flehenden Gebehrden seine Gnade in Anspruch nahmen. Carl, theils gerührt, theils in der Absicht, dem Volke an diesem Tage allgemeiner Fröhlichkeit ein Zeichen seiner Theilnahme und Huld zu geben, befahl

die Freilassung aller derjenigen Verhafteten, welche nicht auf Lebenszeit eingesperrt waren. Dieser Befehl ward sofort unter dem Beifallsgeschrei der Menge ausgeführt. An der Ecke der Deputacion war auf Kosten der Stadt ein gewaltiger Bogen von Holz aufgeführt, auf welchem sich eine vollständige Festung mit Mauern, Bastionen und Thürmen in den Ecken derselben befand. In der Mitte erhob sich ein höherer, sehr täuschend ausgeführter Thurm. Sobald der König sich näherte, gab eine Glocke ein Zeichen, und unter Waffengeräusch begannen die sämmtlichen Festungsgeschütze eine Kanonade. Die vier kleinen Thürme beschossen den größeren; die Musiker, welche sie besetzt hatten, bliesen Fanfaren und riefen mit allen Zuschauern: „Es lebe der König!"

Dann ging der Zug bis zum bischöflichen Palast, wo der König abstieg und von dem Bischof von Gracia mit dem Gesammt-Clerus im feierlichen Aufzuge empfangen, und mit allen Kirchenfahnen, Heiligenbildern, mit zahllosen Kerzen, Rauchpfannen, Musik und Gesang, unter Vortritt des Banners der heiligen Eulalia in die Cathedrale geführt ward. Zur Rechten des Haupteinganges stand ein Sessel mit Goldstoff behängt. Zu den Füßen desselben kniete der König auf einem Sammetkissen nieder und betete über dem Kreuz, das der Bischof in der Hand hielt. Dann trat er wiederum unter den Baldachin und schritt durch das Chor bis zum Hochaltar, wo dieselbe Ceremonie sich wiederholte. Demnächst stieg er in die Kapelle der heiligen Eulalia hinab und betete längere Zeit mit Inbrunst.

Die Cathedrale war durch viele Tausend Kerzen bis zur Tageshelle beleuchtet. Nach Beendigung des Hoch-

amtes stieg der König wieder zu Pferde und begab sich im selben Zuge auf dem oben beschriebenen Wege bis in die Calle Ancha; wo er im Palais des Erzbischofs von Tarragona abstieg, welcher auf Kosten der Stadt zu seiner Aufnahme auf's Glänzendste eingerichtet war.

Die ganze Stadt erschien ein Lichtmeer; und drei Tage hindurch währten die Volksvergnügungen und Festlichkeiten, von denen noch lange Jahre hindurch erzählt wurde.

So glänzend, feierlich und herzlich auch Carls Empfang in Catalonien war, so glaubten doch die Stände, daß sie sich in ihren Rechten nichts vergeben dürften, und so erklärten sie denn am 16. Februar, wo sie berufen waren, um des Königs Propositionen entgegen zu nehmen; und zwar die geistlichen Vertreter ebenso wie die weltlichen:

> daß Carl weder zu seiner Berufung noch Prorogation ohne Weiteres befugt gewesen, und beide nichtig wären.

Nach mancherlei, eben nicht sehr angenehmen Erörterungen fügte sich der König am 16. April; er nahm seine Verordnungen zurück; erklärte sich bereit, Aufforderungen in anderer Weise auszuschreiben, was auch angenommen wurde, worauf die Stände im Monat Mai zusammentraten, und nachdem sie unter Anderen auch eine Dotation von 250,000 Barceloner Pfunden bewilligt hatten, am 19. Januar 1520 entlassen wurden.

Carl reiste am 23. Januar nach Coruña ab, um sich nach Deutschland einzuschiffen, wo inzwischen auf dem Reichstage zu Frankfurt am 28. Juni 1519 seine Wahl zum Kaiser einstimmig stattgefunden hatte. Nachdem er zu-

nächst noch die Ruhestörungen in Castilien beseitigt, ging er am 22. Mai in Coruña zur See. Ihn begleitete sein Freund, der junge Markgraf Johann von Brandenburg, den er einige Jahre darauf mit seiner Stiefgroßmutter, der jungen Germaine von Foix vermählte und zu seinem Staatsrathe und zum General-Capitain und Vicekönig von Valencia ernannte.

Lieber sahen die Spanier die flamändischen Ritter in der Begleitung des Königs mit demselben abreisen; denn sie gaben ihnen Schuld, daß sie sich auf Kosten des Landes bereicherten und ihre Schätze dann so schnell als möglich über die Grenze in ihre Heimath beförderten. Wenngleich diese letztere Behauptung noch neuerdings von belgischen Schriftstellern in Abrede gestellt, und namentlich von Gachard geradezu als eine Verläumdung hingestellt wird, so lassen sich doch die im Archive der Krone von Aragon darüber enthaltenen Angaben nicht ohne Weiteres fortläugnen oder widerlegen. Es findet sich in dem Volumen: Deliberaciones de la antigua Deputacion de los tres Estamentos de Cataluña, correspondientes al trienio 1518—1521;

Fol. 47. „daß die Deputirten am 27. August 1519 dem Beichtvater und Rath des Königs, Don Juan Erzbischof von Arborea, einen Paß nach Flandern ausfertigten, um 16 Pferdelasten und 6 Maulthierladungen von kostbaren Gewändern, Gold und Silber und 300 Ducaten frei von Abgaben — mit sich fortzuführen;"

Fol. 49. „daß am 7. September ein ähnlicher Paß nach Flandern für Madame de Chievres, Herzogin von Sora, für sie, 300 Pferdelasten und 80 Maulthierlasten

Kleider, Gold, Silber und Edelsteine für eignen und den Gebrauch ihrer Begleitung — expedirt ward —, so wie daß diese Dame 3000 Ducaten abgabenfrei mit sich außer Landes genommen hat;"

Fol. 51. „daß am 24. September ein gleichlautender Paß nach Flandern der Madame Sanzeles, Gemahlin des Oberstallmeisters des Königs eingehändigt ward, um vierzig Pferdeladungen, 10 Maulthierlasten und 700 Ducaten abzugsfrei mit sich zu nehmen."

Aehnliche Notizen finden sich noch viele vor.

Ein Besuch in Elche, dem spanischen Palmyra.

Vom Cap Santa Pola aus war ich landeinwärts über die Sierra geritten, um das ewig grüne Thal des Vinalapo aufzusuchen und Elche mit seinen 80,000 Palmen kennen zu lernen. Es war ein glühend heißer Tag und ich nichts weniger als gut gelaunt. Die sengenden Strahlen der Sonne hatten mich nie so belästigt, ich empfand einen heftigen Kopfschmerz, ward der ewigen Wundergeschichten meines Mulctero überdrüssig, stieg ab und sandte ihn mit den Maulthieren nach Pola voraus. Der blaßblaue Himmel zeigte kein Wölkchen, kein kühlender Luftstrom zog von der fernen Küste herüber, aber rings um mich her zitterte die schwebende Hitze. Trostlos und kahl war das nackte Gestein der vulkanischen Felsen, mit blendend weißem Sande reichlich überschüttet. Kein Baum, kein Strauch, kein Halm. Vor mir wiegte sich ein mächtiger Muskitoschwarm, dicht geschlossen, in Säulenform steigend und sich senkend. Es war so still in der erschöpften Natur, daß ich den Gesang der Muskitos vernehmen konnte. Ach, sagte ich, gebt Euch nur keine Mühe mit eurer Musik, ich habe heute vollkommen genug an mir selbst! Allein dieser vermessene Ausspruch sollte sofort bestraft, und mir bewiesen

werden, daß man noch viel mehr ertragen können müsse, als mir bis dahin geboten war, denn plötzlich hob ein Wirbelwind den harten Sand unter meinen Füßen und jagte ihn in trichterförmigem Kreislauf um mich herum, so daß er sich reichlich ablagerte in Augen, Ohren, Nase und Mund, Halsbinde, Weste und Rockfalten gar nicht zu gedenken — und mir zuletzt den Hut vom Kopfe riß. Dieser hüpfte lustig vor mir die Klippen hinab, und ich stolperte nothgedrungen immer tapfer hinterher, und einige Muskitos, die gleichfalls in ihrem Vergnügen gestört waren, gaben mir das Geleit, aber diesmal nicht mit Musik, sondern mit feindseliger Entrüstung, indem sie mich für den Störenfried zu halten schienen. Als ich endlich athemlos und weidlich zerstochen auf einem Plateau angelangt war und meinen Hut eingefangen und aufgesetzt hatte, lag Pola unter mir, aber der Muletero zog schon jenseits des Dorfes auf Elche zu, ohne mich erwartet zu haben. Mein Schreien und Winken hörte und sah er nicht, und bald war er unter den dunkelen Oliven verschwunden.

Nun war ich wirklich am Culminationspunkte angelangt. Verdrießlicher konnte es nun nicht mehr werden; ich suchte also die gute Laune wieder hervor, beseitigte so viel als möglich den überflüssigen Streusand, und bemerkte nun auch, daß ich den mühseligsten Theil der Wanderung überwunden hatte. Die Sierra Santa Pola lag wie eine Grenzscheide zwischen der lebenden und erstorbenen Natur hinter mir; die grünen, saftigen Wiesen stiegen die Thalränder hinab und badeten sich in dem rauschenden Vinalapo. Das Dörfchen an seinem Ufer lag wie von Weingehängen umsponnen, im kühlen Schatten mächtiger Ulmen und kräf-

tiger Eichen, die Gärten umzog ein dichter Kranz der blaugrünen Oliven und darüber erhoben sich schlank und stolz Palmen und Palmen und immer wieder Palmen. In geschlossenen Gruppen standen sie zusammen und blickten auf die Bäume und Sträucher zu ihren Füßen hinab; oder sie umringten einen friedlichen Pachthof um ihn vor den Gewittern zu schützen; oder sie standen gerade und wohlgerichtet zu beiden Seiten der Einfahrt in eine elegante Quinta aufmarschirt, als erwarteten sie respectvoll den vornehmen Besitzer. Weiterhin drängten sie sich in dichten Haufen nach der Stadt zu, sie hatten diesseits der Brücke Posten gefaßt, während der Vortrab bereits drüben den Berg hinaufgezogen, von jedem Absatz der Höhe Besitz genommen, die Mauer überstiegen und sich durch die Straßen vertheilt hatte. Zwischen den Thürmen und Kirchen, hinter den Thoren und Wällen, aus jedem Gehöfte erhob sich ein stolzes Palmenhaupt und bestätigte ihre Besitznahme und ihre Herrschaft. Weiterhin hatten die Palmen den Weiler Crevillente so dicht umschlossen, als ob sie ihn vor der Welt verbergen oder seinen Bewohnern den Ausgang verwehren wollten. Am goldigen abendlichen Horizonte lief die dunkle zackige Bergkette hin, an deren äußerstem Abhange dem Segurathále zugewandt, Schloß und Kirche von Orihuela in scharfen Umrissen heraustraten. Die sinkende Sonne schien ungern aus dem Thale zu scheiden; sie barg ihr glühendes Antlitz tief in den Palmenwald, aber wie grünes Gold schaute sie durch die luftigen Fächerblätter; wie zu hellen Flammen entzündete sie die schweren Frucht- und Blüthenbüschel, und eilig entsandte sie alle ihre Strahlen durch den Wald, damit sie jeden einzelnen Baum aufsuchen und ihm

den Scheidegruß bringen sollten. Es war wunderherrlich, und ich voller Entzücken. Ich hatte einen Fußpfad eingeschlagen und folgte dann einem klaren Wasserlaufe, indem ich oben auf dem Aquäducte fortwanderte. Plötzlich sah ich mich mitten in eine Idylle versetzt. Zu meiner Rechten tummelte sich eine Schaar munterer Burschen unter, in und auf den Palmen; doch ich muß zum besseren Verständniß des Lesers einiges über die Natur dieses Baumes hier einschalten.

Die Palmen in Elche haben eine Höhe von 40 bis 60 Fuß. Den Stamm umgeben entweder Ringe, welche die Jahrgänge bedeuten und deren ich bis 700 gezählt habe, oder unförmige mit langen Stacheln nach oben gerichtete knorrige Auswüchse. Die männlichen Bäume tragen weiße Blüthen, die weiblichen gelbe Beerenbüschel. Die Früchte reifen gegen Ende November oder im December. Nach der Befruchtung werden die Blüthen abgeschnitten und die Zweige, welche Früchte tragen sollen, mit Stricken unterstützt, damit sie nicht abbrechen. Die schönsten Blätter der Krone werden in der Mitte wie ein aufrechtstehender Zopf zusammengebunden, damit die im Innern befindlichen Blätterzweige gleichmäßig bleichen, um sie in diesem Zustande zu den Palmsonntagprozessionen durch ganz Spanien zu versenden. Palmzweige, welche bei den Kirchenfesten benutzt wurden, werden nachher in die Balcongitter eingeflochten, wo sie, wie man glaubt, die Eigenschaft eines Blitzableiters annehmen. Man berechnet in Elche die jährliche Einnahme aus Blättern und Früchten auf 1,400,000 r. Die Früchte sind nicht so süß, wie die afrikanischen Datteln, allein doch gesucht und gut bezahlt; besonders liebt man die Datteln,

welche im Oktober grün in Zucker eingemacht und weit versendet werden. Die Palmen werden von ihren Besitzern sehr hoch gehalten. Ihre Pflege nimmt weder Zeit noch Mühe in Anspruch, ihr Ertrag ist sicher; sie schaden durch den Schatten nicht den Feldern und Gärten, weil ihre Blätterkronen zu hoch und der Stamm nicht belaubt ist, und ihre Wurzeln breiten sich nicht aus, sondern gehen senkrecht unter dem Stamm in die Tiefe. Das Erklettern der Bäume geschieht mit eben so großer Geschicklichkeit als Schnelligkeit. Der Hinaufsteigende schlingt eine starke Binde um sich und den Baum, den er mit den nackten Füßen etwa zur Hälfte umspannt. Er hebt und schiebt die um den Baum liegende Binde etwa einen Fuß den Stamm hinauf, legt sich mit dem Rücken in die Binde und schiebt, indem er den Körper in der sitzenden Stellung aufrichtet, sich selbst in die Höhe; so fährt er fort, die Binde und dann sich selbst zu heben, bis er den Blättergürtel erreicht, den Baum umkreist und sich die bequemste Stelle zum Einsteigen ausgewählt hat. Das Einbinden der Kronenblätter zum Schopf sieht, da der Arbeiter keinen festen Stützpunkt, sondern nur die schwankenden Blättermassen unter den Füßen hat, sehr ängstlich aus. Das Hinuntergleiten wird trotz der aufrecht stehenden Stachelkränze mit unglaublicher Gewandheit ausgeführt. Das beliebteste Wettspiel geschickter Kletterer besteht darin, daß beim Sonnenuntergang, wenn die Schatten der Bäume sich am längsten über die Erde strecken, Einer der Wettenden vom Blätterdach bis zur Erde rascher hinabfahren muß, als der Andere im schnellen Schritt vom Stamm aus das Ende des Schattens derselben Palme zu erreichen vermag.

Also im Garten zu meiner Rechten ging es laut und lustig her. Das war ein Klettern hinauf und hinab, ein Wiegen und Schaukeln, ein Balgen und Springen, und Jeder suchte den Andern im Schreien und Lachen zu überbieten. Zu meiner Linken, etwas tiefer gelegen, war es recht heimlich und still. Vor der offenen Hausthür eines ganz kleinen, flachen, blendend weißen Häuschens spielte ein reicher Kindersegen mit den Zicklein, deren Mutter von einer hochbetagten Matrone gemolken ward. Eine rüstige jugendliche Frau saß, mir fast den Rücken zukehrend, mit herabhängendem aufgelösten Haare an einer Klöppelarbeit; sie erhielt mit dem Fuße eine niedrige Wiege in Bewegung, in welcher ein Zwillingspaar schlief. Ein Mann, kräftig und schön, in der weißen Fustanella, mit bloßen Armen und Füßen setzte einen Vogelbauer zusammen. Neben ihm lag der Hofhund ausgestreckt und ruhte. Geschäftig liefen und flatterten dazwischen weiße Tauben auf, während zur Seite unter einem mächtigen Hühnerkorbe der Haushahn mit seinen Frauen sehnsüchtig auf den Augenblick ihrer Befreiung zu warten schien. Ein Maulthier weidete unter den Palmen. Ich war stehen geblieben, um die einzelnen Theile dieses lieblichen Bildes meinem Gedächtnisse recht einzuprägen, als ich mit Entsetzen eine Schlange gewahrte, welche auf der Wiege lag.

Um die Eltern auf die Gefahr der Kinder aufmerksam zu machen schrie ich aus Leibeskräften auf, und wie durch einen Zauberschlag war die Scene verändert. Zu meiner Rechten im Palmengarten war das Lärmen und Lachen plötzlich verstummt; ein Jeder hielt mitten in der Bewegung an und lauschte, was der Ruf bedeutet haben könnte. Zu

meiner Linken in dem stillen Gehöfte, ward alles laut und beweglich. Die Zwillinge wachten auf und schrieen, die Mutter warf den Klöppelblock bei Seite und sprang hinzu, der Mann stellte den Bauer fort und schimpfte, der Hund bellte, der Hahn krähte, die Ziege mit den Jungen war entsprungen, die Tauben flogen in die offne Hausthür, und selbst der Esel hielt es für angemessen, seine Beschäftigung und sein Schweigen auf einen Augenblick auszusetzen. Allein dabei bewendete es nicht; ich sah mich bald als den Mittelpunkt der Gesellschaften beider Gärten umringt, und zur Rede gestellt, was mein Geschrei bedeute, wobei mir manche Mienen mehr als den Ausdruck zarter menschenfreundlicher Theilnahme anzunehmen schienen.

Es war mir in der That leid, meine gute Absicht verkannt sehen zu müssen, und sogar höchst peinlich, daß ich in diesem Augenblick vergeblich mich anstrengte, um den spanischen Ausdruck für „Schlange" zu finden. Endlich hatte ich ihn, und mit dem Worte „Culebra" und den dazu geeigneten Gesticulationen löste sich die Sache zur allgemeinen Zufriedenheit, denn diese Culebra war eine gezähmte und unschädliche Schlange, welcher man selbst den Aufenthalt in der Kinderwiege nicht verwehrte. Wir waren denn auch allerseits befriedigt und schieden in den freundlichsten Worten. Der Schlangenbesitzer gab mir sogar das Geleit nach Elche bis an die Kirche von San Salvador, während er mit seiner gezähmten Schlange unterweges die wunderlichsten Experimente vornahm.

In der Kirchthür rannte ich mit einem geistlichen Herrn zusammen, der es eben so eilig zu haben schien, hinaus, als ich hineinzukommen. Er trug den langen

schwarzen Talar und unter beiden Armen Folianten in Pergament gebunden. Auf meine Entschuldigung erwiederte er sehr verbindlich, daß es für heute in der Kirche zu dunkel sei, um die Gemälde erkennen zu können, daß er mich aber am nächsten Morgen mit besonderem Vergnügen dort umherführen wolle. Ich erklärte ihm dann, daß ich noch in derselben Nacht nach Orihuela zu reisen gedächte, und gern die letzte Abenddämmerung benutzen möchte, um von der Höhe des Thurmes die Palmen von Elche, Orihuela und die Felsen von Lorqui zu sehen. „Ach, das ist herrlich,“ unterbrach mich der Geistliche, legte seine Bücher auf eine Bank, rieb sich und mir vor Freude die Hände, und führte mich nach der dunkelen Thurmtreppe zu:

„Also Orihuela und Lorqui! fuhr er fort, das ist ja ganz vortrefflich, ich sehe, Sie interessiren sich für historisch interessante Erinnerungen, da greifen Sie gerade in meine Studien hinein. Sehen Sie, in Orihuela, das römische Auriola, das gothische Orcelis, das arabische Auriwehla von Tadmir, Tudemir, Teodemir ben Gobdos vertheidigt wider Abdelaziz — in Orihuela bin ich zu Hause! Das heißt, ich bin dort zwar nicht zu Hause, allein ich habe drei Jahre dort gewohnt im Seminar; ich sehe es wie meine Vaterstadt an, so lieb habe ich es gewonnen, so reichen Stoff hat es mir für meine antiquarischen Forschungen geliefert. Und Lorqui! Prächtig, köstlich! Lorqui, wo Cnejus Scipio fiel. Plinius hat nicht, wie Cascales behauptet, geschrieben „Thader fluvius, qui Carthaginensem agrum rigat Illorci refugit Scipionis rogum“ sondern, wie Sie aus der Cölner, Pariser, Baseler und aus der Ausgabe von Parma vom Jahre 1481 ersehen können

„ille ocior refugit Scipionis rogum“ und der Thader, von welchem Plinius spricht, ist nicht der Segura, sondern der Baetis, der heutige Guadalquivir — Hahaha! Sie sehen, Herr, ich bin auch in Lorqui zu Hause! Das heißt, ich bin dort zwar nicht eigentlich zu Hause, aber doch auf dem Schlachtfelde, und in der Stellung der Heere beider Scipionen, und in dem Thurme, wo er, wie Appian in Ibericis: pagina 132 und Silius Italicus liber XIII vers 688 erzählen, umringt und ausgeräuchert wurde.“

Unterdessen waren wir die vollständig dunkele Wendeltreppe, 280 Stufen hinaufgeeilt, ich nicht ohne einen leisen Anflug von Schwindel vor der Zungenfertigkeit meines freundlichen Cicerone.

„Sehen Sie, hier ist Elche, das Ilici der Römer, das Ilipa der Gothen, das Elich der Mauren, da haben Sie Ilici, Ilipa, Elich, Eliche, Elch, Elche!“

Sehr verbunden! sagte ich.

„Nein, schreiben Sie! sagte er, nehmen Sie Ihre Schreibtafel zur Hand, ich kann Ihnen die allerinteressantesten Aufschlüsse geben, und ich thue es wahrhaftig mit Vergnügen. Lassen Sie sich diese günstige Gelegenheit nicht entgehen!“

Aber mein Gott, erwiederte ich, es wird ganz dunkel, und ich wünsche noch etwas von der Aussicht zu genießen, und hoffe, später wohl noch Gelegenheit zu finden, meine antiquarischen Studien in Bibliotheken —

„Wie mein Herr? Unterbrach mich mein Begleiter, Sie sprechen von Bibliotheken? Sie glauben doch nicht etwa, daß ich meines Collegen D. Juan Antonio Mayans y Siscar — Ilici Illustrada, Valencia 1777 bei Fran-

cisco Burguete — auswendig gelernt, oder auch das miserabele Geschreibsel nur angesehen habe? Mein Herr! Ich versichere Sie, den Appian und den Silius Italicus, und den Plinius, die habe ich in der Tasche, und den Livius dazu! Das heißt, ich habe sie nicht in der Tasche, denn ich bedarf ihrer nicht; ich meine diese Scriptoren, alle Viere würden sich sehr glücklich geschätzt haben, wenn sie durch mich ihre höchst mangelhaften Ansichten von der Schlacht bei Lorqui hätten berichtigen können. Aber kommen Sie, fuhr er fort, und nehmen Sie mir das nicht übel, aber es ist nicht Jedem gegönnt, seine Studien durch einen Erfolg gekrönt zu sehen, wie ich die meinigen. Nun blicken Sie hier hinab. Sehen Sie, dies unter uns ist Elche, das Ilici der Römer. Es behaupten Einige, es habe nicht Ilici sondern Illici mit zwei l geheißen, und auch Pomponius Mela, der doch ein Spanier von Geburt war, hat sich nicht geschämt, solchen Unsinn zu behaupten, und schrieb Ilici mit zwei l; allein ich halte dies entschieden für falsch, und die aufgefundenen Münzen geben mir Recht. Schauen sie hinab auf Ilici, sehen Sie, hier bin ich nicht zu Hause! Das heißt, ich bin zwar hier zu Hause geboren, und wohnhaft und Vicarius; aber ich bin hier fremd geblieben. Es versteht mich Niemand, und ich stehe allein da. So ist mir denn jeder Tag ein Festtag, an welchem ich einen Fremden finde, der meine Mühe und Arbeit und Erfolge zu würdigen weiß. Als Cnejus Cornelius Scipio vom Publius Cornelius Scipio nach Spanien gesandt ward, um hier die Bundesgenossen zu schützen, 536 nach Erbauung der Stadt, 217 vor Christi Geburt, wurde hier eine römische Kolonie gegründet, welche schnell emporblühte. Später erhielt sie

die Beinamen Julia, Caesariana und Augusta; ob, wie Livius XXVIII. Capitel 12 andeutet, von Julius Caesar, oder von Augustus, zu Ehren der Familie Julia, lasse ich dahingestellt sein. Plinius, im dritten Buche, Capitel 3 bezeichnet den Ort als eine Colonia immunis; dies bestätigt Vellejus Paterculus, II., 90, indem er erzählt, daß die Kolonie italisches Recht gehabt habe.

Sie haben den Vellejus gelesen? fragte er.

Sehr wohl — sagte ich — bei Herrn Zumpt! Sie kennen doch meinen berühmten Lehrer, den Professor Zumpt in Berlin? fragte ich.

Ich habe nicht die Ehre — sagte er. Aber erwägen Sie, daß Livius im 36. Capitel des 25. Buches ausdrücklich erwähnt, daß, als Cornelius und Cnejus Scipio mit den römischen Heeren aus ihren Winterquartieren an der valencianischen Grenze und aus Lusitanien aufbrachen, sie fünf Tagereisen von dem trostlosen Schlachtfelde entfernt waren, und daß ihr Vereinigungspunkt Anitorgis unbekannt, und es selbst zweifelhaft ist, ob unter Torafa das jetzige Loma de Ubeda verstanden werden kann. Ich bin der Meinung, daß sie die alte Herculesstraße benutzt haben, die von Barcino oder vielmehr von Ampurias herab wie Dionys von Halicarnaß im ersten Buche erwähnt, über Tarraco oder Tarragona nach Sagunt und weiter bis nach Gades führte. Ich berufe mich weniger auf das erste Buch des Silius Italicus als auf eine Stelle in einem arabischen Schriftsteller, die ich Ihnen, ihrer Classicität wegen, nicht vorenthalten darf. Sie ist mir zwar nicht gegenwärtig, aber ich hole Sie Ihnen. Sie müssen sich dieselbe notiren, und werden Ihre Freude daran haben."

Ohne abzuwarten, ob ich gegen seine Entfernung protestiren möchte, ließ er mich allein und eilte die Treppe hinab.

Es war einstweilen dunkel geworden und der ersehnte Augenblick des ruhigen Genusses ließ mich nur über tiefe Schatten und undeutliche Formen hinwegblicken. Die Umrisse der Gebirgskette am Horizonte verschwammen mit den Wolken, welche sich darauf gelagert hatten, oder aus den Thälern dahinter sich erhoben. Zwei seltsam geformte Schichten weißgrauer Wolken stiegen im Süden und Südwesten, etwa in der Gegend von Orihuela und Lorqui in die Höhe und vereinigten sich hoch am Himmel matt und magisch beleuchtet vom Lichte des Mondes, welcher selbst noch nicht sichtbar war. Andere Wolkenschichten erhoben sich und nahmen denselben Weg, sie bildeten die einzige Bewegung in der überaus stillen und regungslosen Landschaft. Orihuela und Lorqui! Fast tausend Jahre liegen die geschichtlichen Momente auseinander, welche jene Städte verewigten. Zwei Jahrtausende sind verflossen, als die Karthaginenser die letzten Schlachten schlugen, bevor sie der römischen Herrschaft ihre spanischen Besitzungen Preis gaben, wie tausend Jahre später die Gothen die letzten ohnmächtigen Anstrengungen versuchten, um dem unaufhaltsamen Vordringen der Mauren ein Ziel zu setzen. Cornelius und Cnejus Scipio überlebten die Niederlage bei Lorqui nicht, aber Publius Cornelius Scipio Africanus hat die Niederlage und die Schmach gerächt, seinen Verwandten in Cartagena ein würdiges Denkmal gesetzt, die Macht der Feinde Roms gebrochen und unendliche Triumphe gefeiert. Und als Tadmir in Murcia gegen die Mauren kämpfte, und in Ermangelung

kriegsfähiger Truppen die Weiber in Männertracht auf die Zinnen stellte und dadurch die Belagerer täuschte und günstige Friedensbedingungen erkaufte, sowie die Souverainität für seine Lebenszeit; da waren die Schlachten und Siege und Reiche der Römer längst vergessen, und in den Mauren waren die Karthaginenser wieder erstanden. Und was ist in den tausend Jahren seitdem im Laufe der Weltgeschichte erfüllt; was ist alles erstanden, gestiegen, bekämpft und besiegt und vergessen? Was wüßten Lorqui und Orihuela zu erzählen von dem Wechsel der Geschicke der Zeiten und Dynastien, die über ihr Vaterland inzwischen fortgezogen?

Ich konnte nicht wegsehen von dem Wolkenbilde am Himmel, ich dachte an unsern genialen Kaulbach, der in seinen Bildern ein Stück Weltgeschichte zu vereinigen weiß, wie er diesen Stoff zu einer Composition behandeln würde. Von Lorqui her die Geister der Erschlagenen; die Scipionen, und denjenigen unter ihnen, den sein Vaterland nach so großen Verdiensten undankbar gerichtet und vergessen hat, hinter ihnen Masinissa, Syphar, Asdrubal und Sophonisbe mit dem Giftbecher und die folgende Entwickelung der römischen Geschichte durch die Caesarenzeit bis zu ihrem Untergang. Und drüben in Orihuela die siegenden und besiegten Gothen, ihren Morgen- und Abendstern, die Herrschaft der Araber und ihr Ende in Europa, und hoch oben am Himmel, in Vereinigung der Zeitströmungen, als Lösung aller weltlichen Bewegungen, das ewige, heilige, einzige Licht der wahren Erkenntniß, das Vergessen der Vergangenheit, die Versöhnung der Gegenwart, die feste Hoffnung und Zuversicht auf die Zukunft!

In dem Nachsinnen über alle diese allegorischen Gestalten, mit welchen ich die Luftgebilde vor mir verkörperte, vertieft, hatte ich vollständig vergessen, wo ich mich befand — —

„Abu Abdallah Mahomed, Ben Galeb Alsapha Alrasiphi, conferatur Casiri in der Escurialbibliothek Band I pagina 97, hat die Beweise gesammelt über die Richtung der Herkulesstraße, welche Enejus Scipio eingeschlagen hatte", rief mir der athemlose Vicarius in die Ohren: „Schreiben Sie das in Ihre Schreibtafel, Herr, denn das ist sehr wichtig! Und nun kommen Sie herab, denn Sie können in der Abendluft leicht einen Stockschnupfen davontragen." —

Die Wirklichkeit ist die personificirte Prosa, sie trägt keine Handschuhe und greift mit plumper Faust in die zarten Gewebe der Träumereien, mit welcher die Phantasie uns umspinnt. Wer möchte die einmal zerrissenen Fäden, welche die Fee Mab gesponnen, wieder anzuknüpfen versuchen! Man drückt den Hut über die Stirn, ergreift den Stab und wandert weiter. —

Markgraf Johann von Brandenburg Vicekönig und General-Capitain von Valencia.

Im Jahre 1493, am 9. Januar, ward Markgraf Johann, der fünfte Sohn des Markgrafen Friedrich von Brandenburg und Enkel des Kurfürsten Albrecht Achilles auf der Plassenburg geboren. Im 16. Lebensjahre nahm er an der Belagerung von Venedig Theil, begleitete von dort Ferdinand den Katholischen nach Spanien, wo er gleichzeitig mit des letzteren Enkel, dem nachherigen König Carl I. (Kaiser Carl V.) in ritterlichen Spielen geübt und in gemeinschaftlichen Studien von Staatsmännern unterrichtet wurde. Zwischen beiden jungen Fürsten bildete sich ein inniges Freundschaftsverhältniß. Markgraf Johann folgte Carl zur Kaiserkrönung und ward zu allen wichtigen Berathungen in Staatsangelegenheiten zugezogen. Er erhielt den Orden des goldenen Vließes und vermählte sich nach dem Wunsche des Königs, im 19. Lebensjahre mit Germaine von Foix, der Wittwe Ferdinands, der Stiefmutter Carls. Seine Gemahlin ward mit dem Amte des General-Capitanates des Königreiches Valencia bekleidet, und das letztere durch Allerhöchste Bestimmung vom 27. März 1523 auf den Markgrafen Johann selbst übertragen.

Beide leisteten den feierlichen Eid in der Cathedrale von Valencia am 11. Dezember 1523.

Die revolutionairen Bewegungen, welche Deutschland vom Jahre 1520 ab heimsuchten, fanden auch in Spanien ihren Wiederhall, wo insbesondere im Königreiche Valencia das demokratische Element die Schwäche der Regierung benutzt hatte, um mit Wuth und Zerstörungslust über den Adel und dessen Besitzungen herzufallen. In der Hauptstadt Valencia wurden fast alle Paläste der Edelleute niedergebrannt. Der Markgraf von Brandenburg und der Marquis von Zenete waren die Einzigen, welche vermöge der Achtung, die ihr Charakter und Haltung einflößten, verschont blieben. Nachdem die Rebellen bestraft waren, glaubte der Kaiser in der Ernennung Johanns von Brandenburg zum General-Capitain und Vicekönig die beste Bürgschaft für Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung und für eine kräftige und gerechte Verwaltung zu finden, indem er ihn in der Bestallungsurkunde als

> seinen überaus theuren Verwandten bezeichnete, dessen hohe Abstammung (claritatem sanguinis) edle Sitte, Weisheit, Schärfe des Verstandes, ausgezeichnetes Feldherrntalent und sonstige geistige und körperliche Vorzüge er hinreichend zu würdigen wisse.

Der Markgraf Johann von Brandenburg wußte auch in allen Beziehungen dem Vertrauen und den Erwartungen seines kaiserlichen Freundes zu entsprechen.

Er ward nach der Schlacht von Pavia zum Kaiser nach Toledo beschieden und zu den Berathungen über die Behandlung des gefangenen Königs Franz von Frankreich, dessen Aufnahme und Bewachung ihm übertragen ward, zu-

gezogen, und brach am 12. Juni 1525 von Toledo auf, um nach Valencia zurückzukehren. Es bestanden damals in Spanien bereits Posten, indem auf bestimmten Stationen Reitpferde zur Beförderung von Personen und Sachen aufgestellt waren. Auf diese Weise legte der Markgraf in der größesten Sommerhitze die Entfernung von 60 Meilen in 3 Tagen zurück, verfiel jedoch unmittelbar darauf in eine gefährliche Krankheit, deren pestilenzialischer Charakter die Vermuthung einer Vergiftung aufstellen ließ, woran man seine Gemahlin betheiligt glaubte. Der gefangene König von Frankreich traf in den letzten Tagen des Juni in Valencia ein; er behandelte den Markgrafen mit der größten Auszeichnung und ließ ihm seinen Leibarzt zurück, als er auf kaiserlichen Befehl nach Alcala geleitet wurde, wo ihn 13,000 Studirende der dortigen Universität mit lateinischen Reden und Gesängen bewillkommten.

Der Markgraf starb am 5. Juli 1525 vom ganzen Lande aufs tiefste betrauert. (Ueber seinen Tod, Testament und Leichenbegängniß das Nähere in Friedrich I. Kurfürst von Brandenburg: 1851, S. 42 Th. II.) Nach seinem Wunsche ward er in dem Frauenkloster von Jerusalem in der Familiengruft seines Freundes des Gobernador Belvis von Cavonilla beigesetzt. Der Bau der Kapelle, den er dort in seinem Testamente angeordnet hatte, ist nicht ausgeführt worden. Der Markgraf hat der Klosterkirche seinen Feldaltar mit dem Bilde des leidenden Erlösers geschenkt. Noch heute brennen vor diesem Altare zwei Lampen, die Andächtigen beten dort am liebsten, wie die zahllosen dort aufgehängten Votivtafeln bekunden, und die

Nonnen, wie die Bewohner der Stadt bezeichnen ihn als den Altar del Señor Estranjero.

Gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts traf eine Commission aus Franken in Valencia ein, um die sterblichen Ueberreste des Markgrafen nach Deutschland zu geleiten. Beim Oeffnen des Sarges erstaunte man über die riesige Größe des Skelettes und namentlich des Schädels.

Die Wittwe verheirathete sich bald wieder mit Ferdinand von Aragon, Herzog von Calabrien, Sohn Friedrichs III. von Neapel. Sie gründete das prächtige Kloster S. Miguel de los Reyes bei Valencia, wo sie beigesetzt und dessen berühmte Bibliothek jetzt der Universitätsbibliothek von Valencia einverleibt ist.

Der Morgen in Madrid.

Es ist noch sehr früh, der Uebergang von der Nacht zum Tage, das Ende der einen und der Anfang des anderen. Ein Bild des ewigen Kreislaufes, des dauernden Wechsels, der Berührung der Gegensätze, des Kampfes zwischen Schatten und Licht.

Der Mond, der die stille Nacht überwacht hatte, ist müde geworden. Er sieht bleich und abgespannt aus und taucht sein Haupt in die Wolken, die dem jungen Tage voranschweben, als wolle er sich ruhen oder sich verbergen vor dem folgenden flammenden Gestirn. Da überflog ihn plötzlich ein glühender Schein als er auf die Erde zurückblickte. Ich sah mich um, was ihn so erröthen ließ, und glaubte zu errathen, daß er sich schämte über die Nachtschwärmer, welche die stille Straße herabtaumeln. Lustige Burschen und Dirnen kehren aus der Tertulia heim. Hinter ihnen gehen die müden Musiker, ihre Guitarren, Geigen und Harfen hängen lässig über den Rücken hinab. Was ist zurückgeblieben, von dem Jubel der Brust und Lust? Von den Tönen, Scherzen und Tänzen? Matt und abgespannt und übersättigt schleicht Alles heim. Ist es denn auch nothwendig, den Becher bis auf den letzten Tropfen, bis auf

die Hefe zu leeren? Der folgende bittere Nachgeschmack bleibt gerade so lange auf der Zunge zurück, als das Gefühl des Unmuthes und der Reue in der Brust.

Hastig traben die Laternenvögte dahin. Schnell setzen sie die Leiter an, schneller eilen sie die Sprossen hinauf und löschen die Flamme aus; noch schneller geht es hinab und weiter. Die Gascompagnie contrahirt nach der Zeit, und 60 Minuten machen eine Stunde. Auch die Nachtwächter löschen ihre Leuchten, aber sie lassen sich Zeit. Sie gehen nach Hause aber bedächtigen Schrittes und ihre Spieße schleifen ihnen nach auf dem unebenen Pflaster.

In einiger Entfernung vor ihnen drückt sich, schleicht und schlüpft an den dunkelen Häusern entlang ein böses Gewissen. Husch, da verschwindet es um die nächste Ecke.

Die schnellen Schritte und leisen Tritte einiger tief verhüllten Gestalten, ihr plötzliches, gleichzeitiges Anhalten und Lauschen, ihr schweigendes Untertreten unter eine Halle, in deren Schatten sie dem schärfsten Auge fast verschwinden — Alles deutet auf gewandte, flüchtige wilde Indianer — allein es sind nur zahme, wohlunterrichtete und wachsame Sicherheitsbeamten.

Der Mond taucht nochmals unter und ich nehme ausnahmsweise eine Prise, denn es rasseln die langen niedrigen Karren vorbei, welche für den ersten Prozeß der landwirthschaftlichen Melioration sorgen.

Es herrscht in einer großen Stadt doch auch viel nächtliches Treiben. In manchen Fenstern meiner Straße habe ich die ganze Nacht hindurch Licht und ein Hin- und Hergehen von Personen bemerkt. So mir gegenüber in dem obersten Stockwerke und in dem Entresol desselben Hauses.

Ich habe mehrmals die Fenstern öffnen und in die Nacht hinausblicken sehen. Jetzt eben hat man das Licht oben und unten ausgelöscht und beide Fensterflügel aufgesperrt. Ich weiß, daß da oben eine Wittwe wohnt, deren einzige erwachsene Tochter an der Auszehrung hoffnungslos darniederliegt, und unten hat ein Handwerker seine Werkstätte und Wohnung, er hat sich im verflossenen Jahre häuslich eingerichtet, und es verlautet, daß die Hoffnungen des Ehepaares schon seit vorgestern mit den Besorgnissen des Arztes über den bedenklichen Zustand der jungen Mutter wechseln. Den armen Leuten da drüben, unten wie oben, mag die Nacht recht lang geworden sein; sie mögen sich wohl gesehnt haben nach dem neuen Tage, daß er ihnen die Bestätigung ihrer Hoffnungen, oder die Erlösung von den herzzerreißenden Leiden bringe. Sieh da, die Hausthür öffnet sich, zwei barmherzige Schwestern treten heraus. Sie haben wahrscheinlich die Nacht dort gewacht und gebetet, mit leiblicher Pflege und Seelentrost die Leidenden erquickt und die Angehörigen unterstützt. Sie sind im eifrigen Gespräche begriffen und gehen so lebhaft gestikulirend die Straße hinunter, ihre schwankenden Laternen werfen kolossale Schatten der Frauen gegen die hohen Häuser, namentlich erscheinen die Köpfe mit den weiten Kappen in ungeheuren Dimensionen und immerwährender Bewegung, als ob die Silhouetten oben die Conversation ihrer Originale in der Straße unten fortsetzten. Wie gern hätte ich die Schwestern gefragt nach dem Stande der Dinge da drüben. Das Auslöschen der Lichter, das weite Oeffnen der Fenster der Krankenstube — das Fortgehen der Krankenwärterinnen — das scheinen mir beunruhigende Symptome zu sein. Sollte es drüben zwei

Leichen geben? Was darf man wünschen? Was soll man hoffen und was fürchten!

Mein Gott, wie mag der armen Wittwe das Herz bluten an dem stillen Todtenbette des einzigen geliebten Kindes, das sie nun so ganz allein in dieser bewegten und doch so öden Welt zurückgelassen hat. Und hat sie nicht dennoch alle Veranlassung, Gott mit Inbrunst zu danken, daß er das Kind von so unsäglichen Leiden erlöst und an sein Vaterherz gezogen hat? Und der Tischler drüben, der auch sein Licht ausgelöscht, die Fenster der Wochenstube geöffnet und die Pflegerin entlassen hat — dankt er Gott mit Freudenthränen für das Leben von Frau und Kind? Oder sitzt er lautlos und verzweifelnd in der dunkelen Kammer, weil ihn der Gedanke so unvorbereitet erfaßt hat, daß seine nächste Arbeit die Anfertigung der Särge für seine Lieben sein könnte?

O — meine armen Nachbaren da drüben, wollet nicht mit dem Schicksale rechten! Küsset die strafende Hand! Fallet in den Staub und betet an!

Inzwischen bricht das Morgenroth durch; es wird heller und lebhafter in den Straßen.

In der Druckerei neben mir an, wird es laut, die Setzer und Drucker der Morgenblätter haben ihre tägliche Nachtarbeit beendet. Sie entschädigen sich durch überlautes Durcheinandersprechen für die schweigend geleistete Beschäftigung. Die Hausthür bleibt hinter ihnen offen, denn bald müssen sich die Austräger einstellen, um die zur Versendung vorbereiteten Exemplare in Empfang zu nehmen. Um ein Weniges später versammeln sich denn auch die Arbeiter, welche die Abendblätter zu setzen und zu drucken

haben. Horch! Da kommen schon die Courierposten! Schellengeräusch, Peitschenknall, Pferdegetrappel, Wagengerassel, Schreien und Pfeifen des Majorals — das ist bei allen Courieren dasselbe. Morgens zwischen 3 und 5 Uhr treffen die Briefcouriere aus den verschiedenen Theilen der Monarchie in Madrid ein, um die Briefe um 9 Uhr Morgens ausgeben zu können, und Abends 6 Uhr fahren dieselben Couriere wiederum gleichzeitig nach allen Himmelsgegenden ab. Ein herrliches Institut, solche Courierpost. Ihre Stunden sind gemessen, wie das unerbittliche Schicksal durchläuft sie ihre Bahn. Sie kommt und geht, und man weiß die Minuten wann sie unwiderruflich abgehen und eintreffen muß.

Im grellen Contrast zu dem lärmenden Vorbeistürmen des Postwagens steht eine in lautloser Stille sich dahinter herbewegende Colonne von Vagabonden oder Missethätern unter der Escorte von 6 Guardias civiles. Die Verbrecher sitzen auf Eseln, ihre Däume sind mit eisernen Handschellen zusammengeschlossen. Es sind 3 Männer, 2 Weiber, die ich für Zigeunerinnen halte, und ein Greis mit würdigem Ausdruck; der letztere geht zu Fuß und ungefesselt. Die Theilnahme für die Verhafteten, die ihm vielleicht verwandt sind oder deren Missethat wohl gar gegen sein Haus oder Leben gerichtet war, mag wohl Veranlassung seiner Begleitung sein. An den Gefesselten kann ich keinen bestimmten Ausdruck erkennen. Ist dies Charakterstärke oder Gleichgültigkeit und Stumpfsinn? Die Guardias sind schöne Leute in ächt männlicher, militairischer Haltung. Ernst, gemessen, human, nichts weniger als roh und abstoßend.

Auch ein herrliches Institut, dachte ich bei mir, und wunderte mich, daß meine Reflexion über die Courierpost eigentlich nichts weiter als ein Gemeinplatz gewesen, der so ziemlich auf Alles paßt, insbesondere auf die Guardias civiles und den Gefangenentransport. Die Gefesselten konnten, als sie unfreiwillig in Bewegung gesetzt wurden, auch berechnen, wann sie unwiderruflich abgehen und ankommen würden. Allein hiermit hat die Berechnung ein Ende. Das Hauptgefängniß in Madrid ist der Saladero, d. h. das Pökelfaß. Hineinzukommen soll nicht schwer sein, allein es sehe sich der darin unfreiwillig Aufgenommene vor, wann und wie er wieder herauskomme.

Inzwischen ist es fast ganz hell und laut geworden. Die Schornsteine und obersten Stockwerke haben der Sonne ihr volles Recht eingeräumt, aber die Häuserreihen scheinen mit ihr zu schmollen, und sich näher zusammen zu schichten, um ihr den Eintritt in die verschiedenen Etagen hinab so viel als nur möglich, zu erschweren. Die Bewohner der obersten sonnenbeschienenen Stockwerke sind alle wach und in Thätigkeit, die der unteren Hauptetage (principal) können getrost bis Mittag in den Betten bleiben und sich einbilden, es sei noch früh am Tage und die Sonne nicht aufgegangen, denn vor 12 Uhr vermag sie nur in wenigen Straßen in die Fenster der vornehmen und eleganten Wohnungen hineinzuschauen.

Die Sand verkaufenden Knaben, die sich nun einstellen, haben alle den Stockschnupfen, denn sie schreien ihr „arena“ alle gleichartig durch die Nase.

An den Straßenecken werden die Frühstücks-, Milch- und Kaffeetische aufgestellt, gedeckt und besetzt. Kohlen

werden angeblasen, der Kaffee gekocht und servirt. Jeder Tisch wird von vielen Hungrigen und Durstigen umstanden und das Ansehn und Wünschen hat Jeder umsonst. Wenn ich reicher wäre als ich bin, wollte ich allen herumstehenden zuschauenden armen Schluckern das Vergnügen gewähren, ihre Neigung zum Appetit zu befriedigen.

Seit geraumer Zeit macht sich aus der Ferne eine heisere Klingel bemerkbar. Der Kehrichtkarren kommt, alle Hausthüren öffnen sich, aus jedem Stockwerke und aus jeder Haushaltung treten die Köchinnen heraus, eine jede trägt einen Korb von Reisstroh und in diesem die feuchten und trocknen Abgänge der Küche, und die Erndten des Stubenbesens und des Vorstwisches in gemüthlicher Nachbarschaft aufgespeichert.

Nachdem jede Dulcinea von Toboso ihren Korb auf den Rand des Trottoirs hingestellt, zieht sie sich zurück. Die ersten Korbträgerinnen, die mit den altgriechischen, wenigstens was die Körbe und deren Inhalt anbetrifft, wenig Aehnlichkeit haben, sind meistentheils die pauvres honteuses aus den obersten Etagen, die keine Dienstmädchen halten und sich doch solcher Dienstleistungen nicht entschlagen können. Das peinliche und beklemmende Gefühl dieser, zum Theil sehr achtbaren Persönlichkeiten, und das durch falsche Scham herbeigeführte Bestreben, unerkannt und unbemerkt die gedachten häuslichen Obliegenheiten zu erfüllen, hat mich selbst als Beobachter in Verlegenheit gesetzt, und ich habe mich jedes Mal vom Balcon zurückgezogen, wenn ich solchen ängstlich und scheu umherstreifenden Blicken von Frauen begegnete, welche ihre Körbe unbemerkt hinauszutragen und wieder in Empfang zu nehmen wünschten.

Bevor es zu dem letzten kommt, hat der Inhalt der Strohgeflechte mannigfache Revue passirt. Kaum nämlich sind die Körbe ausgestellt, so stürzen einige männliche und weibliche Industrielle und ein Dutzend großer und kleiner Hunde, welche bis dahin sich schweigend in respektvoller Entfernung gehalten auf dieselben los und durchwühlen sie mit Fingern, Stöcken und Schnauzen. Die Abgesandten der Papiermühlen suchen Lumpen; die der Cartonfabriken, Papierschnitzel; die der Glashütten, Scherben; die der Knochenmühlen streiten sich mit den Hunden herum, welchen letzteren auch ein Anrecht auf rumpfordsche Suppen zusteht, und denen alles Eßbare und Ungenießbare anheimfällt. Unterdeß kommen die Wagen herangeklingelt; einige Knechte ergreifen die Körbe, schleudern sie dem, mitten im Karren wie ein Triumphator dastehenden Aufseher in die Arme oder respective über den Kopf. Dieser stülpt sie um und wirft den Diskus zurück. Marius auf den Trümmern von Carthago konnte nicht unheimlicher aussehen, als jener in den Ueberresten eines ganzen Straßenhaushaltes vergrabene Reinlichkeitsfürsorger, den ein Antiquarius ausgraben lassen und für den Swantepolk aus Altenkirchen auf Rügen ausgeben könnte.

Nachdem nun in angemessener Entfernung eine Kolonie mit Strauchbesen bewaffneter Männer hinter dem Karren her den Straßendamm gefegt, und ein jeder Portier vor seiner Thür das Trottoir besprengt hat, öffnen sich Fenster und Balconthüren. Die über Nacht dort aufgehängte Wäsche wird abgenommen, Polstermöbel, Strohdecken und Teppiche werden durch- und ausgeklopft; Matratzen zum Sonnen über die Geländer gehängt und die großen Balconvorhänge,

je nach dem Stande der Sonne zurückgeschlagen oder zugezogen.

Dann kommen die Milchesel und Ziegenkaravanen durch die Straßen, Grünzeug- und Brodtverkäufer. Die Wachtablösungen ziehen vorüber, Königliche Wagen- und Reitpferde werden eingefahren und herumgetummelt, Diligencen kommen an und gehen ab, Aerzte machen Frühbesuche bei Vornehmen oder gefährlich Erkrankten, Leichenwagen führen die Särge solcher Personen hinaus, die entweder ohne Freunde gestorben sind, oder ohne Pomp beigesetzt sein wollen. Die Werkstätten öffnen, die Baugerüste füllen sich. Die Straßenecken werden mit zahlreichen Anschlagszetteln beklebt, die Wasserträger versorgen die Haushaltungen. Miethskutschen und Stiefelputzer stellen sich an den Querstraßen auf. Die Köchinnen begeben sich auf den Markt, die unverheiratheten Subalternbeamten in die Kaffees und auf die Büreaux, Briefe und Zeitungen werden in die Häuser getragen und so entwickelt sich nach und nach das bürgerliche Geschäftsleben des Tages. Die Vornehmen und Reichen aber wenden sich auf ihrem Lager, verdrießlich über die Unterbrechung. Sie verspotten den Tag, der sein Recht geltend machen will, und setzen ihre Nachtruhe fort.

Die Milch in Spanien.

Noch gegenwärtig ist die Milch in den mittleren und Südprovinzen Spaniens ein Luxusartikel, ein Genuß im eigentlichen Sinne des Wortes genommen; ein Genuß am Genuß, welcher eben als eine Leckerei und nicht wie bei uns zu Lande als ein zur Erhaltung und Sättigung der kleinen und großen Kinder nothwendiges Erforderniß betrachtet wird.

Ein gut oder schlecht gemaltes Aushängeschild, worauf eine Kuh, eine Ziege oder eine Eselin abgebildet — mit der Unterschrift „Casa de vaca — de cabra oder de burra — bedeutet eine Wirthschaft oder Stall, in welchen man die Milch dieser Thiere frisch, d. h. in Gegenwart der Käufer zu bestimmten Tagesstunden — gemolken, kaufen kann und verhältnißmäßig theuer bezahlen muß. Milchgärten, in denen man gleichsam als Brunnenkur Milch genießt und promenirend verarbeitet, findet man besonders in Madrid. So — dem Residenzschlosse gegenüber, in der Straße S. Vicente, zwei nebeneinander, wo man Morgens und Abends unter den vielen Besuchern eine reiche Auswahl von männlichen und weiblichen Milchbärten und

Säuglingen antrifft, und wo man die Verdauung durch Instrumentalmusik zu befördern sucht.

Qualität und Preise der Milch sind, als Luxusartikel keiner Taxe, sondern der Concurrenz unterworfen. Die Industrie begnügt sich nicht immer mit der Wiedertaufe, sondern arbeitet auch wohl durch künstliche Mischungen und Fälschungen der Wohlfahrtspolizei in die Hände.

Ein bedeutender Absatz an Milch findet aber in den größeren Städten, namentlich in Madrid auch von außerhalb her statt.

Kaum graut der Tag, so sammeln sich schon Gruppen von Menschen und Vieh vor der Stadt, und harren mit Sehnsucht des Augenblickes, wenn der Schlüsselmajor die Erlaubniß zum Oeffnen des Thores giebt. Der dienstthuende Cabo der Wachtmannschaft hat kaum den ersten, in seinen Angeln knarrenden Thorflügel zur Hälfte geöffnet, als sich in geschäftiger Hast der Strom der Milch- und anderen Esel in die Stadt ergießt. Es sind theils ehrbare anständige Maulesel, welche in sauber gescheuerten, eisenbeschlagenen Fäßchen von Eichenholz, oder in spiegelblanken Kupferkannen frische Milch und Sahne zum Verkauf bringen, theils sind es ganz gemeine unbepackte Milchesel oder um mich richtiger auszudrücken — Eselinnen, das heißt solche, die da gemolken werden sollen oder müssen — liebende Mütter, die man von den geliebten Säuglingen getrennt, um Kukukskinder zu tränken. Die armen Thiere haben die letzte Thräne im Auge vor der Stadt zerdrückt, denn in la Corte oder der Residenz schickt es sich nicht, traurig zu sein oder zu scheinen, und selbst ein weinender Esel würde sich dort lächerlich machen. Diese Eselkarava-

nen, aus 5 bis 8 Eseln bestehend, treibt ein Mann, auf dem kleinsten Esel hinterherreitend. Der erstere ist in der Regel so groß und der letztere so klein, daß es der angezogenen Knie bedarf, um nicht für ein als Sechsfüßler sich fortbewegendes Wesen gehalten zu werden. Der Treiber sitzt auf dem äußersten Ende der Schattenseite, zwischen dem letzten Rückgrats- und dem ersten Schwanzbeinwirbel des Esels. In Spanien kann man eigentlich nicht von Pferde- oder Eselsschweifen sprechen, denn wenn man solche nicht künstlich stutzt, rupft, beschabt und beschneidet, so flechtet man das Haar so dicht und fest um die Rübe, mit rothem, blauem oder grünem Band, daß der eigentliche, natürliche Schmuck dadurch vollständig verloren geht, und man den Schweif höchstens für einen Zopf ausgeben könnte. Bei besonders feierlichen Aufzügen werden an diesem dichtumflochtenen Stutz bunte Bandrosetten und Schleifen, Maraboutfedern oder Bouquets von weißen Rosen und Veilchen angeheftet.

Im Trabe zieht die Eselkaravane die Straße hinab. Oh — à, Oh — à in allen Modulationen schreit der Treiber, als ob er die Frösche des Aristophanes redend einführen wollte. Oh — à heißt in der Eselssprache — stille stehen; Oh — à heißt aber auch vorwärts gehen; Oh — à bedeutet langsam und Oh — à bedeutet schnell. Oh — à kommandirt er zu linksum und Oh — à zu rechtsum. Die Esel, die das nicht verstehen, bekommen ihre Stockschläge. Stockschläge sind den Eseln dienlich oder unschädlich — jedenfalls unvermeidlich. Stockschläge, wenn sie unfolgsam sind, Stockschläge, wenn sie folgen. Die ersteren zur Strafe, die andern zur Belohnung, mindestens zur Schär-

fung des Erinnerungsvermögens oder aus Gewohnheit; das sind durch Verjährung wohl begründete Observanzen. Fiat justitia et pereat mundus. Die meisten Prügel bekommt der kleinste Reitesel; er ist dem Stock zu nahe, und es ist dem Herren ja so gelegen, so bequem gemacht, und so viel Zeitvertreib und Kurzweil dabei.

Wenn die Karavane vor den Häusern der Kunden Halt macht, so steigt der Treiber ab, erfaßt den Klopfer der Hausthür und schlägt ein-, zwei- oder drei Mal, jenachdem er die Bewohner der ersten, zweiten oder dritten Etage (piso primo, segundo oder tercero) von seiner Anwesenheit benachrichtigen will. Man kommt herab mit Bechern, Gläsern, Kannen oder Becken; das an der Reihe befindliche Thier wird gemolken — und mit Oh — à arri — gehts im Trabe davon.

Hinter den Eseln her, kommen die Ziegen gesprungen, sich untereinander und die Vorübergehenden ohne Ansehen der Person neckend und stoßend. Sie sind in so fern besser daran als die Esel, weil sie weder geritten noch geprügelt, sondern weil die Zurufe der Treiber nur mit Steinwürfen begleitet werden. Die Spanier sind Meister im Steineschleudern

Diodor V. 18. — Florus Epit. III. 8.

und an einer Contusion stirbt man nicht gleich und wäre man auch nur eine Ziege.

Endlich folgt mit dem gemessenen Schritt der Grandeza IV Classe das weibliche Rindvieh. Die Mütter sind von ihren Kälbern begleitet, die sie gewissermaßen in die Welt einführen. Allein entweder sind die Euter der erste-

ren mit dem bitteren Saft der Euphorbien bestrichen, oder die Mäuler der letzteren mit Ledertüten umgeben, um alles Lecken, Lutschen und Naschen auszuschließen.

Unterdessen sind an den Straßenecken und Hauptpassagen Tischchen aufgestellt, mit weißen Leintüchern bedeckt, und mit Krügen, Kannen, Tassen, Gläsern und Weinblättern geschmückt.

In sauberen Gefäßen stehen verschiedene Sorten Milch neben einander gereiht, von der kreideweißen fetten Sahne bis zur blaßgrünen Molken hinab. Auf jedem Weinblatte ruht ein dicker Sahnenklacks oder Läppchen, der dem Milchkäufer als Zugabe zu Theil wird. Auf Untertassen stehen suffisante thalergroße Sahnenklümpchen, die sich gern dem unterschlesischen Quarck an die Seite stellen möchten; dahinter Flaschen mit frischem Wasser und Gläser, letztere theils leer, theils mit Wasser gefüllt, eine Kirsche drin schwimmend. So kann jeder nach Belieben erst Milch und dann Wasser oder erst Wasser und dann Milch, oder Milch und Wasser vermischt zu sich nehmen. Wasser darf nirgends als Zugabe fehlen. Leche merengada oder süße geschlagene Sahne und leche helada oder gefrorene Sahne gut für Leckermäuler oder Naschkätzchen findet man in besonderen Lokalen oder in Conditoreien. Oft sieht man auf demselben Tische eine dampfende Kaffeemaschine von Weißblech nebst zierlich aufgethürmten Weißbrodten und in Oel gesottenen Kringelkuchen.

Die ausgesuchteste Reinlichkeit herrscht hier wie überall bei den zum Kauf oder Genuß ausgestellten Eßwaaren und Trinkgeschirren. Wollen Viele trinken, so bietet man nie-

mals das Glas weiter an, ohne dasselbe vorher vollständig ausgegossen, gespült und geschwenkt zu haben.

Wer in Spanien Kaffee mit Milch begehrt, dem wird zunächst eine Tasse oder Glas mit Milch bis an den Rand gefüllt, dazu wird dann Kaffee gegossen, bis derselbe überlaufend auch den Rand der Untertasse erreicht.

Nachdem Restaurants, Gasthäuser und Conditoren, Köchinnen und Bediente, Eckensteher und Fuhrleute, abziehende Nachtwächter und ankommende Spaziergänger, Kinder und Kinderfrauen und zuletzt Kranke und Hospitaliten ihren Milchantheil in Anspruch genommen und erhalten haben — gegen zehn Uhr Morgens — dann ist die lecheria vorbei. Die leeren Gefäße, Weinblätter und Tische werden zusammengepackt und fortgeräumt; Esel, Ziegen, Kühe und ihre Begleiter ziehen heim.

Befindet man sich um diese Zeit auf der Höhe des Buen retiro, oder auf dem Palomar oberhalb S. Vicente, so sieht man weit in das Land hinein, aus allen Thoren die Milchkaravanen fortziehen. Es geht im Trabe oder Galopp nach Hause. Die Last ist leicht, der Weg ist weit, und die jüngere Generation und die Mittagszeit erwarten die Heimkehrenden.

Der kleinste Esel trägt wieder den Großen mit den langen Beinen, aber auch das gelöste Geld, und in breiten Körben, was für den Dorfgeistlichen an Zeitungen, Fleisch und Gemüse mit hinausgenommen wird. Er ist jetzt der Einzige, auf den der Stock des Herrn und dessen lange Beine in regelmäßigen Pendelschwingungen wie Mälzels Metronom wirken. Das arme Eselchen könnte Einem leid thun, es trägt so gemüthlich, geduldig. Allein dafür ist es

ein Esel, der darf sich schon Alles gefallen lassen. Uebrigens ist es auch noch jung, da wird es ihm nicht viel schaden, es wird noch wachsen und sich so besser daran gewöhnen und dann hat es ja sein Herr so lieb! — so lieb! und wie könnte der wohl anders einem Esel seine Liebe beweisen!

Don Juan de Austria's Bericht über die Schlacht bei Lepanto, den 7. October 1571.

Das Staatsarchiv von Simanca bei Valladolid ward auf Befehl der Majestäten, „de los Reyes“ so bezeichnet man Ferdinand und Isabella die Katholische, durch den Kardinal Ximenes angelegt. Die jetzige Einrichtung stammt aus der Regierungszeit Philipps II. Die Urkunden und Acten in demselben, welche 38 Säle füllen, gehen nicht über das Jahr 1400 hinaus. Sie sind theils chronologisch, theils nach Materien geordnet.

Napoleon hat es nicht unterlassen, seine Aufmerksamkeir auf die geschichtlichen Denkwürdigkeiten Simancas zu richten. Auf seine Veranlassung erschien 1810 der Bibliothekar Guiter aus Paris im Archive, und packte 7861 Bündel Papiere in 172 mächtige Kisten, die er selbst nach Frankreich begleitete. Nach der Schlacht bei Belle Alliance sind 146 Kisten zurückgesandt, der Rest jedoch bis jetzt, aller Bemühungen ungeachtet, vorenthalten.

Der Verfasser hofft nach Verlauf einiger Zeit sich in der Lage zu befinden, einiges Interessante aus den Schätzen Simancas, die vaterländische Geschichte betreffend, veröffentlichen zu können. Für dies Buch hat er die eigenhändige

Relation Don Juan de Austria's über seinen Sieg bei Lepanto gewählt, und die wortgetreue Uebersetzung der dazu gehörigen Documente hinzugefügt. Die politische Bedeutung der Ligue, der Sieg bei Lepanto und die Folgen desselben bieten geschichtlich ein eben so interessantes Moment, als die Darstellung ein lebendiges und charakteristisches Bild von der Schlacht und der persönlichen Tapferkeit der Anführer.

Die Ordnung, welche die Armada der heiligen Ligue von ihrer Abfahrt aus dem Hafen Leguminica an beim Segeln zu beobachten hat.

Vor allen Dingen haben die Befehlshaber in der Armada darauf zu sehen, daß sämmtliche Mannschaften sich eines christlichen Wandels befleißigen, auf daß Gott uns beistehe in der heiligen und gerechten Sache, welche wir vertreten. Was die Schifffahrt anbetrifft, so wird Fray Pedro Justiniano, Prior von Mecina und General-Capitain der Galeeren von San Juan de Jerusalem mit 6 Galeeren und 2 Galioten stets 20 bis 30 Meilen vor der Gesammtflotte, sobald dieselbe unter Gottes gnädigem Beistande aus dem Hafen ausgelaufen ist, hersegeln.

Die Galeeren, die ihn begleiten sollen, sind:

das Admiralschiff de la Religion mit dem Fanal;
San Pedro de la Religion;
Santiago de la Religion;
die Galeere von Juan Maripiero von Venedig, mit dem Zeichen einer goldenen Säule mit vier Löwenköpfen und dem Motto „Quoad diu et ultra“;

die Galeere vom Capitain Francisco von Venedig, mit der heiligen Catalina und dem Fanal;
die Rocafulla aus Spanien, Capitain Ortuña, mit dem Bilde einer Jungfrau;
die Galioten von Fray Scipion Urcino, und von Francisco de Mecina.

Der genannte Prior von Mecina mit diesen Galeeren und Galioten hat die größeste Vorsicht und Aufmerksamkeit zu beobachten und zu sorgen, daß unausgesetzt von den Mastkörben herab die etwa sichtbar werdenden Fahrzeuge im Auge behalten werden. Nachts haben sich diese Galeeren und Galioten stets auf 8 bis 10 Meilen nach der Hauptflotte zu zurückzuziehen. Mit Tagesanbruch müssen sie dann sobald als möglich die ihnen oben vorgeschriebene Stellung wieder einzunehmen suchen.

Der genannte Prior wird gleichfalls zwei Fregatten mit Mannschaften mitnehmen, durch welche er mich von Zeit zu Zeit von Allem in Kenntniß setzt, was sich Bemerkenswerthes ereignet.

Die übrigen Galeeren der gedachten Armada segeln in vier Escuadras auf folgende Weise:

Die eine, welche den rechten Flügel bildet, zählt im Segeln 47, in der Schlacht 50 Galeeren; denn es treten zu der letzteren dann die Galeeren Rocafulla von Spanien, Juan Maripiero und Capitain Francisco, welche jetzt die Vorhut bilden. Es gehören dazu folgende Schiffe:

Rechter Flügel der Armada.

1. Das Capitainschiff von Neapel; Fanal.
2. Capitainschiff von Don Alonzo Bazan; Fanal.

3. Renegada von Neapel, Capitain Pedro von Urbina; Zeichen ein türkisch gekleidetes Frauenzimmer mit einem Turban in der Hand.
4. Tirana von Neapel, Capitain Juan de Rivadeneyra; Zeichen eine Amazone mit einem Bogen und Türkensäbel.
5. Bacasca von Neapel, Capitain Juan Perez de Morillo; Zeichen eine Minerva.
6. Simon Goro von Venedig; Weltkugel mit aufgerichtetem Crucifix.
7. Marquesa von Neapel, Capitain Juan von Simancas; Zeichen eine Frau.
8. Francisco de Molina von Venedig; ein schwarzer Adler über einer goldenen Flamme.
9. Constanza von Neapel, Capitain Francisco Hernandez de Perea; als Zeichen ein Mann, der sich die Hand im Feuer verbrennt.
10. Nicolo Donado von Venedig; der heilige Joseph mit der Palme.
11. Santa Maria des Papstes, Capitain Ritter Pandolfo Strozzi; als Zeichen Maria mit dem Jesuskinde im Arme.
12. Nadal Venier von Venedig; ein goldener Löwe, eine Sonne in den Tatzen.
13. La Pizana des Papstes, Capitain Hercules Balota; ein Weib mit dem Wappen von Pisa.
14. Andrea Soriano von Venedig; ein schneebedeckter Berg und ein Weib mit einer Hydra.
15. Nicolo Vidali von Venedig; mit einem Kraniche.
16. Capitainschiff von Stefano di Mori, Capitain Fabio

de Mari; mit dem Fanal und an dessen Spitze den schwarzen Adler.

17. Cristoforo Cuzich Sebençano von Venedig; ein goldener Fisch und ein Federbusch.
18. Carlo Contarini von Venedig; die Mutter Gottes auf dem Halbmond, das Jesuskind in den Armen.
19. Padrona von Lomelin, Capitain Louis Gaucha; Neptun.
20. Marino Seguri von Venedig; ein bekleidetes Frauenzimmer.
21. Die Lomelina, Capitain Antonio Palavicino; eine Frau mit den Lomelinischen Wappen.
22. Francisco Comero von Venedig; Christus, das Kreuz in der Hand.
23. Vigilancia von Sicilien, Capitain Don Silvestre Marquito; mit einem Kranich.
24. Das Capitainschiff des Lieferanten Quirini; Fanal.
25. Felipe Pascualigo von Venedig; ein wilder Bär mit einem Lamm.
26. Der Comet von Sicilien, Capitain Pedro de Juan; ein Stern.
27. Antonio Bono von Venedig; ein Herz im Feuer.
28. Porfiada von Sicilien, Capitain Hieronimo de Mesa; ein Mann und eine Frau, eine Scheere in der Hand haltend.
29. Juan Francisco Dondole; Fortuna auf einem Delphin, ein Segel in der Hand.
30. Higuera (Feigenbaum) aus Spanien, Capitain Diego Lopez de Llanos; als Zeichen vier Feigen.
31. Andrea Bragadin von Venedig; ein gekreuzigter Christus.

32. Luis Balbi von Venedig; eine Magdalena.
33. Prinzessin aus Neapel, Capitain Juan de Loaisa; ohne Zeichen.
34. Francisco Zacarós von Venedig; Christus über der Weltkugel.
35. Florida aus Neapel, Capitain Rodrigo de Euastigui; eine Jungfrau mit einem Blumenzweige in der Hand.
36. Dario de la Chefalonia von Venedig; eine Frau mit Weintrauben in den Händen.
37. Mendoza aus Spanien, Capitain Pedro Ortiz; eine goldene Hirschkuh.
38. Dominico Polani von Venedig; ein Hirschgeweih.
39. Jorge Galloto von Venedig; das Rad der Fortuna über der Weltkugel.
40. Die Patrona von Grimaldo, Capitain Lorenzo Rosa; das Wappen der Grimaldo's.
41. Juan Maripiero von Venedig; eine goldene Säule mit vier Löwenköpfen und als Motto „Quoad diu et ultra."
42. Capitain Francisco von Venedig; die heilige Catalina, Fanal.
43. Victoria von Neapel, Capitain Juan Ruiz Esquiri; ein Engel mit einer Krone in der Hand.
44. Leonardo Mocenigo von Venedig; ein Berg über einer Flamme, in der Mitte eine Pyramide mit dem Motto „Pro patria ardentius semper."
45. San Juan von Neapel, Capitain Sancho Ruiz; ein heiliger Johannes.
46. Rocafulla aus Spanien, Capitain Ortuño; eine Frau mit einer Krone.

47. Capitana von Juan Vazques Coronado, Capitain Martin de Chaire; Fanal.

Als Oberbefehlshaber über die 50 Galeeren auf dem rechten Flügel ist der Marquis von Santa Cruz, General-Capitain der Galeeren aus Neapel, bestellt; dem wir wegen seiner Tapferkeit, Erfahrung und Sachkenntniß ein großes Vertrauen schenken. Ihm haben die übrigen Ober- und Unterbefehlshaber auf diesem Flügel unbedingten Gehorsam zu leisten.

Die genannten Galeeren dieses Flügels haben, wenn das Wetter sie nicht zu einem Anderen nöthigt, 6 bis 7 Meilen hinauszusegeln; ganz so, wie es nach dem Ermessen des gedachten Marquis dem Zwecke entspricht.

Alle Galeeren dieser Escuadra sollen eine kleine, spitze Flagge auf der Spitze des Hauptmastes tragen, damit sie von den übrigen Schiffen erkannt werden.

Wenn das Signal gegeben wird, welches darin besteht, daß eine gelbe Flagge auf der Spitze des Hauptmastes des königlichen Kriegsschiffes aufgezogen und in gemessenen Pausen drei Kanonenschüsse gelöst werden, so hat sich die ganze Flotte in der anbefohlenen Schlachtordnung aufzustellen.

In der zweiten Escuadra, welche die Batalla heißt, in welcher sich Meine Person befindet, segeln 60 Galeeren und am Tage der Schlacht 63, weil dann die untenerwähnten drei Galeeren von Malta, welche als Sicherheitsposten vorausgesandt sind, mit aufgenommen werden. Die Escuadra besteht aus folgenden Schiffen:

Batalla.

Das königliche Schiff; am Hintertheil die königliche Beschützerin; Capitain Don Diego Mendoza.

Auf dem rechten Flügel des königlichen Schiffes:

1. Die Capitana Seiner Heiligkeit; Fanal.
2. Die Capitana la Religion de San Juan; Fanal; segelt als Sicherheitsposten voraus.
3. Die Capitana Nicolo Doria; Fanal; Antonio Doria.
4. Die kaiserliche Capitana David; Fanal; Graf Sandriano.
5. Die Patrona von Neapel; Fanal; Capitain D. Francesco de Benavides.
6. Juan Barbarigo von Venedig; eine Königin mit einer Krone und einem Stück Kette in der Hand.
7. Die Capitana, D. Bernaldino de Velasco; Fanal.
8. Die Erbigina des Papstes, Capitain und Ritter Fabio Galerati; ein farbiges Kreuz auf der Spitze einer Fahne.
9. Die Patrona des Papstes; Fanal; Capitain Alfonso Apiani von Aragon.
10. Die Griega (Griechin) aus Spanien, Capitain Castillo; drei Kreuze und ein goldener Hahn.
11. Francisco Mengano von Venedig; eine Weltkugel über einem halben Monde, über einem geflügelten Löwen mit einem Crucifix in den Klauen.
12. Die Luna von Spanien, Capitain Manuel de Aguilar; Zeichen ein Mond.
13. Juan Cicogna von Venedig; als Zeichen die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde in den Armen.
14. Die Napolitana von Neapel, Capitain Diego Ortiz; ein geflügeltes Weib.

15. Juan Bautista Morelo von Venedig; eine Mutter mit einem Kinde in den Armen.
16. Die Hydra von Neapel, Capitain Juan de Alvarado; eine Hydra mit sieben Schweifen.
17. Luis Pascualigo von Venedig; eine Halbkugel mit einem Christus am Kreuze und dem Motto „Praeclara tantum differunt."
18. San Nicolas von Neapel, Capitain Cristobal de Monguia; als Zeichen den heiligen Nicolas.
19. Die Envidia (Neid) von Neapel, Capitain Juan de Morales; ein Weib, welches in eine Schlange beißt.
20. Francisco Bono von Venedig; ein sitzender Löwe auf einer Säule, einen Stab mit zwei Schlangen haltend.
21. San Jorge von Neapel, Capitain Juan de Vergara; St. Georg.
22. Die heilige Catalina von Neapel, Capitain Juan Ruiz de Velasco; eine heilige Catalina.
23. Horacio Frisono; eine heilige Eufemia mit der Palme in der Hand, darunter eine Flamme.
24. San José von Neapel, Capitain Baltasar de Arana; mit dem heiligen Joseph.
25. Die Galeere des Grafen Condiani; Fanal.
26. Nicolo Trivoli von Venedig; ein Bär mit aufgehobenen Tatzen.
27. Die Turca (Türkin) von Neapel, Capitain Pedro de Sandoval; ein türkisch gekleidetes Weib.
28. Santiago von Neapel, Capitain Jacobo Bacaro; den heiligen Johannes.
29. Die Capitana von Lomelin, auf welcher sich der Her=

zog von Parma befindet, welcher den rechten Flügel der Escuadra Batalla führt; Fanal.

Zur Linken des königlichen Kriegsschiffes:

1. Die Capitana der Señoria von Venedig; Fanal.
2. Marco de Molin von Venedig; Fanal.
3. Sicilia von Sicilien, Capitain Jaime Losada; ein Berg.
4. Colane Edrásto von Venedig; ein heiliger Nicolas, Palme und Krone in den Händen.
5. Juan Cen von Venedig; ein segnender Christus.
6. Die Soberana von Spanien, Capitain Torres; eine Jungfrau.
7. Der Comisario Vendramin; ein Christus auf der Weltkugel.
8. Die Cardona von Sicilien, Capitain Juan de Orta; eine Distel.
9. Nicolo Fradelo von Venedig; ein Löwe.
10. Julio Roca von Venedig; eine Säule mit einem Stern, in der Mitte eine Weltkugel, darüber das Kreuz, darüber die Dreieinigkeit mit dem Motto: „Ex alto sol oriens Trinitatis, in cruce pendit ut confundat forcia, quae sub Austris regnant.“
11. San Pedro von Malta.
12. Mateo Corrari von Venedig; ein Weib mit einem Kinde im Arm.
13. Santiago von Malta.
14. Lorenzo Veniel; eine Palme.
15. San Bartolomé von Neapel, Capitain Juan Alzati; der heilige Bartolomäus.
16. Remercen; Hercules, welcher dem Löwen das Maul aufreißt.

17. Pedro Pisani; die heilige Catalina.
18. Andrea Correro von Venedig; ein Christus mit einem Buche in der Hand.
19. Felipe Polani; eine Mutter mit ihrem Kinde.
20. Pedro Pisani von Venedig; ein Löwe über einer Weltkugel, in den Klauen ein Herz und das Wappen des Sobrecomitré haltend.
21. Nicolo Pasual von Venedig, ein rothes Kreuz.
22. Nicolo Mindini von Venedig; eine Weltkugel, darüber das Kreuz mit Lanze und Schwamm.
23. Juan Mica el Bricamano; mit dem heiligen Christoph, das Jesuskind auf den Schultern.
24. Andrea Trono von Venedig; eine Hand, welche ein Auge hält.
25. Stelio Calchopulo; ein Rad mit einem Drachen.
26. Luis Jorge von Venedig; einen Hahn.
27. Gabriel del Canal von Venedig; eine Weltkugel mit einem Engel, ein Schwerdt in der Hand.
28. Luis Bembo von Venedig, eine vierfüßige Schlange mit einem Zaume, ein Engel darüber hält sie am Zügel, mit dem Motto: „Yube."
29. Daniel de Molin von Venedig; ein Engel mit erhobenem Arme.
30. Die Capitana von Gil de Andrada; Fanal; Capitain D. Hernando Zanoquera.
31. Die Patrona von Sicilien, auf welcher Paulo Jordan Ursino sich befindet, der den linken Flügel befehligt.

Diese Escuadra segelt 2 Meilen weiter nach dem Lande zu, oder 3 bis 4 Meilen rückwärts.

Alle Galeeren dieser Escuadra führen kleine hellblaue

Flaggen im Mastkorbe, um erkannt und unterschieden zu werden.

Die Capitaine haben dafür zu sorgen, daß die Galeeren sich nicht kreuzen.

Die dritte Escuadra zählt beim Segeln 52 Galeeren, ebensoviel in der Schlacht; sie bildet den linken Flügel. Als Oberbefehlshaber commandirt Soranzo, General-Proveedor der Señoria von Venedig. Nachstehendes ist die Ordnung in derselben.

Linker Flügel der Gesammtflotte.

Galeeren.

1. Die Capitana des Proveedor Soranzo; Fanal.
2. Teodoro Balbi von Venedig; der heilige Theodor mit einer besiegten Schlange, in der Hand eine Lanze.
3. Angelo Soriano von Venedig; ein Falke und zwei Schlangen.
4. Die Capitana von Grimaldo; Fanal; Capitain Jacobo de Lorenzo.
5. Daniel Pascualbigo von Venedig; ein bewaffnetes Weib, ein Lamm in den Armen tragend.
6. Bertuchi Contarini von Venedig; ein Berg mit Feuer.
7. Francisco Cornero von Venedig; ein auferstandener Christus.
8. Fama von Neapel, Capitain Juan de las Cuebas; die Fama mit der Tuba.
9. Juan Bembo von Venedig; eine nackte Jungfrau als Wahrheit, darunter eine Kugel.
10. San Juan des Papstes, Capitain Antonio Plito; den heiligen Johannes.

11. Juan Mocenigo von Venedig; den heiligen Johannes mit der Palme.
12. San Pedro des Papstes, Capitain Fray Federico de San Jorge; den heiligen Petrus mit den Schlüsseln.
13. Pedro Baduel von Venedig; den heiligen Petrus.
14. San Pablo des Papstes, Capitain der Comendador Bachii; St. Paulus mit dem Schwerdte.
15. Marco Ruimacho von Venedig; ein Knabe mit einer Schlange.
16. Braba von Neapel, Capitain Miguel de Quesada; eine bewaffnete Jungfrau.
17. Pedro Cano von Venedig; mit dem heiligen Christoph.
18. Jorge Calergi von Venedig; ein auferstandener Christus.
19. Federigo Nani; Christus mit der Weltkugel.
20. Die Patrona von Nicolo Doria; mit einem Fische.
21. Marco Antonio Veniel von Venedig.
22. Marco Antonio Pisani von Venedig; Christus mit der Palme.
23. Patrona de David Imperial, Capitain Nicolo Delio Ginovés; mit einem heiligen Anton.
24. David Bembo von Venedig; mit dem heiligen Paulus.
25. Juan Antonio Cavalo von Venedig; mit einem Kreuze, Sanum fate et in vita.
26. Francisco Bono von Venedig; Santa Catalina.
27. Victoria des Papstes; Capitain Bachio Guirte von Pisa; ein Weib mit einer Palme.
28. Ludovico Cicuta von Venedig; ein auferstandener Christus.
29. Vicencio Benedetto von Venedig.

30. Juan Bautista Quirini von Venedig; Christus mit Kreuz und Palme.
31. Sebastian Priuli von Venedig; Christus.
32. Daniel Tron von Venedig; eine Nymphe mit einer Krone.
33. Marco Cimera; den heiligen Geist.
34. Teodoro Paide von Venedig; ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.
35. Lucas Chiatueli von Venedig; eine halbe Palme.
36. Antonio Pascuaglio von Venedig; ein auferstandener Christus ohne Fahne.
37. Hieronimo Cornel von Venedig; Fortuna mit einem Segel.
38. Antonio Cavali von Venedig; ein Schlangenpferd.
39. Paulo Nanni von Venedig; ein Weib mit einem Korbe.
40. Marco Antonio Quirini von Venedig.
41. Nicolo Liporiani von Venedig; ein Arm und ein goldener Falke.
42. Felipe Lione von Venedig; eine weiße Fahne.
43. Nicolo Fraga Piera von Venedig.
44. Juan de Meco von Venedig; ein Engel mit einer Leier.
45. Jorge Calerge el Viejo von Venedig; zwei Kreuze und ein Federbusch.
46. Jorge Sanquinazo von Venedig; ein Christus auf einem Esel.
47. Pedro Gravisi Yetriano von Venedig; ein Mädchen und ein Lamm.

48. Guzmana von Neapel, Capitain Francisco de Ojeda; ein Thurm, worauf ein bewaffneter Krieger.
49. Gitana von Neapel, Capitain Gabriel de Medina; eine Zigeunerin.
50. Die Capitana des Proveedor Canal von Venedig; Fanal.

Diese Escuadra segelt 2 Meilen mehr landwärts als die Batalla (das Centrum), und 3 bis 4 Meilen mehr rückwärts.

Sämmtliche Galeeren dieser Escuadra führen als Kennzeichen kleine gelbe Flaggen an dem Rahne.

Die vierte Escuadra besteht aus 29 Schiffen und heißt Reserve (Socorro). Don Juan de Cardona, Oberbefehlshaber der sicilianischen Flotte, wird dieselbe commandiren. Ihm ist unbedingter Gehorsam zu leisten, wie mir. Die Reihenfolge der Galeeren ist die nachstehend bezeichnete:

Reserve-Escuadra.

1. Die Capitana von Sicilien; Fanal.
2. San Juan von Sicilien, Capitain Scipio Vasallo; eine rothe Fahne mit weißem Kreuze.
3. San Sebastian von Sicilien, Capitain Juan de Boneta; mit dem heiligen Sebastian.
4. Catalana von Sicilien; zwei Engel neben einem Berge.
5. San Lorenzo von Sicilien, Capitain Don Lope de Figueroa.
6. Ocasion aus Spanien, Capitain Pedro de los Rios; eine nackte Jungfrau.
7. Granada aus Spanien, Capitain Antonio de Echevarria; ein Granatenzweig.

8. Pedro Vadner von Venedig; den heiligen Johannes mit dem Kreuze und Motto: „Fides, spes, charitas."
9. Ventura von Neapel, Capitain Juan de Pantoja; ein nackter Mann.
10. Simon Salomon von Venedig; eine Sonne „et emergam tandem."
11. Sagitaria von Neapel, Capitain Martin Pirola; ein Bogenschütz.
12. Antonio Melojani aus Venedig.
13. Marco Molin; ein auferstandener Christus.
14. Fortuna von Neapel, Capitain Diego de Medrano; eine Fortuna.
15. Alejandro Riçaman von Venedig; eine Sonne.
16. San Felipe von Neapel, Capitain Aldana; den heiligen Philipp.
17. Die Capitana des Gouverneurs von Candenadi von Venedig; Fanal.
18. Esperanza von Neapel, Capitain Pedro del Basto; eine Jungfrau.
19. La Paz del Papa, Capitain Antonio Jacobo Palfrugino; eine Jungfrau, welche eine Fackel anzündet.
20. Luna von Neapel, Capitain Jacobo Rubio; ein Mond.
21. Pedro Gradenigo von Venedig; einen Hermelin.
22. Sirena des Papstes. Capitain Angelo Bifoli; eine Sonne.
23. Furia von Lomelin, Capitain Jacobo Chape; eine höllische Furie mit einer Schlange in der Hand.
24. Marco Antonio Pisani von Venedig, der Gouverneur; einen heiligen Theodor mit dem Drachen.

25. Victoria von Lomelin, Capitain Nicolo Bergozoso; ein Kreuz.
26. Der Comisario Contarini von Venedig; Gott Vater mit der Dreieinigkeit und dem Motto: „In hoc signo vincis."
27. Grifona des Papstes, Capitain Alejandro Negrini; ein Greif.
28. Diana von Neapel, Capitain Antonio de Castro; eine Jungfrau mit dem Monde.
29. Die Capitana von Bendinetti; Fanal.

Diese Armada segelt hinter der Gesammtflotte, diejenigen Galeeren sammelnd, welche zurückbleiben; sie sorgt, daß sich deren keine verlieren. Die Galeeren führen als Erkennungszeichen 4 Fuß unterhalb des Fanals ein weißes Fähnchen.

So weit das Wetter es zuläßt, ist die folgende Ordnung beim Segeln beizubehalten.

Es segeln mit dieser Armada 8 Galeassen, welche beim Vorwärtsgehen oder in der Schlacht auf die Flügel und Centrum so vertheilt sind, daß in der Mitte des Centrums zwei, auf beiden Endpunkten je eine segeln und auf den linken und rechten Flügel je zwei kommen. Die Namen der hierzu bestimmten Schiffe werden dem Befehlshaber zu seiner Zeit genannt werden, und die betreffenden Escuadren haben sodann die zum Bugsiren jener Galeassen nöthigen Fahrzeuge zu bezeichnen.

In derselben Armada segeln auch 33 Schiffe, die 19 Sr. Majestät und die 14 der Herren Venetianer unter dem Oberbefehl des Don Rodrigo de Mendoza, den ich zu meinem Stellvertreter (Lugarteniente) gewählt habe.

Diese Schiffe haben so zu segeln, wie ich selbst oder genannter Don Rodrigo in meinem Namen es befehlen wird.

Die ganze Flotte hat sich, so weit dies irgend unbeschadet der Haltbarkeit möglich ist, mit Wasser zu versehen, damit nur in ganz unvermeidlichen Fällen desgleichen unterweges eingenommen werde.

Da es bei der Größe der Flotte nicht möglich ist, daß alle Schiffe gleichzeitig Wasser einnehmen können, so ist dies stets in Zwischenräumen von 5 bis 6 Meilen zu veranlassen. Erheischt es die Nothwendigkeit, daß die ganze Flotte gleichzeitig Trinkwasser einnehmen muß, so ist dies in möglichster Ordnung, jedoch so einzurichten, daß jede Galeere, ohne auf die anderen zu warten, dabei für sich selbst sorgt, so gut sie vermag.

Die Befehle an die Galeeren werden durch Fregatten ertheilt, nachdem jedes Capitainschiff dieselben unmittelbar beim königlichen Kriegsschiffe eingeholt hat.

Soll in der Marschordnung der Flotte etwas geändert werden, so sind die diesfälligen ausdrücklichen Befehle abzuwarten.

Sollen Befehle vom Centrum aus ertheilt werden, so haben die als Beobachtungsschiffe voraussegelnden Galeeren dafür zu sorgen, daß die Befehle auch den hinten segelnden Schiffen überbracht werden, und die Galioten von Fray Scipio Ursino und Francisco von Mecina haben zu sorgen, daß der Marquis von Santa Cruz gleichfalls benachrichtigt werde.

Die Galeassen segeln folgender Gestalt: Die Capitana von ihnen und die des Andreas de Pessaro halten sich beim Vorrücken zum Centrum, welches dieselben bugsiren

läßt. In der Schlacht haben sie sich vor das Centrum, einen Kanonenschuß rechts von dem königlichen Schiffe zu setzen und die Befehle abzuwarten, ob sie sich fern vom Kampfe halten sollen.

Die Galeassen des Herzogs von Florenz, die Capitana und Patrona segeln gleichfalls mit dem Centrum, und halten sich in der Schlacht, die erstere zur Rechten, die zweite zur Linken des königlichen Schiffes.

Die Galeassen unter dem Befehl des Ambrosio Bragadini und Jacobo Gozo segeln mit dem rechten Flügel, welchen der Marquis von Santa Cruz befehligt, in der Schlacht setzen sie sich vor denselben, und wird gedachter Marquis sie bugsiren lassen. Die zwei Galeassen unter Antonio Bragadini und Vicencio Quirini segeln mit dem linken Flügel, unter Befehl des Proveedòr Soranzo, welcher dafür sorgen wird, daß sie am Tage der Schlacht in ihre Stellung vor der Escuadra bugsirt werden.

Gegeben im Hafen Legumeniça, den 9. September 1571.

D. Juan.

Bericht über die Zahl der Mannschaften auf der Armada Sr. Majestät, welche aus dem Hafen von Mecina am 16. September 1571 gegen die Türken segelte.

Spanische Infanterie.

Es haben sich eingeschifft 14 Compagnien aus dem Commando des D. Lope de Figueroa, im Ganzen . . . . 1985 Mann.

Aus dem Commando des Maese de Campo D. Pedro de Padilla 4 Compagnien, in Tarent außerdem 6, im Ganzen	1752	Mann.
Aus dem Commando des D. Miguel de Moncada 7 Compagnien	1162	=
Aus dem Commando des D. Diego Enrique 9 Compagnien	1298	=
Die Compagnien des Capitains Melgarejo und D. Diego Osorio, welche sich gewöhnlich in den Galeeren des D. Juan Andrea Doria befinden	445	=
Hierzu kommen diejenigen Truppen derselben Abtheilungen, welche sich auf den venetianischen Galeeren eingeschifft haben, mit .	1514	=
In Summa . . .	8160	Mann.

Italienische Infanterie.

5 Compagnien aus der Hauptmannschaft des Pablo Esforza . , ...	810	=
4 Compagnien unter dem Conde Sarno . .	547	=
4 Compagnien aus dem Regimente des Sigismundo Gonzaga	562	=
5 Compagnien Italiener auf den sicilianischen Galeeren.	500	=
4 Compagnien unter Tiberius Brancazo . .	300	=
7 Compagnien auf den Venetianer Galeeren	2489	=
In Summa . . .	5208	Mann.

Deutsche.

Im Ganzen	4987	=

welche zu den Hauptmannschaften des Grafen Alberico de Lodron, des Grafen Vinciquerra de Arcos gehören. Tausend von ihnen sind in Galeeren, die übrigen auf den Fahrzeugen des General-Capitain D. Cesar de Avalos mit einigen Spaniern eingeschifft. Tausend Deutsche aus denselben Abtheilungen sind krank in Mecina zurückgeblieben.

Freiwillige (Aventureros) und Privatpersonen.

Die Ritter und Kammerherren im Gefolge Sr. Hoheit, Capitaine, Fähnriche und sonstige Begleitung	360	Mann.
Für den Herzog von Parma: 10 titulirte Herren, 10 Capitaine, 22 Cavaliere, 152 Soldaten, 8 wohlbewaffnete Diener	202	=
Für den Fürsten Cerbino: 127 Personen; darunter Ritter, wie Antonio de Lona, sein Schwager, alle vorzüglich gut bewaffnet und in Ordnung	127	=
Der Groß-Commandeur von Castilien, Ritter, Capitaine, Kammerherren und Diener, alle vortrefflich gerüstet	173	=
Pablo, Jordan, Ursino, Ritter, Pagen, Herren, Diener und vorzüglich gewappnete Söldner	143	=
Marquis D. Avalo, Sohn des Herzogs von Terranueva, eine gut bewaffnete Begleitung, im Ganzen	33	=
Der Graf von Setaflor, Diener, Söldner und Herren	76	=
Der Graf Soriano	18	=

D. Pompeo Lanoy, Ritter und Diener . . .	30	Mann.
D. Vicenzio de Boloña, Sohn des Marquis de Marines	25	=
Der Graf de la Turela, vornehme Herren und Diener	32	=
Der Graf de Vicar	30	=
Vicenzio Karaffa, Prior von Ungarn	15	=
Vicenzio Viteli	12	=
Octavio Gonzaga	17	=
Ascanio de la Corna (Maestro de Campo), Feldmarschall, General der Ligue, Herren und Diener in seinen Farben	70	=
Gabrio Serbellon, General-Capitain der Artillerie	54	=
Francisco de Ibarra, Proveedor und General-Commissar, an Capitainen, Fähnrichen, Pagen und Dienern	35	=
D. Pedro de Velazquez, General-Veedor der Armada	26	=
Der Zahlmeister Diego Garcia de Padilla .	20	=
Andere Abentheurer, Ritter und Herren mit ihren wohlgerüsteten Knappen und Dienern	378	=
	1876	Mann.

Total-Summe 20,231 Köpfe.

Eigenhändiger Brief des D. Juan de Austria an Philipp II. unmittelbar nach der Schlacht bei Lepanto aufgesetzt.

Señor!

Eure Majestät mögen für den großen und wichtigen Sieg, welchen Gott der Herr Ihrer Armada verliehen hat, nicht allein Selbst danken, sondern auch befehlen, daß im ganzen Lande die heißesten Dankgebete gehalten werden. Damit Ew. Majestät Alles erfahre, wie es sich zugetragen, noch außer der Berichterstattung, welche hierbei erfolgt, so sende ich den D. Lope Figueroa, welcher auf meiner Galeere gedient und gekämpft, und den Ew. Majestät dafür billig belohnen mögen. Er wird alle die Einzelnheiten vortragen, welche Ew. Majestät zu erfahren wünschen möchten; auf ihn beziehe ich mich, um Ew. Majestät nicht zu sehr durch Wiederholungen zu ermüden.

Ich wünsche jetzt das Glück, das Uns Gott verliehen, im Interesse Ew. Majestät zu verfolgen, und will sehen, ob man in Lepanto selbst irgendwas gewinnen kann. Jener Golf ist in der That von Bedeutung. Wo nicht, so werde ich etwas Anderes, für meine Lage Geeignetes unternehmen. Dazu ist freilich zunächst erforderlich, diese Armada umzugestalten, da sich täglich Mängel und Uebelstände herausstellen, vor deren Beseitigung man weder vorgehen kann noch darf. Morgen jedoch, wenn es anders Gott unserm Herrn gefällt, hoffe ich so weit in Ordnung zu sein und mit dem größeren Theile absegeln zu können oder doch wenigstens am folgenden Tage, gegen Abend. Von Allem was sich ereignet, werde ich Ew. Ma-

jestät von Zeit zu Zeit die schuldige Nachricht geben. Für jetzt will ich, um die Absendung des D. Lope mit dieser höchst glücklichen Botschaft nicht aufzuhalten, nur andeuten, daß Ew. Majestät eingedenk bleiben möchten, daß Gott die Gelegenheit geboten hat, Ihre Macht zur bedeutenden Größe ohne andere Schwierigkeit zu erweitern, als ohne Zeitverlust Mannschaften auszuheben, da es an Galeeren nicht fehlt, und Anordnungen zu treffen, damit zum Sommer das erforderliche Geld und Lebensmittel beschafft werden. Alles dies glaube ich, wird jetzt viel leichter sein, als bisher, denn da man aus dem Glücke und der erweiterten Macht Ew. Majestät wahrnehmen kann, wie Gott der Herr Ihnen ganz besonders gnädig ist, so rufe ich ihn zum Zeugen an, daß Niemand mehr als ich von dem Wunsche beseelt sein kann, dazu beitragen zu können. D. Bernardino de Cardenas ist auf seiner Galeere im Kampf gefallen, in der Erfüllung seiner Berufspflichten, für die er geboren war; wie ich höre, hat er Schulden und einen natürlichen Sohn hinterlassen. Auch über diese Sache werden Ew. Majestät Abrechnung halten müssen, denn er blieb in Ihrem Dienste. Auch andere Personen muß ich Ew. Majestät Gedächtniß anempfehlen, wie D. Lope beauftragt ist, die Einzelnheiten vorzutragen; sie haben mit solcher Hingebung für Ew. Majestät gekämpft, daß sie Ihrer Gnade vollkommen würdig sind, und Ew. Majestät wissen, daß dies Gelegenheiten sind, wo jeder Einzelne aufmerksam beobachtet, was dem Andern zu Theil wird; darauf mache ich Ew. Majestät aufmerksam. Hier sind auch die beiden Fürsten; der von Parma war unter den Ersten, welcher in die feindliche Galeere, die ich enterte, hinübersprang; auch Pablo

Jordan Ursino, der Herzog von Mondragon und andere tapfere Herren und Ritter haben Anspruch, daß Ew. Majestät ihnen für ihre tapferen Dienste freundliche Briefe und Danksagungen sendet. Desgleichen den Generalen, die es wahrlich verdient haben und anderen Beamten, welche Ew. Majestät hier haben; ich bitte inständigst, daß Ew. Majestät sich derselben gnädigst erinnern; ich bitte dieserhalb um Verzeihung, aber es ist meine Pflicht zu bemerken, daß sie in Ihrem Dienste sich ausgezeichnet haben. Ich darf mich nicht entschuldigen, Denjenigen die schuldige Anerkennung zu schaffen, die ich in meiner Umgebung in ihrem lobenswerthem Eifer für Ew. Majestät beobachtet habe. Ich befinde mich, Gott sei Dank, wohl, eine kleine Wunde am Knöchel abgerechnet, von der ich nicht weiß, wie ich dazu gekommen. Gott schütze und segne Ew. Majestät mit aller Macht, die ich Ihnen von Herzen wünsche, und die wir Alle für nothwendig halten. Amen. Auf der Galeere im Hafen von Petela im Golf von Lepanto, den 10. October 1571 — Ew. Majestät allerunterthänigster Diener, der ich Ihre Königliche Hand küsse.

D. Juan de Austria.

Hierauf folgt das eigenhändige Schreiben des Königs Philipp II. welches lautet:

„Diesen Brief mögen Sie betrachten wie die übrigen drei, und es erscheint mir angemessen, daß Sie sogleich mit der ersten Gelegenheit schreiben das, was ich hier sage; und es wird gut sein, an meinen Bruder zu schreiben, daß er

sich Waffen verschaffe, um von den erbeuteten Galeeren so viele als nur immer möglich, zu bemannen, und daß ich dasjenige anweise, was in dieser Beziehung geschehen soll.

Eben so möge man an D. Juan de Zuñiga schreiben, daß das Erforderliche zum Sommer vorbereitet werde, damit hinreichende Galeeren, viele tüchtige Soldaten, Pferde und Schiffe mit Lebensmitteln beschafft werden. Es hängt freilich viel vom Winde und Umständen ab, damit Alles übereinstimme mit Demjenigen, was mein Bruder sehr richtig in seinem Briefe bemerkt, und sollte sich derselbe in Rom aufhalten, so mag er einige Worte schreiben, und ihm mit den Nachrichten zusenden, die sein Bruder gegeben — um ihm dafür zu danken . .

Bericht über die Bewegungen der christlichen Ligue in der Zeit vom 30. September bis zum 10. Oktober 1571 insbesondere über die Schlacht bei Lepanto am 7. Oktober.

Am 30. September dieses Jahres segelte die ganze christliche Armada von den Mühlen von Corfu ab und ankerte in Leguminici in Albanien, dem alten Epirus, ein sehr guter Hafen, reich an Wasser und Holz. Hier traf eine von denjenigen Fregatten ein, welche der Kommandeur Gil de Andrade auf Kundschaft ausgesandt hatte, mit Briefen des Inhalts, daß die türkische Flotte in der Bay von Lepanto, dem alten Naupactos liege, und von dort 60 Ruderbarken und 2 Schiffe mit Kranken nach Coron gesandt habe,

um solche dort auszusetzen und in ihre Stelle frische Mannschaften anzunehmen.

Don Juan de Austria entsandte sogleich den Marco Antonio Colona, welcher noch im Hafen von Corfu, dem vormaligen Corcyra lag, mit dieser Nachricht zum General und Proveedor der Venetianer, indem er ihn ersuchte, daß er eiligst aus jenem Hafen aufbrechen, seine Galeeren möglichst stark bemannen und in Ordnung bringen möchte, weil sie ohne hinreichende Disciplin segelten. Er machte ihn aufmerksam darauf, daß der Augenblick von großer Bedeutung sei. Nachdem Marco Antonio Colona mit den Galeeren des Papstes und der General der Venetianer mit den Seinigen in Leguminici eingetroffen waren, blieb die Flotte des schlechten Wetters wegen noch bis zum 3. October daselbst vor Anker.

Montag den 1. October setzte Don Juan die Befehlshaber in Kenntniß, daß es seine Absicht sei, eine Schlacht zu liefern; zugleich bestimmte er genau, wie die Ordnung sein, und welchen Platz jedes Schiff im Kampfe einnehmen sollte. Die Büchsenschützen mußten eine Uebung anstellen, und er selbst besuchte und inspicirte die Galeeren, soweit die Zeit dazu ausreichte. Gil de Andrade kehrte von seiner Inspicirung zurück, bestätigte die früheren Nachrichten über den Feind, ohne erhebliches Neue zu melden.

Am 2ten ordnete Don Juan eine Spezial-Revue und Musterung jeder einzelnen Galeere an.

Mittwoch bei Tagesanbruch segelte die Armada aus dem Hafen von Leguminici, langte um 9 Uhr Morgens beim Capo blanco, nahe bei Chafalonia (dem alten Cephalonien) an, worauf Don Juan die Aufstellung in Schlacht-

ordnung befahl, wobei er selbst gemeinschaftlich mit dem Obercommandeur von Castilien die nöthigen Instructionen ertheilte. Man segelte die ganze Nacht hindurch und um 4 Uhr Morgens ankerte man im Hafen von Fiscardo, im Canal von Chafalonia. Am Abend dieses Tages brachten die Vorposten eine Brigantine auf, welche von Candia kam und die Nachricht mittheilte, daß Famagusta sich am 20. August den Türken ergeben habe, nachdem der Capitain Astor Ballon geblieben, und daß trotz der stipulirten Capitulation die sämmtliche Mannschaft niedergemetzelt worden sei.

Am selben Tage wurde gleichfalls durch die Außenposten eine griechische Galeote mit 18 Bänken angehalten, welche angeblich beabsichtigte, einige türkische Ortschaften zu plündern. Zur Zeit der zweiten Ablösung, theilte sich die Flotte an den scorzolarischen Inseln, und steuerte auf diese Weise gen Lepanto. Der eine Theil legte gegen Morgen im selben Canal von Cephalonia an um Wasser einzunehmen, man nannte den Landstrich Thal von Alexandi. Dort blieb man des schlechten Wetters wegen bis 6 Uhr Abends, brach dann auf, segelte die ganze Nacht und am folgenden Sonntag, welches der 7te war, traf man bei den Scorzoliaren ein, und lief durch einen Canal auf Lepanto zu, in den Hafen von Petala.

Bei den Inseln angelangt, entsandte Don Juan Kundschafter auf Fregatten ans Land, um von dort aus die Schiffe der Feinde zu erspähen. Beim Hinaussegeln aus dem Canal, welcher jene Inseln bildet, in der Richtung auf Petala zu, meldete der Posten im Mastkorbe der Königlichen Galeere, daß man ein lateinisches Segel erblicke. Unmittelbar darauf zeigte derselbe an, daß man die gesammte feind-

liche Flotte vor sich habe, so wie, daß dieselbe aus sehr vielen Schiffen bestände. Sogleich ließ Don Juan Officiere in die Mastkörbe steigen, um sich von der Wahrheit der Meldung zu überzeugen, wo möglich die feindlichen Schiffe zu zählen und die Richtung, die sie nähmen, zu erspähen. Gleichzeitig trafen auch die Botschafter vom Lande ein, und bestätigten, daß auch sie die ganze feindliche Flotte wahrgenommen hätten.

Sofort befahl Don Juan ein Geschütz abzufeuern und die übrigen für das Aufstellen in Schlachtordnung gegebenen Signale auszuführen. Er selbst schiffte sich, lediglich von seinem Oberstallmeister D. Luis de Cardona und seinem Secretair Juan de Soto begleitet auf einer Fregatte ein, durchfuhr die Armada, ordnete hier und dort das Nothwendige an, feuerte die Soldaten zur Tapferkeit an, verhieß ihnen den Sieg, erinnerte sie daran, daß sie zur Ehre Gottes kämpften, und sprach überall passende Worte. Mit großem Vertrauen und Jubel wurde er überall empfangen; Alles war bereit, auf Tod und Leben zu kämpfen.

Nach der Schlachtordnung setzten sich die 6 venetianischen Galeassen vor die Gesammtfront, je 2 vor das Centrum, 2 vor den linken und 2 vor den rechten Flügel, um durch die Gewalt ihrer starken Artillerie die feindlichen Galeeren zu durchbrechen. Don Juan führte selbst die beiden Galeassen, welche vor seiner Escuadra operiren sollten, an den bestimmten Platz. Mit großer Gewandheit wurden alle Bewegungen ausgeführt, und zugleich Botschafter in Fregatten an Juan Andrea Doria, der den rechten, und an Augustin Barbarigo, den Proveedor General der Venetianer, der den linken Flügel befehligte, entsendet, um in

gleicher Höhe und Entfernung die Aufstellung genau nach den ertheilten Befehlen auszuführen. So ordnete sich Alles möglichst schnell und sammelten sich die Galeeren zu geschlossenen Reihen so weit dies in der kurzen Zeit ausführbar war.

Nachdem dies geschehen, kehrte Don Juan zur Königlichen Galeere zurück, indem er bei allen Galeeren, die ihm begegneten, an der Hinterseite vorbeifuhr, um den betreffenden Capitainen zuzurufen, daß sie in Ordnung segeln, und den Truppen, daß sie wacker draufschlagen möchten. Alle antworteten mit Jubel und Enthusiasmus. Als Don Juan auf die Königliche Galeere gestiegen war und bemerkt hatte, daß die beiden Flügel nicht vollständig geordnet vorrückten, schickte er den Obercommandeur von Castilien in einer Fregatte dorthin, um den betreffenden Galeeren anzusagen, was sie zu thun hätten. Er entsandte auch Marco Antonio Colona, um zu bestellen, daß diejenigen Galeeren, welche das Capitainschiff Sr. Heiligkeit umgaben — langsamer vorgehen, und stets mit den übrigen in der festgesetzten Ordnung und Verband bleiben sollten.

Unterdessen segelte die türkische Flotte mit günstigem Winde und gewann die Sonne in derselben Schlachtordnung. Don Juan segelte mit großer Mühe. Der Marquis von Santa Cruz, General der neapolitanischen Galeeren, welcher die Nachhut führte, war noch nicht eingetroffen; dagegen hatte Don Juan de Cardona, welcher die Vorposten befehligte, in einem kleinen Hafen 8 Galeeren entdeckt und genommen. An beide sandte Don Juan den Befehl, sich so schleunig als möglich an Ort und Stelle zu begeben. Seine Hoheit ließ seine Crucifixe und Standarten aufrich-

ten, welche mit größester Verehrung von der ganzen Flotte begrüßt wurden. Don Juan ließ sich auf die Kniee nieder und betete zu Gott dem Herrn und erflehte den Sieg für die Seinigen; dasselbe thaten die Ritter auf der Königlichen Galeere und sämmtliche Truppen auf den übrigen Schiffen, worauf die Absolution durch die Väter von der Gesellschaft Jesu, und durch die Capuziner, welche der Papst mit dem Jubiläum geschickt hatte, ertheilt wurde. Bei dem schönsten Wetter beruhigte sich das Meer vollständig. Dies war ein sehr günstiger Umstand. Der Feind mußte die Segel einziehen und die Ruder in Bewegung setzen. Dadurch ward Zeit gewonnen, und der linke Flügel hatte Gelegenheit, sich vollständig und aufs Beste zu ordnen. Der Bassa ließ ein Geschütz lösen, zum Zeichen, daß er bereit sei, die Schlacht anzunehmen. Seine Hoheit befahl, durch einen Kanonenschuß zu antworten, und segelte, um seine Bereitwilligkeit zum Anfange zu bekunden, eine bis zwei Meilen voraus auf das Schiff des Bassa zu. Don Juan befahl, daß durch einen zweiten Schuß dem Feinde angedeutet werden solle, wie er sich der Schlacht vergewissere, und Juan Andrea Doria auf dem rechten Flügel rückte vor, um seiner Escuadra und den beiden übrigen sich bemerkbar zu machen.

Es war Mittag als die Flotten sich auf Kanonenschußweite genähert hatten; 4 Galeassen von den 6 standen bereits in ihrem richtigen Verhältniß, und der Marquis von Santa Cruz war mit der Reserve eingetroffen.

Nach der Schlacht hörte man von einigen Türken, daß der Bassa Hali einem gefangenen Christen befohlen hätte, die Standarten der christlichen Flotte zu prüfen und

anzugeben, welche diejenige des Königs von Spanien sei, so wie, daß er sich gewundert, daß unsere Armada sich nicht gefürchtet hätte, und geflohen wäre; daß er sich auch erkundigt, was das für Schiffe vor der Front seien ob venetianische oder vom Westen her. Als er hörte, sie seien von Spanien, habe er sie genau betrachtet und gemeint, daß sie sich gut deckten, und daß er demnächst ausgerufen hätte: „Wer heute den Sieg davonträgt, wird Herr der Welt sein!"

Seine Hoheit Don Juan hatte um diese Zeit an sämmtliche Fregatten und Bergantinen den Befehl ergehen lassen, daß sie sich mehr und mehr nach dem Meere zu öffneten, damit Keinem die Hoffnung bliebe, zu fliehen, sondern Jeder wisse, daß er nur fechtend siegen oder sterben könne. Als die Flotten sich auf Schußweite gegenüber standen, ließ Don Juan die Kriegstrompeten erschallen, redete die Mannschaft auf seinem Schiffe an, tapfer und ausdauernd zu kämpfen und befahl seinen Galeeren, das Feuer zu eröffnen. Die Galeassen kanonirten, ohne den persönlichen Kampf zu eröffnen, bevor sie geentert hatten. Insbesondere zeichnete sich Bragadinos Galeasse vor den andern aus und wirkte vernichtend wider den Feind. Sie stand auf dem linken Flügel, und sprengte die ihr gegenüber befindliche Abtheilung der feindlichen Flotte vollständig auseinander. Die Galeeren stießen mit großer Gewalt und Entschlossenheit aufeinander, und sobald man die Galeere des Bassa Haly, die Königlich türkische an ihren Flaggen erkennen konnte, befahl Se. Hoheit Don Juan dem Steuermann seiner Galeere, daß er Letztere gerade gegen das feindliche Königliche Kriegsschiff führen möge, was auch sofort ausgeführt ward. Das Schiff des Bassa löste kein Geschütz, bis es zur hal-

den Höhe hart an den Rumpf der Galeere Don Juans gelangt war. Da fielen 3 Schuß, von denen der erste die Seitenplanken des Vorderkastells fortriß und einige Ruderer tödtete und verwundete, während der zweite mitten durch das kleine Boot fuhr, und der dritte durch das Dach der Schiffsküche schlug. Die Königliche Galeere gab ihrerseits eine Ladung, nicht ohne ihrer Gegnerin großen Schaden zuzufügen. Beide Schiffe stießen dann mit ungeheurer Heftigkeit zusammen, so daß die Schnäbel und äußeren Bekleidungen krachend zersplitterten, und nun entspann sich auf dem engen vereinigten Raum ein so wüthender und allgemeiner Kampf, wie er vielleicht selten seines Gleichen gefunden hat. Mit der türkischen Königlichen waren 7 Hauptgaleeren und Galeoten zugleich zusammengestoßen, deren Mannschaften in äußerster Erbitterung über die Besatzung des Schiffes Sr. Hoheit herfielen, welches sich aus seiner Umgebung vollständig isolirt hatte. Doch trafen gerade jetzt zu seinen beiden Seiten die 2 Capitainsgaleeren Sr. Heiligkeit und der Venetianer ein. Hart am Hinterbord dieser beiden folgten die Patrona von Spanien und das Capitainschiff des Großcommandeurs von Castilien. Im päpstlichen Capitainschiff befanden sich der General Marco Antonio Colona, der Ritter Romagaz Miguel, Neffe des Papstes, und viele andere Ritter, welche mit solchem Ungestüm über die Türken herfielen, daß ein Kampf der Verzweiflung, wie er sich nicht beschreiben läßt, entbrannte. Dann langte das Capitainschiff von Savoyen an, und nahm mit großer Tapferkeit am Kampfe Theil, wobei Don Luigi der General schwer verwundet ward. Die Grifona des Papstes enterte die Caracosa, und als ihr eine Galeote

zu Hülfe kam, ward die Mannschaft des feindlichen Schiffes niedergemetzelt und das letztere in den Grund gesenkt. So folgten die Galeeren, Schiff auf Schiff zur Rechten der Königlichen Galeere und enterten die feindlichen Fahrzeuge. Der General der Venetianer rückte zur Linken mit Reserve-Galeeren heran und nahm nach hartnäckigem Kampf Schiff nach Schiff. Unglaubliches leisteten im Kampfe die Galeeren und die Fürsten von Parma, von Urbino und Pablo Jordon mit vielen andern Rittern und Leuten aus ihren Compagnien, welche im Einzelkampfe Wunder der Tapferkeit verrichteten.

Schon eine volle Stunde kämpfte man auf den Königlichen Galeeren, ohne daß sich der Sieg entschieden für den Einen oder den Andern ausgesprochen hätte. Zweimal war man bis an den Hauptmast des Türkenschiffes vorgedrungen, aber stets ward man durch die zahlreichen Hülfstruppen, welche die Muselmänner erhielten, bis auf das Vordertheil des christlichen Admiralschiffes zurückgeworfen. Und selbst dies hielt sich zwei Mal nur durch die ungeheure Tapferkeit des Feldmarschalls Lope de Figueroa, und durch die Unterstützung des D. Bernardino de Cardenas, der noch glücklicherweise im Augenblicke der höchsten Gefahr eintraf. Don Miguel de Moncada hatte dort mit seinen Leuten einen heißen Stand, sowie der Castellan Salazar, welche Beide in Folge ihrer tödtlichen Verwundungen gestorben sind. D. Pedro Zapato mit seinen Büchsenschützen war so eifrig im Kampfe, daß seine Mannschaften ein Jeder 40 Kugeln verschossen haben. D. Luis Carillos verdient unter den Tapfersten erwähnt zu werden. Der Graf von Pliego, sein Vater, kämpfte mit Sr. Hoheit Don Juan

im Gange zwischen den Ruderbänken, und D. Luis de Cordova, D. Rodrigo de Benavides, D. Juan de Guzman, D. Felipe de Heredià, Ruy Diaz de Mendoza und Juan de Soto übertrafen sich gegenseitig an Kraft und Ausdauer. Der Obercommandeur von Castilien kämpfte bei den Standarten, die Uebrigen bei Don Juan; alle mit unbeschreiblicher Tapferkeit.

Nach anderthalb Stunden verlieh Gott den Sieg der Königlichen Galeere Sr. Hoheit über die türkische, indem der Bassa mit mehr als 500 Türken erschlagen, und seine Standarten und Flaggen genommen, statt ihrer aber das Kreuz auf den Hauptmast befestigt ward. Von da ab gelang es auch den übrigen christlichen Galeeren, wo sich der Kampf noch nicht entschieden hatte, siegreich in die Feinde einzudringen. Nochmals wurde die Königliche Galeere Sr. Hoheit geentert, jedoch ohne andern Erfolg, als den Feind zu vernichten. Don Juan ließ das Siegsgeschrei erheben, und darin stimmten die Besatzungen aller Schiffe ein. Von da ab neigte sich der Sieg ganz entschieden auf die Seite der christlichen Armada. Der Obercommandeur bewog Se. Hoheit Don Juan sofort die nothwendige Unterstützung dem rechten Flügel durch die vereinten Hauptleute des Papstes und der Venetianer zu gewähren. Diese sammelten an Fahrzeugen, was irgend disponibel zu machen war — denn dort war der feindliche Andrang gar mächtig. Im Vorrücken wurden die Geschütze so tüchtig bedient, daß viele feindliche Schiffe zerstört wurden. Es war noch ein zweifelhafter Kampf zwischen einer großen Zahl türkischer Schiffe, welche bis dahin noch gar nicht an dem Kampfe Theil genommen, und einigen Schiffen von der

Ligue, welche nicht so weit vorgedrungen waren, als es wünschenswerth und nothwendig gewesen. Da gelang es Juan Andrea, gemeinschaftlich mit Octavio Gonzaga und Vicento Vitelli, durch große Bravour das Gleichgewicht herzustellen, und demnächst den Sieg zu erringen. Wiewohl die Söhne des Bassa sich mit aller Macht gegen sie wandten, indem sie ihren Vater suchten, so enterte ihr Schiff doch der Capitain vom Gouverneur und eröffnete ein blutiges Gefecht. Der Sohn des Grafen von Castellar und D. Juan de Velazquez und viele vornehme kastilianische und katalanische Ritter und Alexandro Torellas erzwangen den Sieg. Das malteser Capitainschiff, welches an der Spitze des Flügels des Centrums kämpfte, ward von 3 türkischen Galeeren geentert, weil die benachbarten Galeeren nicht eng genug geschlossen geblieben waren. Der König von Algier, welcher dort vorüber segelte und die Flagge erkannte, sandte noch 3 neue Galeeren gegen dies Schiff der Malteser, die ein ungeheures Blutbad unter der Besatzung anrichteten. Zwei Galeeren der Religion von Jerusalem, welche sich mit 3 türkischen Fahrzeugen herumschlugen, wurden nach den Heldenthaten, die sie auf ihrem Capitainsschiff hatten verrichten sehen, so von Muth begeistert, daß sie alle 3 feindlichen Schiffe enterten, sämmtliche Türken niedermetzelten und dann ihrem Hauptmann zu Hülfe eilten. Sie vertrieben auch glücklich die Türken von dem Capitainschiff, auf welchem aber sämmtliche Mannschaften getödtet, und nur noch der General aus 3 lebensgefährlichen Wunden blutend, gerettet werden konnte. Als D. Juan von Cardona, General der sicilianischen Galeeren, welcher mit dem Auftrage auszukundschaften fortgesegelt

war und in einem Hafen 8 Galeeren gefunden und genommen hatte, beim Beginn der Schlacht mit 4 Galeeren zurückkehrte, befand er sich plötzlich mitten im feindlichen Heere, und nachdem er durch 15 feindliche Schiffe durchgesegelt, von allen Seiten umzingelt und hart bedrängt, konnte er sich doch mit außerordentlicher Tapferkeit so lange behaupten, bis daß das Königliche Schiff ihm zu Hülfe kam, durch dessen Unterstützung die feindlichen Galeeren genommen wurden. D. Juan de Cardona führte in seiner Galeere den Marquis von Avola und andere Herren aus Sicilien; D. Henrique de Cardona, D. Juan de Osorio, den Feldmarschall von Sicilien D. Diego Henriquez, der aus seinem Commando 500 Spanier in den Galeeren befehligte, von denen nur 50 Mann, und kein einziger Officier unverwundet geblieben waren. D. Juan de Cardona, welcher sehr gefährlich am Halse verwundet wurde, starb später an dieser Wunde.

Als Se. Hoheit Don Juan beim rechten Flügel eintraf, waren die Feinde, da sie die Galeeren siegreich vorrücken sahen, und sie Augenzeuge von der Niederlage des Bassa gewesen, zu dem Entschluß gekommen, sich in Flucht aufzulösen. Don Juan machte auf die Fliehenden Jagd, und ließ eine Anzahl derselben durch seine Schiffe aufbringen, worauf er sich gegen den linken Flügel hinwandte, gegen das Festland zu, wo er nochmals durch die Feinde hart bedrängt ward. Da die Türken den Feldherrn mit voller Macht anrücken sahen, wandten sie sich zur Flucht. Sie waren dabei so eilig, daß sie den Schiffen Sr. Hoheit des D. Juan und seiner Begleitung hätten sehr gefährlich werden können, namentlich den Schiffen des D. Juan An-

drea und des Marquis von Santa Cruz, welche voransegelten. Als beim Näherkommen Don Juan den Abuchali unter den Feinden bemerkte, dessen Schiff den Fockmast verloren hatte, kam er in Begleitung der beiden oben genannten Galeeren unter Zuhülfenahme der Ruder den Feinden zuvor, indem er ihnen den Weg abschnitt. Da nun, wie gesagt, der Marquis von Santa Cruz und Don Juan Andrea einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hatten, so ward dies die Veranlassung, daß fast alle feindlichen Galeeren, deren über 30 waren, mit Ausnahme von 8 oder 9, welche durch den sich erhebenden Wind gerettet wurden, da sie gute Segler waren, gegen die Küste auffuhren, wo sich die Besatzung in eiliger Flucht zu retten wußte. Die Christen setzten die Verfolgung nicht fort, denn die Nacht brach herein; die Ruderer waren zu ermattet, und die streitbare Mannschaft auf die Hälfte zusammengeschmolzen, trotz der großen Zahl von Ruderern, welche man freigelassen hatte, um an dem Kampfe Theil zu nehmen.

Am andern Ende kämpfte man auf dem linken Flügel unter Barbarigo noch tapfer fort. Der Befehlshaber selbst zeichnete sich persönlich im Angriff auf Sirocco aus, welcher ihm gegenüber den feindlichen rechten Flügel commandirte. Leider ward er dabei durch einen Pfeil, der durch das Auge in den Kopf drang, so gefährlich verwundet, daß er am nächsten Tage starb. Marco Quirini und Antonio Canale, Männer von seltener Erfahrung und Tapferkeit, leisteten dem Feinde so kräftigen Widerstand, daß man nichts Trefflicheres in dieser Beziehung erfahren hat.

Der Marquis von Santa Cruz gab auch auf diesem Flügel den Ausschlag. Als er sich mitten in das Kampf-

gewühl begeben, näherte sich ihm ein türkisches Capitainschiff, enterte das Seinige am Hinterbord und drängte seine Besatzung hinüber. Es währte aber nicht lange, so waren die Türken bis auf den letzten Mann niedergehauen und das Schiff genommen. Der größeste Theil seiner eigenen Mannschaft war aber verwundet und geblieben, und er selbst von 2 Kugeln getroffen. Da eilte ihm der Marschall D. Pedro de Padilla zu rechter Zeit zu Hülfe. D. Pedro Velasquez und mehrere neapolitanische Ritter in Galeeren des Marquis mischten sich in den heißen Kampf. D. Martin de Padilla mit seinem Capitainschiff leistete währhaft Wunderdinge. Auf seinem Fahrzeuge befand sich der Bruder des Herzogs von Infantazzo und andere spanische Cavaliere. Dreimal enterte er türkische Galeeren, und verfolgte selbst die Fliehenden noch kämpfend.

Die venetianischen und päpstlichen Galeeren, welche vorn vor der Front in der Mitte blieben, schützten die Galeeren und Galeassen, welche zwischen ihnen durchzogen. Don Juan sammelte dieselben, da die Nacht herannahte, und befahl den übrigen Abtheilungen der Flotte, sich ebenfalls zusammenzuschließen. Es mag hier darüber hinweggegangen werden, wie die Venetianer sich benahmen, denn sie kannten die Capitaine nicht bei ihren Namen. Sie enterten mit solcher Hitze, daß die ohnehin nicht sehr große Ordnung einmal durch die sich zwischen drängenden türkischen Schiffe bedenklich gestört wurde.

Das war das Ende dieser großen Schlacht, deren die Geschichte wenige ähnliche kennt, und in welcher sich beide Theile das gegenseitige Zeugniß nicht versagt haben, daß man mit beispielloser Tapferkeit und Hartnäckigkeit gekämpft

hat. In der Armada der Ligue waren 203 Königliche Galeeren und 6 Galeassen; 24 Transportschiffe hatte man, um keine Zeit zu verlieren, zurückgelassen, auch 5 Galeeren, einige Fregatten und Schiffe von geringer Bedeutung hatten sich fern von der Schlacht gehalten, bis es sich entschied, daß der Sieg sich auf unsre Seite wandte.

Unsere Flotte zählte 22,000 Mann Infanterie; nämlich 8000 Spanier, 11,000 Italiener, 3000 Deutsche außer der gewöhnlichen Bemannung der Galeeren. Sie zogen alle mit Feuer zur Schlacht, und meinten, daß die türkische Flotte bedeutend geringere Streitkräfte zähle; da sie dem Gerüchte Glauben schenkten, daß der Corsar Alocchiali mit 60 Galeeren nach der Levante zurückgekehrt wäre.

Die türkische Flotte bestand aus 225 Königlichen Galeeren, 60 Galeoten und einer Anzahl kleinerer Fahrzeuge. Sie zählte angeblich nur 25,000 streitbare Männer mit Ausschluß des bewaffneten Zuzuges aus Lepanto und der Morea. Zählt man nur 150 Mann auf jeder Galeere, 100 auf der Galeote, so stellt sich die Macht schon auf 39,750 Soldaten heraus. Es ist notorisch in Lepanto eine ausnehmend zahlreiche Macht auf die Schiffe gestiegen, um an dem Siege, welcher Niemandem zweifelhaft war, Theil zu nehmen, so daß man ohne Uebertreibung die Zahl der auf der türkischen Flotte befindlich gewesenen Streitmacht auf 50,000 Mann berechnen kann. Die Kürze der Zeit gestattete eine genauere Bestimmung nicht.

Groß war die Tapferkeit, mit welcher nicht allein die Generäle, Capitaine und einzelnen Soldaten, Matrosen und übriges Volk auf den Galeeren der Flotte der Ligue gekämpft haben; aber auch die Ruderer der Zwangsgaleeren

welche losgeschlossen wurden, um am Kampfe Theil zu nehmen, haben wesentliche Hülfe geleistet und kräftig zum Siege beigetragen. Um so nothwendiger ist es aber auch, die Todesverachtung, die Ausdauer und Hartnäckigkeit anzuerkennen, welche die Tapferkeit der Feinde bezeichnete, und wovon die Blutströme und die Verluste auf unsern Schiffen das beste Zeugniß abgeben. Diese Gerechtigkeit, die man auch der feindlichen Tapferkeit zollt, kann unsern Sieg nur um so höher erheben. Der Heldenthaten, welche in dieser Schlacht von Einzelnen verübt wurden, sind sehr viele und man müßte, um sie alle aufzuzeichnen, von Galeere zu Galeere gehen. Die Tapferkeit war allgemein. Die Venetianer zeichneten sich besonders aus; sie bildeten die Mehrzahl der Krieger, sie waren durch die ganze Schlachtordnung, durch alle Reihen vertheilt und gemischt. Ihr General, ihr Proveedor, Barbarigo und Quirini leisteten so Glänzendes, daß die Erinnerung daran ewig fortleben, und die Republik dies zu ehren wissen wird. Die Ueberlebenden mögen Zeugniß davon ablegen. Von den Italienern und Spaniern will ich nicht im Einzelnen sprechen, um Ehrgeiz oder Neid nicht anzuregen. Aber die heißesten Dankgebete sind unserm Gott und Herrn darzubringen, der durch die Unterstützung edler katholischer Fürsten, durch die Hülfe so tapferer Capitaine und Soldaten, in so kurzer Zeit so Großes hat geschehen lassen.

Der türkischen Galeeren, welche dem Feinde abgenommen und der Flotte einverleibt wurden, sind 170 und 20 Galeoten mit 12 Bänken oben.

25 feindliche Schiffe sind verbrannt, eine unbestimmte Zahl in den Grund versenkt.

Von unserer Flotte sind 14 Galeeren geentert, und die Gesammtmannschaft niedergemetzelt worden, weil die Schiffe des Befehls ungeachtet nicht eng geschlossen geblieben waren. 6 und 7, 4 und 3 Galeeren wurden im Ganzen durch die Schlauheit und Schnelligkeit Aluchialis, welcher uns vielen Schaden gethan hat, überfallen und genommen; es retteten sich aber einige von ihnen, namentlich das malteser Capitainschiff, ein päpstliches, eins des Herzogs von Savoyen und ein Genueser.

Die Zahl der Todten auf Seiten der Türken läßt sich nicht ganz genau angeben. Man behauptet, daß ihrer 20,000 geblieben, und daß darunter nicht der fünfte Theil Sclaven gewesen wären. Eine große Zahl von Christensclaven aller Nationen ist in Freiheit gesetzt worden, 15,000 sollen umgekommen sein.

Von der Flotte der Christen ist nur ein einziges venetianisches Schiff, welches verbrannte, ganz verloren gegangen. Die aufgeriebene Mannschaft der 13 vom Feinde genommenen Galeeren, hat Gott ein Opfer gebracht und hat durch die Freudigkeit, mit der sie den Tod empfangen, verdient, desto länger in jener Welt zu leben, wie in dieser. In dieser in der Erinnerung, in jener aber im Ruhme. Amen.

Am nächsten Tage, am 8. Oktober befahl Don Juan den Generälen, daß sie Musterung abhielten über die Mannschaften, erforschten, wie viele fehlten, die Beschaffenheit der Fahrzeuge, den Zustand der Verwundeten prüften, damit man diesen mit Geld und andern Mitteln zu Hülfe komme. Er befahl auch, daß die Verwundeten, welche in großer Menge in seinem eigenen Zimmer lagen, binnen 3 Tagen

nicht daraus entfernt werden sollten. Se. Hoheit selbst war an einem Beine verwundet, jedoch nicht gefährlich, und gestattete derselbe auch nicht ein förmliches Heilverfahren.

Am 10. October befahl Se. Hoheit die Ausrüstung der Galeere Cantarina, und wählte diejenigen Cavaliere, welche an Se. Heiligkeit, an Se. Katholische Majestät, an den Kaiser und an die Señoria von Venedig entsandt werden sollten, um Nachricht von dem Siege bei Lepanto zu bringen. Auch wurde angeordnet, daß die Kranken nach Italien geschafft werden sollten, damit sie die Flotte in ihren weiteren Operationen nicht behinderten, da die Jahreszeit, Gelegenheit und Mangel an Lebensmitteln dies ohnehin wünschenswerth erscheinen ließen.

An Se. Majestät wurde D. Lope de Figueroa gesandt; an Se. Heiligkeit der Graf von Pliego; an den Kaiser D. Hernando de Mendoza und an die Señoria von Venedig D. Pedro Zapato de Cardenas.

Den 8. October auf den Scorzolaren-Inseln.

Mahomet von Constantinopel, Erzieher der Söhne Haly Bassa's, General-Capitains der türkischen Armada, welcher in der Schlacht am 7. October gefangen genommen ward auf einer Galeere, welche zur türkischen Armada gehörte, und welche seiner Versicherung nach, den Namen „Galeere der Söhne des Bassas" führte, durch den Secretair Johann de Soto vernommen, ließ sich, wie folgt, über das Nachstehende aus.

Befragt: Wann die türkische Armada von Lepanto aufgebrochen sei, und mit wie vielen Schiffen? erwiederte er:

Am Sonnabend den 6ten mit 230 Königlichen Galeeren und 60 Galeoten.

Befragt: Ob einige Schiffe der Flotte nach Coron oder Modon zurückgekehrt wären? — antwortete er:

Mit Erlaubniß des Bassa waren 60 Galeoten und 2 Schiffe in ihre Heimath zurückgekehrt.

Befragt: Wie groß die Zahl der Mannschaft auf der Flotte gewesen und von welcher Beschaffenheit? sagte er:

Etwa 25,000 Mann, dann 2500 Janitscharen und eine Anzahl von Spahis und andern Landsleuten.

Befragt: Ob die Flotte in Lepanto oder sonst im Lande Mannschaften aufgenommen habe? sagte er:

Ja, es haben so viele aufgenommen zu werden verlangt, daß lediglich die Weiber zurückgeblieben sind, um die Thüren der Wohnhäuser schließen zu können.

Desgleichen hatte sich der Belesbei von Griechenland eingeschifft, der älteste Bruder des Großtürken mit 1500 der besten Soldaten der Provinz.

Befragt: Ob die Flotte aus Lepanto segelte, um uns aufzusuchen, und ob sie Nachricht von unsrer Ankunft hatte? erwiderte er:

Die Flotte hatte Nachricht, daß unsre Armada im Canal von Chafalonien und im Hafen von Higuera war.

Ob sie gewußt, wieviel Schiffe unsre Flotte zählte?

Ja, 230 Galeeren und 6 Galeassen.

Ob ihnen bekannt gewesen, wie viele Truppen wir an Bord hatten?

Es hieß, daß ihrer viele wären; doch wußte man die Zahl nicht genau.

Ob sie gewußt, daß Don Juan de Austria, Bruder des Königs von Spanien die Armada commandirte?

Ja, man hatte gehört, daß D. Juan de Austria als General-Capitain den Oberbefehl über alle übrigen Commandeurs und Capitaine habe.

Ob man gewußt, daß die Ligue zwischen dem Papst, dem Könige von Spanien und den Venetianern abgeschlossen war?

Ja es hieß, die Ligue sei zwischen jenen Mächten geschlossen, um Cypern zu entsetzen. Die näheren Bestimmungen habe man nicht gekannt.

Um welche Stunde, und in welcher Ordnung man aus Lepanto ausgerückt sei?

Sonnabend Morgen um 6 Uhr in Schlachtordnung, um die Armada der Ligue zu suchen.

Um welche Stunde, und wo sie unsre Flotte entdeckt hätten?

Sonntag um 2 Uhr nach Mitternacht, nahe bei den Scorzolarischen Inseln.

Ob man Freude oder Besorgniß bei Entdeckung unsrer Flotte an den Tag gelegt; was er, als dem Befehlshaber sehr nahe stehend, wohl werde haben wissen können?

Sie zeigten nicht allein keine Besorgniß, sondern große Freude, weil sie die christliche Flotte von vorn herein für besiegt erachteten.

Ob Lochali, Gouverneur von Algier sich bei der Flotte befunden, und mit wie vielen Schiffen?

Mit 7 Galeeren und 3 Galeoten.

Welche besonders angesehene oder mit Commandos

betraute Männer sich bei der türkischen Armee befunden hätten?

Antwort: Haly Bassa, Generalissimus der Flotte.

Pertau Bassa, General der Landarmee, einer der Haupt-Heerführer in der türkischen Armee, welcher den rechten Flügel commandirt hat.

Jafés Bassa, Gouverneur von Tripolis in der Berberei.

Hacan Bassa, Sohn von Barbaroja.

Aluchiali, Bassa und Gouverneur von Algier.

Dardaton, Bely Bassa, Majordomo des Altarasanal oder Darsenal.

Xiroco, Vicekönig von Scandinavien und Alexandrien.

Der Sohn von Sala Raiz, Gouverneur von Giurbos.

Cayabey, Gouverneur von Hezmit bei Konstantinopel.

Abdurebar, Gouverneur von Chio.

Wirthshäuser in Spanien.

Der Wirthshäuser in Spanien giebt es, wie überall große und kleine, gute und schlechte, theure und billige, vornehme und geringe. Es giebt deren spanische, französische, englische und italienische. Es giebt Posadas, wo man zu Fuß, zu Pferde und mit Frachtwagen einkehrt; die dort vorhandenen Stuben und Betten werden den ankommenden Reisenden der Reihe nach, ohne irgend welche Bevorzugung oder Reservation angeboten. Es giebt Fondas, wo nur Wohlhabendere verkehren und entweder unter den disponiblen Stuben und Betten wählen, oder sich gefallen lassen, daß der Mozo oder Kellner, ein zweiter oder dritter Lavater, gestützt auf physionomische und psychologische Studien und Erfahrungen, den Reisenden nach Rang, Stand und Mitteln tarirt und nach eignem Ermessen unten oder oben, gut oder schlecht, theuer oder wohlfeil einschachtelt. Es giebt ferner Hotels mit festen Preisen und dergleichen, wo accordirt oder nach Umständen am Ende übervortheilt oder abgehandelt wird. Endlich giebt es Gasthäuser, wo Nichts angeboten wird und Alles zu haben ist, und solche, wo Alles angeboten wird und Nichts vorhanden ist; oder wo Nichts vorhanden ist und auch Nichts

angeboten wird, aber der Reisende seinen eigenen Küchenzettel macht, den zu verwendenden Betrag nach eignem Ermessen bestimmt, und sein Brod beim Bäcker, Fleisch und Speck beim Fleischer, Eier, Hühner und Gemüse beim Landwirth, Mehl, Salz, Oel und Pfeffer, sowie den Wein beim Krämer kauft oder einkaufen läßt.

So lange Spanien wenig bereist ward oder die wenigen Reisenden Matratzen und Eßkober mit sich führten oder keine Anforderungen an ein gutes Unterkommen stellten, fehlte es an Veranlassung, Gasthäuser einzurichten und zu unterhalten; denn die diesfälligen Kosten sind nicht unbedeutend und die Gewerbsteuer ist hoch. Jemehr das eine zunimmt, desto mehr vervollkommnet sich das andere. Durch Reisen übertragen sich Sitten, Gewohnheiten und Bedürfnisse der Nachbarländer und durch den lebhaften Fremdenverkehr geht zunächst den Gasthäusern der eigenthümliche Landescharakter hinsichts der Einrichtung, Verpflegung und Bedienung verloren.

Auf den großen Landstraßen in Spanien hat sich zuerst das Bedürfniß herausgestellt, den mit den Courierposten, Diligencen und Omnibus Reisenden zu bestimmten Tageszeiten, bestimmte Mahlzeiten für bestimmte Preise zu verabfolgen. Da dies Capitel ein besonderes Interesse für diejenigen meiner Landsleute haben wird, welche den Wunsch oder die Absicht hegen, die pyrenäische Halbinsel selbst zu bereisen, so will ich ihnen aufzählen, was sie auf den Stationen als stehende Küchenzettel, in den großen wie in den kleinen Städten, in Dörfern und einsam gelegenen Posthäusern zu erwarten haben. Die Preise sind übrigens als

Selbsttaxen im Comedor oder Speisesaal zur eignen Prüfung unter Glas und Rahmen aufgehängt.

Morgens um 4, 5 oder 6, je nachdem sich der geeignete Moment des Anhaltens oder Umspannens findet; es sei denn, daß der Weg zu schlecht, oder aus andern Gründen Zeit verloren wäre und der Majoral den Appetit der Reisenden verkneifen lassen oder auf spätere Stunden vertrösten will — wird ein Desajuno oder Morgentrunk genommen; bestehend in einem Obertäßchen (Chicara) Chocolade, gut und kräftig zubereitet mit Biscuit (Biscoches) oder Semmelschnittchen; letztere mit Butter (Manteca) geröstet. Dies kostet 2 Realen oder 4 Silbergroschen. Dazu wird Wasser gratis gereicht und ein Douceur von 2 Cuartos oder 6 Pfennigen gespendet. Nimmt der Reisende außerdem ein Glas frische Kuh- oder Ziegenmilch, so zahlt man eine Peceta oder 4 Realen, das sind 8 und einen halben Silbergroschen.

Um 10, 11 oder 12 Uhr folgt das Almuerzo oder Gabelfrühstück. Bei der Ankunft der Postkutsche wartet der gedeckte Tisch. Das Tischzeug besteht aus selbstgefertigtem Linnen; grob aber reinlich. Servietten sind stets aufgelegt. Das Geschirr ist Fayence; roth, blau, grün oder violett mit Landschaften und Arabesken bedruckt, gefertigt in der Porzellanfabrik von Sevilla. Gläser und Flaschen sind aus böhmischem Glase; Messer und Gabel preußisches Fabrikat aus Rheinland und Westphalen. Die Löffel sind von Silber. Auch in dem unscheinbarsten Wirthshause an der Poststraße werden Messer und Gabeln nach jedem Gerichte zugleich mit den Tellern gewechselt.

In einem Vorzimmer sind Waschbecken aufgestellt.

Nachdem man sich erfrischt, abgestäubt und ausgestöhnt hat von der Ermüdung der Reise, nimmt man an der Tafel auf Strohsesseln Platz; die Frauen oben an. Ihnen wird, und gehörten sie auch nicht zu den höhern Ständen, stets zuerst servirt; nach ihnen den Fremden. Den Letztern sucht die spanische Höflichkeit sich auf alle Weise nützlich, verständlich und gefällig zu erweisen. Einer der jüngern Gäste übernimmt das Vorschneiden, und behält mit größter Selbstverläugnung dies Amt und wenn er darüber auch von allen Schüsseln die kalten Ueberbleibsel erhalten oder gar leer ausgehen sollte.

Die Speisen bestehen aus einer Brodsuppe mit Oel und ausgeschlagenen Eiern, oder aus Bouillon (Caldo) mit Brod, Nudeln oder Maccaroni, stark mit Saffran überstreut. Die Suppen sind wenig flüssig sondern mehr breiartig. Hierauf folgt der Puchero; bestehend aus Rindfleisch, Geflügel, Speck und Pfefferwurst, gekocht mit Kichererbsen, (Garbanzos) Kartoffeln, Kohl und Rüben.

Dann kommt Fisch und Geflügel, Liebesäpfel, (Tomatos) oder spanischer Pfeffer — grün oder roth — in Oel gebraten; Schwarzkohl in Wasser gebrüht, oder Blumenkohl gesotten oder in Eiern mit Oel geschlagen gebacken. Als Braten erhält man Rebhühner und Kaninchen, stark mit Knoblauch versetzt oder zahmes Geflügel. Den Salat präparirt sich ein Jeder auf seinem Teller. Die nun folgende süße Speise besteht aus einem mit Mehl vermischten Eierkrame oder aus Milchreis mit einem dicken Guß von braun gebranntem Zucker. Die Mahlzeit schließt mit dem Dessert, welches aus Postres und Dulces besteht; Gebackenes, Eingemachtes, Nüsse, Obst und Käse. Landwein,

Oliven, Oel, Essig, Salz, Pfeffer und Radieschen stehen zum beliebigen Gebrauche auf dem Tische. Zum Nachtisch wird alter Wein (vino rancio) und Liqueur mit kleinen Gläsern aufgesetzt. Das Brod ist weiß und gut in Form von Wecken, Kringeln oder Stöcken. Man ißt nur Weizenbrod weil man das Roggenbrod für ungesund hält. Zur Erfrischung reicht man im Sommer in Andalusien eine Art von Suppe, welche Gamacho heißt. Sie besteht aus Oel, Essig und Wasser mit Zwiebelschnittchen und Bröckchen von Weißbrod. Das aufwartende Dienstmädchen oder der Kellner kassirt am Schlusse der Mahlzeit die Zeche ein. Man zahlt 10 Realen (21 Silbergroschen) wenn man zur Frühstücksstunde, und 12 oder 14 Realen (25 oder 29 Silbergroschen), wenn man zur Mittagszeit gespeist hatte. Ein Unterschied zwischen beiden Mahlzeiten besteht weder hinsichts der Zahl noch hinsichts der Wahl der Gerichte; vielleicht läßt man zum Frühstück eine oder die andere der genannten Schüsseln fort. Die Mittagsmahlzeit nimmt man ein, jenachdem die Post von 3 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts eintrifft. An Trinkgeld zahlt man für jede Mahlzeit 1 Real oder 2 Silbergroschen.

Die unregelmäßige Zeit für die Mahlzeiten liegt in der Beschaffenheit der Wege oder in dem mehr oder weniger günstigen Wetter, welche Verzögerungen und Verspätungen häufig verursachen.

Wer Lust hat nimmt gelegentlich des Umspannens je nach Hunger, Hitze, Staub und Langerweile, Eiswasser, Orgeade, Sorbet, Algras (von unreifen Weintrauben), Milch, Wein oder Branntwein (aus Wein gebrannt). Zum Wasser verabreicht man Azucarillos (leicht auflösbaren Schaum-

zucker), zur Milch ein Glas Wasser, zu Wein desgleichen Wasser, zur Orgeade nicht minder Wasser, zum Branntweine ebenfalls Wasser. Schnee zur Abkühlung der Getränke ist fast überall vorhanden. Man sammelt denselben im Winter im Gebirge, stampft ihn in Schneegruben und Schichten fest zusammen und schafft zur Sommerzeit den täglichen Bedarf auf Eseln herunter. Der Sorbetto von Schnee wird vermischt mit Zucker oder Citronensaft (Limon), Apfelsinen (Naranja), Gerstensaft (Cebada) oder einer sich mandelmilchartig auflösenden trocknen Frucht, Namens Chufa. Damit die Blechtonnen mit den Sorbettos kühl bleiben, werden sie mit einer Umfassung von Korkholz versehen, welches die Wärme nicht durchdringen läßt.

Rechnet man zu diesen Näschereien die Ausgaben für die überall vorhandenen zahlreichen Bettler in Gestalt von Blinden und Sehenden, Krüppelhaften und Wohlgewachsenen, von Greisen, Weibern und Kindern, und die zum Schluß der Reise an Majoral und Vorreiter (Adelantero) zu verabreichenden Trinkgelder, so kostet der Reisetag ohne Nachtquartier mindestens täglich 2 Thaler preußisch.

Es mag hier eine Bemerkung über den Wasserverbrauch in Spanien am Orte sein. In mehreren Provinzen fehlt es ganz an Quellwasser und man ist dort auf das Regenwasser angewiesen, welches in Cisternen gesammelt, filtrirt und aufbewahrt wird. So entbehren beispielsweise Gibraltar, Cadiz, Alicante des fließenden Trinkwassers. Bleibt der Regen dort aus, so treten Mangel und Noth ein.

Der Verbrauch an Wasser berechnet sich in den nachgenannten Städten nach Liter pro Tag und Kopf; in

Edinburg auf . . 50

Genua auf	. . .	100	—	120
Glasgow	. . .	100		
Havre	. . . .	40	—	45
Liverpool	. . .	28		
London	. . . .	95		
Manchester	. . .	44		
Montpellier	. . .	50	—	60
Metz	. . . . .	20	—	25
Paris	. . . .	67		
Rom	. . . . .	944		
Madrid	. . . .	5		

In den meisten größeren spanischen Städten giebt es italienische Gasthöfe, von Piemontesen unterhalten. Dort spricht man spanisch, italienisch und französisch. Der Tagessatz für ein einfenstriges Zimmer mit Bett, Gabelfrühstück und table d'hôte beträgt in der Regel 1 Piaster oder 1½ Thaler preußisch und steigt je nach der Lage und Größe des Zimmers bis auf 2 Piaster. Die Küche in diesen Gasthöfen ist französisch und die Tafel stets reichlich besetzt. Ein Uebelstand wenigstens für reisende Damen besteht darin, daß es häufig an weiblichen Dienstboten ganz fehlt, so daß Reinlichkeit und Ordnung Manches zu wünschen übrig lassen.

Die französischen Hotels sind seltner. Dort trifft man weibliche Dienerschaft in Ueberfluß, aber hinsichts der Sauberkeit stehen diese Gasthäuser den spanischen nach.

Die englischen Gasthöfe, namentlich in Gibraltar, Malaga, Cadiz sind gut aber theuer. Man zahlt daselbst auf den Tag 30, 40 bis 50 Realen, das sind 2, 2⅔ und 3⅓ Thaler.

Wenn ich ein spanisches Gasthaus beschreiben soll, so werde ich ein solches von mittlerer Größe, in einer Mittelstadt belegen wählen. Die Schilderung wird im wesentlichen auf alle übrigen passen. Das Aeußere des Hauses ist in der Regel unansehnlich. Man benutzt gern Gebäude mit Höfen und Gärten und großen Räumen, selbst wenn auch nur ein kleiner Theil davon eingerichtet und bewohnt werden könnte. So hat man zu Fondas häufig Paläste von herabgekommenen, ausgewanderten oder ausgestorbenen großen Familien hergerichtet; oder Burgen, Klöster und Kirchen. Häufig trifft man den Speisesaal im vormaligen Refektorium und zu Remisen und Pferdeställen das Hauptschiff und die Seitenkapellen einer Klosterkirche benutzt. Da im Jahre 1835 mehr als 5000 Klostergebäude mit ihren Kirchen plötzlich Preis gegeben wurden, so hat sich die Industrie und Speculation derselben vielfach bemächtigt; und doch liegen mindestens zwei Dritttheile in Ruinen. Durch den Vorflur des Gasthauses gelangt man in den inneren Hof oder Patio. Derselbe ist mit Holz oder Steinsäulen umgeben, welche die Gallerie des oberen Stockwerkes tragen. Der Hof ist gepflastert, oft mit bunten, mosaikartig abwechselnden Marmorquadern, oder mit Sandsteinplatten, oder Ziegeln, oder Azulejos (gebrannten Thonfliesen), oder mit Sandsteinen. In der Mitte ist ein laufender Brunnen, oder eine Fontaine, oder die mit einem Steinkranz umgebene Oeffnung der Cisterne. Rings darum stehen Bäumchen und Blumen in Holzkübeln, Thongefäßen und Scherben. Rankengewächse umschlingen häufig die Säulen, zwischen denen man mitunter Blumen oder Schlingpflanzen in ampelartig herabhängenden Schalen bemerkt; oder starke Re-

ben steigen in das obere Stockwerk hinauf und strecken sich über den Hof um ihn mit einem dichten Blätterdache zu überspinnen. Bisweilen sieht man ein Zeltdach oder toldo über den Patio ausgespannt.

Das Speisezimmer befindet sich meist zur ebenen Erde; desgleichen die mächtige Küche mit dem colossalen Kamine, welcher den niedrigen Heerd für die Chocoladenquirlerei überdeckt, und den Vereinigungspunkt für die Hausleute bildet, die in der Küche gespeist werden, und ihre Muße- sowie die Abendstunden, auf ganz niedrigen Strohstühlen um die glimmende Kaminasche gereiht, rauchend, erzählend und lachend verbringen. In der Küche sieht es zwar räucherig genug aus, aber die größte Sauberkeit herrscht unter der zahlreichen Familie der Töpfe und Töpfchen. Das Kupfer- und Blechgeschirr ist spiegelblank und die Gefäße mit dem Wasservorrath werden sorgfältig bedeckt, damit nicht einmal Staub oder Rauch eindringe. Das Inventarium des Hauses an Tellern, Terrinen, Gläsern, Wasserflaschen und Bestecken befindet sich im Speisesaal in großen Glasschränken symmetrisch aufgestellt. Der Abwechselung wegen bemerkt man dazwischen wohl einige bunte wächserne Christkinder, von Glas geblasene Pudelhunde, Bouquets von Blumen aus Muscheln, oder die schwachen Versuche eines noch schwächeren Talentes, die Züge Napoleons, eines Osterlammes oder der Königin Mutter zu einer Gipsstatuette zu formen.

In dem untersten Geschoß befinden sich auch die Wohnung des Wirths, die Vorrathsräume und nach hinten zu die weitläuftigen Stallungen. Letztere bestehen meistentheils aus halbkreisförmigen, einen Stein dicken Gewölben, welche

von oben her nur leicht bedeckt sind. Raufen sind nicht vorhanden, da man den Zugthieren kein Heu, sondern nur Gerste und statt Heckſel zerriebenes Weizenstroh giebt, und man Beides in die vorhandenen flachen Steintröge wirft. Pferde, Esel und Rindvieh erhalten niemals nasses Futter oder Wasser im Stall. Sie werden täglich ein- oder zweimal hinaus an die laufenden Brunnen, Bassins, Flüsse oder Teiche geführt und dort getränkt.

Die Treppe zum oberen Stockwerke steigt in der Regel in der Ecke des erwähnten Säulenganges hinauf. Diesem letzteren entspricht eine offene, wiederum von Säulen getragene Gallerie, von welcher aus die Thüren in die Gastzimmer führen. Das Ameublement derselben besteht in einem Bette; dies ist entweder entweder eine cama de matrimonio, sehr breit, auf einem Bretter- oder Eisengestell, zwei oder drei dicke, mit Wolle gestopfte Matratzen, darunter eine mit Maisblättern oder Weizenstroh gefüllt; kleines niedriges oder rundes Wurstkopfkissen; Steppdecke von buntem Kattun, oder wollene Decke in ein Leintuch geschlagen; oder das Bett ist schmal und besteht aus einer Matratze, welche auf einer Art Feldbettstelle (Cadre) ruht. Die Bettwäsche ist grob aber rein. Das Bett steht gewöhnlich in einem Alkoven und hat während der heißen Jahreszeit Vorhänge oder Gazenetze zum Schutz wider die sehr lästigen Musquitos.

Die Fenster des Zimmers sind Balconthüren. Vorhänge findet man nicht immer. Wenn sie fehlen, so vertreten Stoffe von halbdurchsichtigem Gewebe, welche die Fenster bis zur halben Höhe bedecken, deren Stelle. Ueberall trifft man Steinfußböden; im Winter sind dieselben mit

Reisstrohteppichen (Esteras) belegt. In der Stube steht ein Tisch, an den Wänden vier Rohrstühle, in der Ecke ein hölzerner Dreifuß, aber nicht der delphische zum Räuchern der Pythia, sondern ein prosaischer, ein Waschschüsselträger. Daneben hängt ein Handtuch, darunter steht ein Wasserkrug. Ein Glas gehört nicht zum Landes-Waschapparat, wer ein solches gebraucht, muß es fordern.

Auf einer mächtigen Komode mit schwer zu dirigirenden, sich überall klemmenden Schubfächern, deren Griffe und Schlösser in der Regel mangelhaft sind, steht ein kleiner Toilettenspiegel, eingezwängt zwischen zwei Säulchen, gekrönt mit einem Frontespiz, gebildet durch zwei sich schnäbelnde Tauben von vergoldeter Holzbronze. Unter dem Spiegel ist ein Schubfach, an welchem aber der Knopf fehlt. Diese Komode und dieser Stehspiegel in derselben mangelhaften Form und Beschaffenheit begleitet den Reisenden durch ganz Spanien, mag er das Land vom Norden nach Süden oder von Osten nach Westen durchziehen.

Fehlen, was in den südlichen Provinzen mitunter vorkommt, Fensterscheiben, so haben die schweren Läden in der Mitte Thürchen, welche man öffnet, wenn man nicht das volle Tageslicht, oder Wind und Wetter in sein Zimmer aufzunehmen wünscht.

Sopha's und Wollenteppiche gehören schon zu Luxusartikeln. Man trifft wohl öfter Kanapees, doch bestehen solche dann gewöhnlich aus Strohgeflechten. Gemälde oder vielmehr Schildereien sind nicht selten. Sie stammen aus Frankreich und zeigen in sehr mangelhafter Lithographie aber im grellsten Colorite Darstellungen aus Florians Galathée oder den Glöckner von Notre dame, Guzman oder Fer-

nando Cortez. Unter den patriotischen Bildern der Gegenwart befinden sich die Königinnen Christine und Isabella, Narvaez, Zumalacaregui, Espartero und Diego Leon in friedlicher Gemeinschaft.

Die Bedienung im Allgemeinen ist ziemlich mangelhaft. Die Kleidungsstücke werden nur auf besonderes Verlangen der Reisenden zum Reinigen abgeholt. Dagegen wird auf die Reinlichkeit gewisser Cabinette ohne Nummern viel strenger gehalten, als dies in den französischen und italienischen Hotels der Fall ist.

Im Allgemeinen sind die Gasthäuser im Norden Spaniens, namentlich in Galizien, Asturien, Navarra, Aragon besser und bequemer als diejenigen der Mittel- und Westprovinzen. Sehr zu empfehlende Hotels sind: in Vigo der Löwe, in Coruña das Café français, Santander desgleichen, Barcelona das Oriente und cuatro naciones, Valencia der Cid, Granada der Löwe, Malaga Alameda-Hotel, Gibraltar das Club-house, Cadiz die cuatro nationes, Sevilla die Fonda de Europa, und in Madrid die Casa Corderos oder Biscayna. Die Besitzerin des letztgenannten Hotels ist eine sehr brave Frau, welche eine besondere Vorliebe für meine Landsleute hat und welche alljährlich reist, um durch das Besuchen der vorzüglichsten Gasthöfe des Auslandes die Nothwendigkeit der Verbesserung der spanischen Fondas zu erkennen, und die in Frankreich, England und Deutschland eingeführten Bequemlichkeiten auf ihr eignes Haus zu übertragen.

Wer sich in Spanien in einer Stadt längere Zeit aufzuhalten gedenkt, und nicht ein Gasthofsleben zu führen wünscht, aber andrerseits auch nicht die Absicht hat, eine

eigne Wirthschaft einzurichten, kann unter den zahlreichen Casas de huespedes oder Casas de pupilos wählen. Dies sind Pensionen, wie in England die boarding-houses, in denen man chambre garnie wohnt und mit den übrigen Bewohnern gemeinschaftlich frühstückt und zu Mittage speist. Der Preis gestattet sich auf 20, 30, 40, 50 bis 60 Realen täglich, je nach den Anforderungen an Gegend der Stadt, Etage, Zahl und Eleganz der Zimmer, einfache oder gewählte spanische oder französische Kost.

Ein solches Wohnen bietet die erwünschte Gelegenheit, die spanische Sprache zu lernen und zu üben; man ist auch nicht auf lange Zeit gebunden, sondern kann täglich kündigen und ausziehen — allein es kommt, um sich in solcher Wohnung wohl zu fühlen, auf die Eigenthümlichkeit der Mitbewohner, auf die Dauer des Aufenthaltes, Gewohnheit, Geschmack und viele Nebendinge an, die man, weil sie in der eignen Häuslichkeit bestehen, und in den Pensionen nicht gewährt werden können — leichter oder schwerer verschmerzen zu können im Stande ist.

Man reist in Spanien mit der Courierpost, die spanische Legua, 14/16 deutsche Meile in 30 Minuten zu 14 oder 15 Silbergroschen die Legua. Der Courier von Bayonne nach Madrid hat 6, alle übrigen nur 2 Plätze für Passagiere. In den Diligencen, welche Privatunternehmungen sind, und welche fast eben so schnell fahren, sind in der Berline, oder dem Coupé 3 Plätze zu 12½ Silbergroschen die Meile; im Innern 6 Plätze zu 10½, in der Rotonde 6 Plätze zu 9½, auf der Banqueta oder Imperiale 4 Plätze zu 8½ Silbergroschen. An Gepäck sind 30 bis 40 Pfund, auf den Courierposten 50 Pfund Gepäck frei. Ueberge-

wicht wird theuer bezahlt. Beiwagen werden zu den Diligencen nicht gegeben, es ist deshalb sehr schwer, auf den Zwischenstationen mehrere Plätze mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erhalten. Die Concurrenz auf den größeren Heerstraßen ist bis jetzt noch eine sehr geringe, denn sobald eine solche eröffnet wird, weiß die bestehende Administration sich mit der neuen Unternehmung auf Kosten des Publikums zu verständigen.

Die Omnibus machen mit untergelegten Pferden nur Touren bis zu 12 Meilen. Man zahlt dort 6 — 9 Silbergroschen pro Meile. Nimmt man eignes Fuhrwerk, so hat man selten die Wahl zwischen vier- und zweiräderigen Wagen. Die letzteren, mit einem Pferde oder Maulthiere bespannt sind Calesas — buntgemalte, abentheuerlich geformte zweisitzige Wäglein mit einem halben Verdeck; oder Tartanen, mit einer Lederplaue überspannte Wagen, in denen gondelartig auf zwei gegenüber befindlichen Bänken 6 Personen Platz haben. Man zahlt pro Tag 3, 4 und 5 Piaster, also 4½, 6 und 7½ Thaler. Miethet man Pferde oder Esel zum Reiten, so zahlt man 1 Piaster pro Thier und Tag und eine entsprechende Entschädigung für die Rückreise. Bezahlt man ein besonderes Packthier, auf welchem der Arriero gewöhnlich sitzt — so sorgt derselbe in der Regel für obigen Preis auch für seine und der Thiere Verpflegung. Das Futter ist billig und die Arrieros sind auch mit mäßigen Trinkgeldern zufrieden.

Extrapost zu nehmen ist sehr weitläuftig und zeitraubend, weil dazu eine Ministerialerlaubniß eingeholt werden muß, und man auf den Stationen für solche Fälle nicht eingerichtet ist. Man kann sich aber auf den Strecken, wo

keine Courierpersonenposten gehen, der Courierbriefpost bedienen. Man fährt rasch aber sehr unbequem und noch theurer. Die Legitimation des Reisenden, der sich derselben bedienen will, wird sorgfältig geprüft. Er zahlt für die Erlaubniß 3 Thaler, welche von der Post an die Diligence-administration abgeführt wird; und auf jeder Station den Taxpreis für die beiden Pferde mit 18 Silbergroschen, als ob er das Fuhrwerk ausschließlich für sich zur Benutzung hätte. Dafür sitzt er in einem auf der Axe stehenden, mit einem zerlumpten Geflecht umgebenen Karren auf einem beweglichen Brette, und wird so furchtbar geworfen und gestoßen, daß er zu einer Vorstellung gelangt, wie einem Geräderten in der ersten Hälfte der Execution zu Muthe sein mag.

Der Weihnachtsabend in Madrid.

Bildet Euch nur nicht ein, daß in Madrid zu Weihnachten die Kirschbäume blühen, daß die Mücken dann in der Sonne spielen und die Schwalben an Euch vorüberstreichen! Da irrt Ihr ganz gewaltig! Madrid liegt 2222 Fuß über dem Meere und 325 Fuß über dem Manzanares. Was Ihr für Blüthen haltet, das ist der Schnee auf den Höhen von Somosierra und auf den Kämmen des Guadarama; und was Euch sticht, das brauchen eben noch keine Mücken zu sein, und was Euch Schwalben zu sein dünken, sind Rothkehlchen! Ja, ja! Rothkehlchen! und ein Jeder, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts hat eins gefangen, denn es ist frisch, luftig und kalt. Vom Escurial her fegt über die Casa de Campo nach der Plaza Oriente, Nummer 14, wo ich dem Palast gegenüber wohne, ein Wind so naßkalt und streng, daß man beim Heraustreten aus dem Zimmer an seine eignen Balcongitter anzufrieren fürchten könnte. Die Madrider sagen von diesem Winde: „er lösche kein Wachslicht, aber er blase ein Lebenslicht aus;“ das heißt, vorläufig fährt er durch Mark und Bein, und greift die Lunge an, und streicht an den Lebensnerv. Wie es in Madrid im Winter zu kalt, so ist

es dort im Sommer zu heiß. Im Juli beträgt die durchschnittliche Tagestemperatur 35 Grad; Nachts um 11 Uhr nah 31 Grad und Morgens um 6 Uhr kaum 13. Eine solche Differenz von 22 Grad hat ihre Consequenzen und die Sterblichkeit ist in Madrid sehr groß. Wir Preußen ertragen im Allgemeinen die verschiedenen Klimata in Spanien leichter wie die Einheimischen; wir schmelzen nicht im Madrider Juli und erfrieren nicht im Madrider Dezember; aber wir lieben im Sommer keine Schwüle, und wir wünschen im Winter eine behagliche Zimmerwärme, und am heutigen Weihnachtstage ist es doch wirklich bitter kalt und ich freue mich der angenehmen Temperatur im meinem gemüthlichen Arbeitscabinete.

Die Thür nach dem Empfangszimmer ist geschlossen und die schwere Portiere herabgelassen; gegen die Fugen unter der Balconthür sind lange, schmale Kissen gelehnt; der Schreibtisch ist mehr in die Mitte des Zimmers gerückt. In dem sehr practisch eingerichteten zierlichen Kamine glimmt die Asche unter einem ansehnlichen glühenden Holzblocke; und vor diesem Kamine, auf dem weichen Fußteppich von Becker aus der Brüderstraße steht ein niedriger Lehnstuhl, tief und elastisch, mit violettem Saffian überzogen; und auf oder in diesem Sessel habe ich mich niedergelassen; in der einen Hand die Berliner Zeitung, in der andern die Feuerzange von polirtem Stahle haltend. Zwischen den Armleuchtern auf dem Kaminsimse prangen zwei mächtige Blumenbouquets, mit denen mich mein treuer Manuel heute beschenkt hat und dazwischen hat er zu meiner besonderen Ueberraschung die Briefe von meinen Lieben befestigt. Er kennt ihre Handschrift und war in aller Frühe auf der

Courierpost, um nach meinen Briefen zu fragen und zunächst diejenigen auszuwählen, von denen er wußte, daß sie meine Weihnachtsfreude bilden würden. Das war recht freundlich von ihm und ich habe es ihm von Herzen gedankt. Aber diese Briefe hatten hunderte von Meilen gemacht, und sie trugen ein älteres Datum, eben so wie die Zeitungen in meiner Hand — und die Lücke, welche Raum und Zeit bei jeder Trennung bedingen, füllt sich schwer und macht uns die Entbehrungen des Augenblickes recht klar.

Ich stand auf und trat an die Balconthüre. Die Scheiben waren beschlagen. Der Reif hatte die entblätterten Bäume auf dem Platze überzogen, und die dunkele Bronze-Reiterstatue Philipps theilweise bedeckt; die colossalen Bildsäulen rings um die Promenade erschienen wie eine Gallerie von Schneemännern, und alle Farbentöne in der Aussicht kamen mir stumpf und nüchtern und kalt vor. Der Himmel über mir blaßblau, der große Palast drüben blaßgelb, die Häuser im Halbrund und das Opernhaus blaßroth, und die weite Ebne bis zum Gebirge vor mir, blaßgrau. Die Menschen draußen bewegten sich in schneller Gangart, und ich vermißte an den Vorübereilenden die sonst so ruhige und gemessene Haltung, die den Spanier auszeichnet; und doch beschleunigt heut nicht innere Gluth sondern äußere Kälte den Schritt. Die Männer stecken ihre Nasen in Pelzkragen oder in ihre Mantelfalten, die Frauen ihre Hände in Muffen, ihre Nasen tragen sie frei und hoch, als ob sich das von selbst verstände. Auch Hals und Arme sind bei den Frauen, trotz der Frische draußen, wenig geschützt. Ich möchte wohl wissen, ob die Spanierinnen kräftiger sind als die Spanier? Ich sollte es glau-

ben, wenn man die Damen im Ballstaat und bloßem Kopfe gegen Abend stundenlang im Prado auf- und abwandeln oder spazieren sitzen sieht. Es sind doch prächtige Köpfe und schöne Figuren darunter. Weltberühmt sind die Taillen der hiesigen Frauen, und in den Reisebeschreibungen liest man, daß die Spanierinnen sich nicht einmal schnüren. Daß die Taille der spanischen Frauen an und für sich, das heißt ohne Anwendung künstlicher oder natürlicher Mittel vorzugsweise schlank und wohlgeformt ist — will ich gern glauben; die Präsumtion spricht mindestens dafür. Ob die Spanierinnen sich nicht schnüren oder schnüren lassen — weiß ich nicht, ich glaube es aber nicht, das heißt, ich glaube, daß sie sich schnüren oder schnüren lassen.

Herr Professor Schmalz, seligen Andenkens, stellte seiner Zeit, als ich bei ihm Staatsrecht und Nationalöconomie hörte, den überraschenden, äußerst wichtigen und eine tiefe Wahrheit enthaltenden Satz auf: „„Gekauft wird gerade so viel, als verkauft wird!““ Das habe ich meinem Gedächtnisse wohl eingeprägt und die Nutzanwendung dieser Thesis hat mir später im praktischen Geschäftsleben manche Combination erleichtert.

Auf den vorliegenden Gegenstand zurückgeführt, bemerke ich, daß man in Madrid in jedem dritten Hause eine Schnürleiberfabrik antrifft; daß man in jedem Schnürleiberfabriks-Verkaufslokale ein oder einige Dutzende von Schnürleibsverfertigerinnen in voller Thätigkeit sieht, und daß man endlich aus den Hunderttausenden von fertigen Schnürleibern, welche in und vor den Verkaufslokalen und Schaufenstern großweise aufgeschichtet, gehängt und gereiht sind und welche in den leisesten Abstufungen den Uebergang von

der Elephanten- bis zur Wespentaille nachweisen, zu der unvorgreiflichen und unmaßgeblichen Annahme berechtigt sein dürfte, daß der Bedarf an Schnürleibern in Spanien im Ganzen für den Anfang schon beinahe recht ziemlich im Zunehmen begriffen sei. Hieraus würde dann logisch gefolgert werden können, daß die in den Verkehr gekommenen zahlreichen Schnürleiber ihrem eigentlichen Zweck entsprechend auch wirklich verwendet, und dieselben nicht etwa als Paletots oder Staubmäntel in der Wirthschaft verbraucht werden.

Wie sich denn überall im Leben die Extreme berühren, so auch in der Toilette der Damen überhaupt und der Spanierinnen insbesondere. Dicht neben dem Mangel der Ueberfluß! Wenn man die mit dem Schnürleib eingezwängte Taille als etwas Negatives bezeichnen könnte, so schließt sich doch unmittelbar daran das Positive in so massenhaften Proportionen, daß das Unförmliche zum Unschönen wird. Mit welchen Mitteln, Stoffen und Massen die Kunst hier die Natur ins Lächerliche zieht — kann und möchte ich nicht erörtern. Ich rede hier nicht von den Kostümen der Tänzerinnen, deren tief ausgeschnittene und hoch aufgeschürzte reifrockartige Kleider bald genug zum Feigenblatt zusammenschrumpfen werden, sondern vom Uebertreiben da, wo in Stelle der Nationaltracht die französische Mode eingeführt ist. Das schon oben erwähnte Modern-Positive leistet an künstlichem Umfange Unglaubliches und an Länge der Kleider Vielversprechendes. Das Erstere wird das Niedersetzen bald unmöglich machen, wenn nicht Kanapees, Stühle und Wagen mindestens drei bis vier Fuß tiefe Sitze erhalten, und das Letztere würde Stuben-

besen und Straßenkehrer bald ganz überflüssig erscheinen lassen, wenn nicht die Damen in Spanien ohne Ausnahme Pantalons trügen, und es also nicht gegen den Anstand verstößt, auf staubigen Wegen und schmutzigen Straßen die sauberen Stickereien der noch saubereren Unterkleider gelegentlich zu bemerken.

Ich könnte noch Manches erzählen von der Toilette der Spanierinnen, was meinen Leserinnen interessant sein würde, allein ich kann dies füglich auch ein andermal thun, ohne dazu gerade den heutigen Weihnachtsabend zu wählen. Ich schweige also jetzt, nachdem ich nur noch zwei Bemerkungen darüber gemacht haben werde; die eine über einen Geschmack, der mir mißfällt, die andere über eine Gewohnheit, die ich rühmend anerkennen muß.

Die Spanierinnen lieben helle, schreiende Farben zu Umschlagetüchern und zu Schuhen; orange, carmoisin und scharlachrothe Schuhe und Stiefelchen sind mir unangenehm und erinnern mich an Enten-, Gänse- und Hühnerpfoten. Auch das kleine kurze Füßchen der Gaditanerin und den schmalen langen Fuß der Valencianerin verunstalten die bunten Bekleidungen. Dagegen gefällt mir, daß man in Spanien den größten Werth auf reine Wäsche legt. Männer und Frauen, das Alter und die Jugend, Vornehme und Geringe halten außerordentlich viel auf diesen Luxus. Oft bemerkte ich, daß die die Diligencen begleitenden Pferdeknechte, sobald sie mit dem Anspannen fertig waren, auf dem Kutschbocke Toilette machten, und über das Wochentagshemd ein reines weißes Leinen- oder buntes Baumwollenhemd überzogen.

Also jetzt wollen wir auf den Weihnachtsmarkt gehen!

Es ist ohnehin schon düster und da wir die Puerta del Sol passiren müssen, so können wir den Aufenthalt daselbst füglich auf eine Viertelstunde veranschlagen.

Die Puerta del Sol ist nämlich keine Puerta oder Thor, wenigstens schon seit lange, lange nicht mehr, sondern eine Plaza, und zwar ein Platz, so recht mitten in dem bürgerlichen, städtischen und Geschäftsverkehr von Madrid gelegen, so daß von ihr alle Communicationsradien aus oder vielmehr einmünden und sie die Centralstelle alles Straßentreibens von Madrid, des Glänzenden und des Bettelhaften bis zum Kehricht hinab, und den Ausgangspunkt von allen politischen Bewegungen in der Residenz bildet.

An der Puerta del Sol beginnen die Calle Alcala mit ihren Ministerien, Academien, Casernen und den Palästen der Adels-Aristocratie; die Calle mayor mit ihrem Groß- und Kleinhandel, dem Markte, dem Rathhause, der Polizeipräfectur und den Wohnungen der Geldaristokratie; die Straßen S. Geronimo, Montera und Careta, mit den ersten Luxus- und Modegeschäften, die Straßen Preciados und Arenal mit ähnlichen Localen, wo man billiger aber deshalb nicht schlechter kauft; die Straße Carmen mit ihren zahllosen liebesehnenden Modistinnen. In der Nähe der Puerta del Sol befinden sich die ersten Hotels der Hauptstadt. Da sind die ersten Diligenceadministrationen und der Correo, wo täglich zahllose zehn-, zwölf- und vierzehnspännige Reisekutschen, und die Courierposten aus der ganzen Monarchie abfahren und ankommen, alle Briefe ausgetragen und alle Briefe aufgegeben werden. Da ist der Hauptstationsplatz der einspännigen eleganten Droschken und der zweispänni-

gen anständigen Miethskutschen. Auf dem Platze befindet sich das schöne und große Gebäude des Ministerii des Innern mit seiner zahlreichen Militairbesatzung und mit dem optischen Telegraphen, der fast die Thürme der Stadt überragt.

Ganz in der Nachbarschaft ist das Finanzministerium. Die Normaluhr von Madrid ist in dem nach der Puerta del Sol liegenden Giebeldache der Capelle angebracht — dort stellt, ähnlich wie an der Academie unter den Linden, jeder vorübergehende Pünktliche oder Unpünktliche seine Uhr — mindestens bleibt er einen Augenblick stehen, um die letztere herauszunehmen und so mit der Normalzeit zu vergleichen.

Erwägt man ferner, daß man die Puerta del Sol passiren muß, wenn man Billets zu den Stierkämpfen lösen und daß man dort in die einspännigen buntbemalten Calesas oder in die sechsspännigen bunt betroddelten Omnibuszüge einsteigt, wenn man nach der Plaza de Toros hinausfahren will. Bedenkt man, daß die Puerta del Sol die Tausende von Spaziergängern und die zahllosen Equipagen, welche täglich nach dem Prado ziehen, hin und zurück passiren; daß man von dort aus nach dem besuchtesten öffentlichen Straßenbrunnen geht, wo stets 50 bis 60 Wasserträger lagern; daß man dort alle Leichenzüge und alle Hochzeitscolonnen, alle Bänkelsänger und Frachtwagen vorüberziehen sieht; daß endlich an der Puerta Stempelpapier- und Cigarrendeposita, Buchhandlungen, Caffeehäuser, Friseure, Daguerrotypisten und Stiefelputzsalons zu Dutzenden vorhanden sind — so kann man sich eine Vorstellung von dem dortigen Zusammenfluß von geschäftig hin und

her Gehenden und Kommenden machen. Allein diese bilden in der That noch die geringsten Hindernisse der freien Passage. Sie haben keine Zeit zu verlieren, sie gehen schnell an einander vorüber, weichen sich gegenseitig aus und halten sich nicht gern auf. Anders ist es mit den Faullenzern, Tagedieben und Pflastertretern, die dort herumlungern, um Maulaffen feil zu halten, oder mit denen, die dort in dem Treiben irgend etwas anbringen, suchen oder finden, sehen oder hören wollen. Die stehen fest wie die Mauerpfeiler und versperren die Passage vollständig. Selbst eine römische Sturmcolonne könnte daselbst lange Zeit mit dem Aries operiren, bis sie eine Bresche eröffnet und eine freie Passage gefunden hätte. — Da seht Ihr ein Heer von Köchinnen und Kammerdienern, welche Herrschaften; Haushofmeister, welche Dienstboten suchen; Alte und junge Ammen mit und ohne Säuglinge (criatura); auf Wartegeld gestellte Civil- und Militairbeamten, welche auf Avencement, Fixirung oder Beschäftigung warten; Börsenspeculanten, Lotterieloosunterhändler, Stierkampfwetter, Glücksritter und Taschendiebe, welche ohne selbst etwas zu haben oder zu bieten, auf die Taschen der Andern speculiren. Sie bilden den Kern des Ganzen, das unbewegliche Prinzip, die Mutter, an welche die in ihre Sphäre Gerathenden, wie Crystallisationen anschließen. Es fehlt aber auch nicht an Verkäufern, die schweigend oder schreiend ihre Waaren ausbieten. Die Trinkwasser-, Postpapier- und Schwefelholzverkäufer kann man nach Dutzenden zählen.

Die Pudelwäscher und Scheerer und die schuhputzenden Savoyarden haben ihre bestimmten Straßenecken; die Vigilanten, Polizeisergeanten und Guardias Civiles bewe-

gen sich um die Puerta del Sol gleichsam als Trabanten um die Sonne, sie umkreisend und bahnöffnend, sondernd, trennend und ablösend, erklärte Gegner der Aggregationstheorie.

Die meisten der dort müßigen Menschen sind sich und den Uebrigen im Wege; besonders die zahllosen Eckensteher, Mozos de Cordel genannt, Strickjungen oder vielmehr junge Stricke, welche ihren Uebermuth auch wohl an Vorübergehenden auslassen, und eine allzeit fertige Antwort auf der Zunge haben, wie unsere Berliner Straßenjugend.

Als ich mich eines Tages vergeblich bemühte, mich durch das Gedränge auf der Puerta del Sol vorwärts zu bewegen, und es mir auffiel, daß die Menschen gruppenweise ihre Köpfe zusammensteckten, wandte ich mich an einen Mozo, welcher nahe dabei stand und die Hände auf dem Rücken, die Augen gen Himmel gerichtet, dem Gespräche der Wortführer zuzuhören schien und fragte denselben:

Was ist denn hier los?

Gar nichts, Euer Gnaden, ist hier los! antwortete er.

Nun, fragte ich, warum stehen denn die Leute hier so dicht und aufmerksam zusammen?

Weil doch etwas los sein könnte! sagte er.

Nun, liegt denn dazu irgend eine Veranlassung vor?

Nein, gnädiger Herr, ganz und gar nicht.

Nun, das reime ich nicht zusammen! sagte ich verdrießlich.

O doch, Euer Gnaden, erwiederte der Mozo, sehen Sie, jetzt ist nichts los, gar nichts, aber wenn etwas los wäre,

oder los sein müßte, oder los sein würde, dann könnte es nur hier los sein!

Dieselben Menschenknäuel findet man hier von Sonnenaufgang bis nach Mitternacht, bei Regen und bei Sonnenschein, an Wochen- und an Werkeltagen, eine dichte, wogende und doch stagnirende, scheinbar ruhige, aber leicht erregbare Masse; ein Bodensatz, ähnlich den Schlammablagerungen, welche bei Regengüssen zurückbleiben, wenn aus den benachbarten höher gelegenen Straßen die Fluthen in der Mitte der Puerta del Sol zusammenströmen und durch die dortigen Gitter in die unterirdischen Canäle abfließen.

Die Puerta del Sol gleicht einem Pulverfasse ohne Deckel. Es bedarf keines Blasebalgs um den Funken zur Flamme zu fachen, um aus der Mücke einen Elephanten zu machen. Jede neue Nachricht fliegt wie eine Rakete zuerst nach der Puerta del Sol. Dort wird die Mähr zur Wahrheit, das Gerücht zur Thatsache. Von dort sind bisher alle revolutionairen Bewegungen in Madrid ausgegangen. Auch im Jahre 1848 wollte man diesen Punkt in der Stadt zu einem entscheidenden machen; allein des General Lersundi Energie und Unerschrockenheit entschied die Sache rasch zum Wohle der Regierung. Unter den damals Gebliebenen befand sich ein junger Engländer aus guter Familie, den die Neugier dort hingeführt hatte. Da er Protestant, der englische Gesandte aus Madrid entfernt und kein protestantischer Kirchhof vorhanden war, so blieb der Leichnam 3 Tage auf offener Straße liegen, und wurde dann in einem Stalle vergraben. Den in Madrid verstorbenen Protestanten vergönnte man früher die Grabesruhe auf dem Anger, wo die im Stierkampf getödteten Pferde

eingescharrt wurden; neuerdings schaffte man sie heimlich, ohne Sang und Klang aus der Stadt und grub sie hinter der Mauer der Gasanstalt auf dem Felde ein. So eben hat aber die Regierung die Herstellung eines anständigen Begräbnißplatzes anbefohlen, und den Verstorbenen ein entsprechendes Leichenbegängniß mit Gefolge zugestanden.

Ich dachte es gleich, daß ich mich zu lange auf der Puerta del Sol aufhalten würde. Es dunkelt immer mehr und ich bin noch nicht auf dem Weihnachtsmarkt. Ich werfe mich also mit einer Art von Todesverachtung in den Strom, ich werde fortgezogen, geschoben, gehoben und gedrückt, aber endlich erreiche ich so vorwärts rudernd die Calle mayor. Ich hole tief Athem und eile nun die Straße hinab, bis an den Haupteingang links in die Plaza mayor, aber ich fahre mit beiden Händen in die Ohren, denn ich bin betäubt von dem Chaos von kreischenden, heulenden, pfeifenden und brummenden Tönen, welche sich zu einer wahren Höllenmusik vereinigen.

Die Plaza mayor, jetzt Plaza de la Constitucion genannt, liegt ziemlich hoch und bildet ein Oblongum, dessen schmalere Seiten 334 Fuß, die breiteren 434 Fuß zählen. Die fünfstöckigen Häuser sind mit Ausschluß des in der Mitte der südlichen Fluchtlinie liegenden alten Rathhauses sämmtlich übereinstimmend gebaut und gefärbt. Das Erdgeschoß bilden rundgewölbte Arcaden; acht mächtige Portale führen in die umliegenden Straßen, nur von drei Richtungen her kann man zu Wagen den Platz passiren; von den übrigen Ausgängen führen mehr oder weniger tiefe Treppen in die sich nach Norden zu hinabziehenden Straßen. In der Mitte befindet sich die Reiterstatue Philipps III., wel-

cher den Platz für Madrid hat bauen lassen, nachdem eine revolutionaire Bewegung unter den Bewohnern der Hauptstadt auf die Nachricht hin ausgebrochen war, daß der König eine Verlegung seiner Residenz beabsichtige. Daß es ein Pferd sein soll, worauf der König reitet, habe ich aus der gedruckten Beschreibung der Kunstwerke Madrids entnommen. Das Schreien und Musiciren auf der Plaza mayor, welche durch die hohen Gebäude den Schall concentrirte, von den Mauern abprallen ließ und echoartig zurückwarf, läßt das Weihnachtsjauchzen in Berlin, trotz Pyramiden-, Fahnen- und Waldteufelverkäufern nur wie ein Summen erscheinen. Wer auf dem Madrider Weihnachtsmarkt an eine Harmonie der Töne überhaupt, oder an die Reinheit der Töne insbesondere, oder auch nur an die Reinheit eines einzigen Tones denkt — oder selbst nur einen einzigen Ton herauszufühlen hofft — der irrt sich vollständig. Es giebt dort nur Mißtöne, und der Gesammteindruck dieser rasselnden, schneidenden, quikenden, krähenden und polternden unauflösbaren Dissonanzen erscheint aus einiger Entfernung wie ein Sturmgeheul am Klippenstrande und in der Nähe genommen wie der Schluß der Scene in Webers Wolfsschlucht.

Die einzelnen Weihnachtsinstrumente will ich meinen Lesern beschreiben und benennen, falls sie sich für Entstehung, Wirkung oder Vervollkommnung derselben interessiren sollten. Da ist 1) die Chichara, eine Halbschwester des Berliner Waldteufels, ein Pappcylinder, oben durch einen Deckel geschlossen, durch welchen zwei Pferdehaare gezogen sind; diese werden aber nicht um das obere Ende eines runden Stockes geschleift, um beim Herumschwenken des

Pappcylinders den reibenden Ton der Pferdehaare gegen den Stock mit dem heulenden Geräusche des Windes in dem Waldteufel zu vereinigen — sondern man faßt mit benetzten Fingern die Pferdehaare und streicht ruckweise, mit Daumen und Zeigefinger die letzteren immer fest drückend vom Pappcylinder bis ans Ende der Haare hinauf. Der dadurch hervorgebrachte Ton ist, das Mark durchschneidend, pfeifend hohl und knarrend, und ist, je nach der Größe des Pappcylinders feiner, durchdringender oder gröber. Man nennt diesen Ton Cacaseo; das heißt das Gackern der Hühner.

2) die Zamfonia ist die Symphonia aus dem alten Testamente. An dem oberen Ende eines starken Rohrstockes ist eine mit Luft gefüllte Schweinsblase befestigt; entweder zinnoberroth angestrichen, mit grünen Papierblättern verziert, einer colossalen Orange nicht unähnlich — oder grünspangrün gemalt, mit dunkelgrünen Blättern umgeben, einen großen Apfel oder Mohnkopf darstellend. Unten am Rohrstock befindet sich ein Wirbel, an welchem eine Darmsaite befestigt ist, welche fast über die Schweinsblase fort gezogen bis an die obere Spitze des Stockes reicht. Diese Darmsaite wird mittelst eines kleinen Bogens, dessen Enden zwei Pferdehaare verbinden, gestrichen. Wenn man während des Streichens den Wirbel dreht und die Saite straffer spannt oder nachläßt, so steigt und fällt der Ton, so daß man einfach wechselnde Weisen auf diesem kindlichen Instrumente spielen kann. Man findet die Zamfonia in allen Größen.

3) die Casaca, ein unsern Nachtwächterknarren ähnliches Instrument, jedoch mit mehr Zähnen versehen. Man

wählt das härteste Holz zu diesen Knarren; bemalt sie möglichst bunt und beklebt sie mit kleinen goldenen Sternchen.

4) Rabel, eine kleine Holzgeige.

5) Pandereta, das Schellen, Tambourin.

6) Zambomba oder Zumbaina, eine Trommel ohne Boden. Man sticht in das angefeuchtete Kalbfell ein Loch und stößt dadurch einen Stock, an welchen man unten einige Querhölzer befestigt, so daß man denselben nicht oben hinausziehen kann. Das trocknende Fell hat sich dicht an den Stock gelegt. Erfaßt man denselben und stößt und hebt man ihn hinab und hinauf, so ertönt ein dumpf rasselndes Geräusch.

7) Tamboril, die gewöhnliche kleine Trommel.

8) Chifla und Silbato, kleine und große Pfeife.

9) Ginebra, 8 bis 12 gleich lange Rohrstäbchen, zwischen denen Schellen und Glöckchen befestigt sind, werden an einer Schnur um den Hals gehängt, und dieselben mit Stäbchen geschlagen, so daß Schellen und Glöckchen mitklingen.

Dies sind die spanischen Kinderinstrumente. Sie heißen instrumentos rusticos; und weil das Weihnachtsfest ein Kinderfest, und wir Alle, Alte und Junge sein sollen, wie die Kinder, so finden in der Weihnachtsnacht in bestimmt bezeichneten Kirchen Weihnachtskindermessen statt. Man liest dann in den Zeitungen die Ankündigung der stattfindenden misa de gallo (Hahnenmesse) oder misa de aguinaldo con instrumentos rusticos. Da wir aber bis Mitternacht zur Messe Zeit übrig haben, so wollen wir dieselbe zunächst auf dem Markte zubringen.

Dem Ueberfluß an sogenannter Musik entspricht eine

unglaubliche Masse von Eßwaaren. Man wandelt durch enge Straßen von Fruchtpyramiden. Orangen, Citronen, Quitten, Trauben, Aepfel, Datteln, Kastanien und Nüsse sind mit Kunstfertigkeit über einander gebaut oder geschichtet. Dann kommen Eierhaufen, Feigenbrod und Cacaueznüsse und Knackmandeln, und Pinienkerne. Den größesten Reichthum und die bedeutendste Mannigfaltigkeit findet man jedoch in den aufgethürmten Vorräthen von Marzipan, Geleen und überzuckerten Früchten. Die Spanier sind Meister in der Zubereitung.

Der spanische Marzipan heißt Turon. Man fabrizirt viele Gattungen davon und einige Fabriken und Städte haben, wie bei uns Königsberg, den Ruf, vorzügliche Waare zu liefern, seit undenklicher Zeit bewahrt. Am gesuchtesten sind die Marzipane von Toledo, Zaragosa, Sevilla und Gigon im Valencianischen. Der Marzipan von Toledo wird in runden Schachteln verkauft. Der Teig ist in Form eines Aales, Delphines oder Blumenkorbes fest gebacken; er hat eine braune Oberfläche, welche mit Zuckertröpfchen, Früchten, bunten Kraftmehlblümchen und Goldschaumblättchen verziert ist. Es giebt Schachteln von einem halben bis zu zehn Pfund Gewicht; man zahlt dafür von 6 Silbergroschen ab bis zu 10 Thalern. Zum letzten Weihnachtsmarkte versteuerten die Conditoren von Toledo 28,000 Schachteln mit 39,000 Pfund Marzipan an den Thoren von Madrid. Der Marzipan von Zaragoza heißt todos frutos; es sind sehr gut zubereitete Früchte und Stücke Citronat in den Teig mit eingebacken. Das Fabrikat von Sevilla verkauft man in runden Schachteln und zeichnet sich dasselbe durch einen weißen, mit Marasquino

oder Rosenessenz versetzten Zuckerguß aus. Gijon fertigt seinen Marzipan aus Haselnüssen. Derselbe bildet eine sehr weiche gelbe Masse und wird in Holzkästchen zu einem Pfund Gewicht verkauft. Es giebt dann noch eine Auswahl von Marzipanen, welche nach den vorzugsweise beigemischten Ingredienzien und Füllungen bezeichnet werden, wie Zimmt-, Citronen-, Quitten-, Rosen-, Orangen-, Pinien- und Birnenmarzipan. Alle diese Sorten werden in der Form von Ziegelsteinen angefertigt und ausgestellt, nach dem Gewicht verkauft und das Pfund mit 5 Realen oder 11 Silbergroschen bezahlt. Rings um den ganzen Constitutionsplatz unter allen Arcaden, ohne irgend eine Ausnahme befinden sich in ununterbrochener Reihe die mit sauberen Linnentüchern gedeckten und mit Thürmen und Mauern von Marzipan und anderen Süßigkeiten überlasteten Tische.

Jetzt wollen wir uns die Spielwaaren ansehen. Damit sieht es schwach — sehr schwach aus und meine jungen Landsleute, in dieser Hinsicht verwöhnt, würden wahrscheinlich naserümpfend den Madrider Weihnachtsmarkt durchwandern, ohne sich zum Ankauf der ausgestellten Waaren zu entschließen. Die Spanier haben wenig Sinn für Erfindung und Abwechselung in Form und Farbe. Dagegen besitzen sie in hohem Maße das Talent der Nachbildung. Auf Spielwaaren hat sich die spanische Industrie noch wenig geworfen, theils weil die Henneberger- und Nürnberger Waaren das diesfällige Bedürfniß in den wohlhabenderen Familien gedeckt haben, theils weil die spanischen Kinder überhaupt weniger spielen als die deutschen und französischen. Der Sinn dafür hat sich in der neueren

Zeit entwickelt, und da die ausländischen Spielwaaren nach dem Gewichte versteuert werden, so sind die schwereren und gröberen, billigeren Gattungen bei der Kostbarkeit des Transportes und der Höhe des Zolls nicht wohl einzuführen, und deren Anfertigung bleibt der Landesindustrie vorbehalten.

Erfindung und Ausführung sind eben so kindlich als die Auswahl gering. Man hat in Thon der gröbsten und mangelhaftesten Art an Zeichnung und Färbung eine geringe Auswahl ungraziöser Heiligen und ungeschickter Thiere. In Wachs ungraziöse Thiere und ungeschickte Heilige, in Zinn ungeschickte Thiere und ungeschickte Heilige und in Holz ungraziöse Heilige und ungraziöse Thiere. Außerdem giebt es in Holz kleine Reiter mit einer Hahnenfeder auf dem Kopf und Pferde; letztere von der Größe eines Zolles bis zur Höhe von 2½ Fuß, jedoch ohne Ausnahme alle genau nach demselben mangelhaften Modell auf dieselbe mangelhafte Weise ausgeführt, alle mit aufgehobenem rechten Vorderfuß und Flachsschwanz; jedoch zeigte der letzte Weihnachtsmarkt in so weit eine Neuerung oder Fortschritt in dieser Industrie, als nicht mehr wie bisher sämmtliche Pferde eiergelb, sondern ein Theil derselben scheckenartig angestrichen war.

Die Buchbinderarbeit, welche gleichfalls in Spanien noch der Entwickelung entgegensieht, findet zur Weihnachtszeit Beschäftigung in Anfertigung großer Krippen und Oelberge von Pappe. Ueber sehr plumpe, stark geleimte Thürme, Felsen, Grotten und Wege wird zerstoßenes Glas gestreut; Moosklümpchen werden angeklebt, Korkstöpsel als Bäume angeheftet, eine Federposenfontaine eingesetzt und

von den oben erwähnten Heiligen und Thieren von Wachs, Thon, Zinn und Holz — so wie einige Reiter mit der rothen Feder aufgespießt, und die Krippe oder der Oelberg sind fertig.

Zur Kritik gehören Ruhe, Zeit und Geduld, von Sachkenntniß gar nicht zu reden. Jene Voraussetzungen finden auf dem Weihnachtsmarkt nicht statt, dies Summen und Tönen und Schreien, dies Wogen und Drängen und Quetschen läßt uns willenlos fortbewegen; wir schwimmen mit dem Strom und heulen mit den Wölfen. Jeder kauft mindestens ein Instrument, sei es aus Neugierde, Uebermuth oder als Musikfreund; da nun Jeder sein gekauftes Instrument auch benutzen wird, so kann man sich wohl vorstellen, was es sagen will, wenn gleichzeitig so und so viel tausend großer und kleiner Kinder auf so und so viel großen und kleinen Kinderinstrumenten pfeifen, knarren, streichen, kratzen, pauken, klingeln, heulen, rasseln! Allein Alles war vergnügt und guter Dinge, Alles anständig und höflich.

In der Ecke des Platzes, wo an der tiefen Treppe das Haupt-Hühner- und Eierdepot von Toulouse befindlich ist, von wo aus ganze Kolonnen von Frachtwagen die Residenz mit französischem Federvieh versehen, hatte sich ein Kreis gebildet, in dessen Mitte das Topfwerfen mit vieler Geschicklichkeit geübt ward. Ein Bursche und ein Mädchen stehen sich gegenüber und werfen sich einen Topf gegenseitig zu. Je größer der Topf, je höher er in die Luft getrieben, je sicherer er aufgefangen und je schneller er zurückgeschleudert wird, desto größer ist der Beifall der Umstehenden. Natürlich endet das Spiel mit dem Zerbrechen des Topfes; sei es, weil man denselben gar nicht oder ungeschickt auf-

gefangen hat. Dem Gelächter der Umstehenden schließen sich die Betheiligten an. Der Sieger erhält vom Besiegten ein Geschenk. Dicht neben dieser Gruppe hielten die mit großen Schaafen bespannten Kinderwagen, in denen die hier anwesenden Ammen und Kindermägde die ihnen anbefohlene zarte Jugend für wenige Silbergroschen die Fahrt um den Platz zu Wagen machen lassen. Allein das heutige Gedränge gewährte zu solchen Promenaden keinen Raum. Die Mägde befanden sich mit den armen Würmern mitunter so eingepreßt, daß es der spanischen Ritterlichkeit bedurfte, um ihnen eine Gasse ins Freie anzubahnen.

Bevor ich den Platz verließ, ward ich noch Zeuge einer hübschen Scene.

Platz, Platz! rief es, wie ein Lauffeuer zu mir herüber, die schwere Kavallerie rückt an! Alles stob erschreckt auseinander — allein es war nur eine Kleinkinderbewahranstalt. Geführt von einem bejahrten Mann mit würdigem Aeußern schaarten sich die kleinen Wesen, wie die Küchlein um die Henne. Der Trupp der Liliputaner machte Halt, um über die Art der Verwendung des ihnen für den Weihnachtsmarkt von ihren Eltern verabfolgten Taschengeldes zu beschließen. Es war wirklich eine Freude, die kleinen frischen und freundlichen Pausbacken, die lustigen, blitzenden Augen der Knaben, die Lebendigkeit ihrer Gestikulationen und die große Unbefangenheit zu beobachten, mit welcher sie, unbekümmert um die sie umgebende zuschauende Menge, ihre Sache verhandelten.

Die Mehrzahl entschied sich für den Ankauf von Marzipan und Früchten, die Minorität für die Beschaffung der oben geschilderten Concertinstrumente. Der größte Knabe,

er mochte etwa 8 Jahre zählen, wünschte der Mutter Gottes von Atocha eine geweihte Kerze zu schenken, damit sie seiner todtkranken Mutter beistehen, und dieselbe wieder gesund machen solle. Anfangs fand der Vorschlag, mit dem Gelde Aller diese Kerze zu kaufen, wie leicht erklärlich, wenig Anklang. Allein es war höchst interessant, wie der gute Sohn immer lebhafter wurde, wie er immer neue Gründe für den Vorschlag und zur Ueberzeugung seiner Gespielen suchte und fand und ihm eine Stimme nach der andern zufiel. Sein Hauptgegner war ein kleiner prächtiger Kerl, bei jeder Antwort strich er sich eine große Locke aus der hohen Stirn und stemmte dann beide Arme in die Seite:

Kurz und gut, sagte er, ich wiederhole es, Deine Mutter ist gewiß eine sehr gute Mutter, und es ist schade, daß sie krank ist, und Du hast recht, daß Du die Mutter Gottes bittest, ihr zu helfen — allein das geht uns nichts an, und mich am wenigsten, denn ich habe keine kranke, sondern eine ganz gesunde Mutter.

Eben darum, Antonio, sagte der gute Sohn — solltest Du das Glück recht erkennen, eine gesunde gute Mutter zu haben, und eben deshalb solltest Du mit uns stimmen und die Kerze der Mutter Gottes kaufen, nicht blos, damit sie meiner Mutter helfe, sondern, damit Du ihr dankest, und sie bittest, daß sie Deiner Mutter die Gesundheit bewahre und sie vor Krankheit schütze.

Da sprang der kleine dicke Opponent auf den Redner zu und gab ihm sein Geldstück und rief seinen Kameraden zu:

Mir nach! wir kaufen die Kerze und zwar die schönste, die wir finden!

Und während sie das Geld zusammenlegten, riefen die Umstehenden laut: bravo chico, bravo chiquito, bravo chiquitito! Das heißt: brav Kleiner, Kleinster, Kleinsterchen!

Ich wandte mich nun auch dem Ausgange zu, weil ich in eins der auf heute angesagten Puppentheater gehen und dort der Aufführung von Mariä Vermählung, Verkündigung und Christi Geburt beiwohnen wollte. An dem Portale nach der Collegiata zu kamen mir drei barmherzige Schwestern entgegen, von denen zwei mich wegen ihrer Jugendlichkeit und seltsamen Schönheit überraschten. Ich erfuhr später, daß die größere von ihnen die Tochter des Herzogs von F. . . und die andere die junge Marquise O. . . seien. Ueber das tragische Loos dieser beiden, durch Verwandtschaft und eine wunderbare Verkettung ihrer Schicksale verbundenen jungen Damen behalte ich mir vor, in der zweiten Sammlung, insoweit ich dies ohne Verletzung der Discretion vermag, einige interessante Mittheilungen zu machen.

Der Orden der barmherzigen Schwestern in Spanien ist sehr verbreitet. Die Aufhebung der Klöster hat denselben nicht berührt. Die Schwestern genießen die volle Anerkennung und Achtung, welche die Hingebung, mit der sie sich ihrem schweren Berufe widmen, verdient. Mit aufrichtiger Bewunderung habe ich in verschiedenen Provinzen des Landes die Kranken- und Erziehungsanstalten besucht, welche unter die Aufsicht und Mitwirkung der Hermanas de Caridad gestellt sind. In den größeren Anstalten wie in Valencia, in Sevilla, in Palma auf den Balearen, und in Las Palmas auf Gran Canaria sind auch Findelhäuser damit vereinigt. Musterhaft ist Ordnung, Reinlichkeit

und Pünktlichkeit und wahrhaft erhebend der Geist der Liebe und Frömmigkeit, der durch jene Räume weht.

In den Kinder-Sälen stehen gewöhnlich je zwölf Korbwiegen. Jeder Saal hat mindestens sechs Ammen, sie wechseln, sobald der Arzt die Milch für zu alt erklärt. Man wählt zu den Ammendiensten ehrbare Frauen oder die Mutter der vaterlosen Waisen, wenn sie würdig befunden worden. Später werden die kleinen Expositos auf's Land gegeben, dort noch neben der Milch von Bauerfrauen gefüttert, und nach ihrer Entwöhnung bis zum dritten Lebensjahre in ländlicher Stille erzogen.

Es kommt häufig vor, daß Frauen vornehmen Standes bestimmen, daß sie nach ihrem Tode im Ordenskleide der Büßerinnen, oder in der Tracht der barmherzigen Schwestern ausgestellt und begraben werden wollen. Es ist übrigens irrig, wenn, wie häufig geschehen, die barmherzigen Schwestern verwechselt oder in Verbindung gebracht werden mit dem Orden von San Vincente Paul. Dieser letztere am 12. Januar 1632 durch Urban VIII. bestätigt, verbreitete sich fast über ganz Europa und bezweckte, die leidende Menschheit zu trösten und zu belehren und seine Wirksamkeit hauptsächlich über solche wenig bewohnte Gegenden zu erstrecken, welche weit entfernt von den Parochialgeistlichen der Gemeinschaft, des Unterrichts und des Zuspruchs entbehrten. Die Brüder von San Vincente Paul gehören zu den Weltgeistlichen. Im Jahre 1828 überwieß ihnen Ferdinand VII. ein Kloster in Madrid, welches im März 1836 aufgehoben ward. Ihre Beziehung zu den barmherzigen Schwestern besteht lediglich darin, daß sie die Aufsicht in den betreffenden Anstalten führen, daß sie den

Kranken geistlichen Zuspruch gewähren und die den Schwestern zur Erziehung überwiesenen jungen Mädchen unterrichten.

Jetzt befinde ich mich im Puppentheater. Die täglich sich während der Weihnachtswoche wiederholenden Vorstellungen dauern jedesmal zwei Stunden. Von fünf bis sieben, und von sieben bis neun. Das Theater ist niedlich dekorirt. Es sind etwa zweihundert Zuschauer aus allen Ständen und Altersklassen anwesend. Das Eintrittsgeld auf dem ersten Platz beträgt 10 Silbergroschen. Was das Orchester anbetrifft, so habe ich deren schon bessere gehört. Der Ton der Zuschauer war ein gemüthlicher und fröhlicher. Mir zur Seite saßen zwei alte Damen. Sie hatten bereits der Vorstellung von fünf bis sieben beigewohnt; sie waren aber so befriedigt, daß sie sich den Genuß gleich noch einmal verschaffen wollten.

Es waren fünf Acte. Als der Vorhang aufging, sah man die Hölle und Belzebub im reichen spanischen Costüm mit den Höllengeistern in Unterredung: dann sangen sie im Chor und endeten mit einem Tanz.

Der zweite Act führt uns in das Innere einer schönen Kirche. Ein Sacristan und ein Chorknabe zünden die Lichter vor dem Hochaltare und auf den in der Mitte hängenden Kronleuchtern an; sie gerathen in Streit und es entsteht eine barbarische Prügelei. Allgemeines Gelächter. Orgeltöne von der Bühne — Todtenstille unter den Zuhörern. Von der rechten Seite erscheint Maria — im Krönungsmantel mit Königskrone und Scepter; ihr aufgelöstes Haar schleift fast auf der Erde. Von der linken Seite kommt Joseph mit goldgesticktem Mantel, Krone und

gleichfalls mit lang herabhängendem Bart und Haupthaar. Ein Priester in der Bischofsmütze tritt vor den Altar, betet, legt die Hände zusammen, segnet das niederknieende Paar und entfernt sich mit tiefen Verbeugungen nach beiden Seiten. Die ehelich Verbundenen machen Kehrt und ziehen sich ein Jeder dahin, woher er gekommen zurück. Der Gesang, der die Feierlichkeit begleitet, schweigt. Der Sacristan und Chorknabe treten wieder auf; sie löschen die Lichter aus; gerathen darüber abermals in Streit und wiederum entsteht die früher erlebte Prügelei und natürlicherweise dasselbe allgemeine Gelächter.

Dritter Act. Maria in ihrer Stube an einem Gebetpult. Eine Wolke steigt herab; sie öffnet sich. Ein in Flitterstaat gekleideter geflügelter Engel mit langem Haar, verkündet die Geburt des Herrn. Verwandlung. Arbeitswerkstatt Josephs. Derselbe Engel steigt herab. Er theilt ihm mit, daß der erwartete Messias nicht sein sondern Gottes Sohn sei und beruhigt den darüber sehr lebhaft werdenden Joseph. Gesang.

Im Zwischenact Ballet und zwar die Sevillanischen Manchegas im andalusischen Costüm. Allgemeiner Jubel der großen und kleinen Kinder. Bravo- und Dacaporuf. Die Sevillanischen Manchegas im andalusischen Costüm werden nochmals unter dem Zujauchzen der Zuschauer getanzt und beklatscht — dann tritt lautlose Sitlle ein.

Vierter Act. Die Krippe. Nacht. Die Anbetung der Hirten. Gesang. Die Könige aus dem Morgenlande. Tanz. Verwandlung. Die Hirten auf dem Felde; ein Stern, der in eine rothe Feuerwerkssonne übergeht und

krachend platzt. Ein vereinzelter Schreckensruf; dicker Pulverdampf; pelotonartiges Husten und Krächzen.

Alles ruft nach den Sevillanischen Manchegas im andalusischen Costüm. Umsonst stimmt das Orchester eine choralartige Weise an. Geschrei Manchegas! — Manchegas!

Die Musici beginnen das Vorspiel zu diesem Volkstanz. Der Vorhang erhebt sich, aber statt der Balletfiguren taucht wie der Briareus das riesige Haupt des Theaterinhabers auf und bittet das Publikum, den Gang des Schauspiels nicht zu unterbrechen, wogegen er den Tanz zum Schluß noch einmal aufführen lassen werde.

Stille. Musik.

Fünfter Act. Freies Feld. Bauern mit der Erndte beschäftigt; Gesang, Tanz und allgemeine Prügelei. Dämonisches Gelächter im Zuschauerraum. Die Flucht nach Aegypten. Maria und Joseph von den Bauern verspottet. Die Reisenden ziehen weiter. Prügelei der Bauern; Belzebub mit seinen Genossen erscheint und setzt die Prügelei fort, Verwandlung in der Hölle. Die Bauern werden geprügelt bis der Vorhang fällt.

Zum Schluß endlich die vielbegehrten Sevillanischen Manchegas in andalusischem Costüme.

Ein Jeder verließ befriedigt den Saal; auch ich und zwar so vollständig, daß ich eines Mehreren nicht begehrte. Es wäre eben so überflüssig als lächerlich, jederzeit nach Zweck und Gründen zu forschen; zu fragen, zu zweifeln oder zu streiten. Man nehme die Thatsache unbefangen hin und sei zufrieden, daß einem Jeden seine eigne Auffassung zur Anschauung und zum Verständniß der Dinge unbenommen

bleibt. Da es den Spaniern sehr gleichgültig sein wird, wie wird aheim so ernste Dinge betrachten, so wollen wir uns auch nicht weiter über die spanische Auffassung derselben ereifern. Als ich auf die Straße trat, schien der Mond hell und klar und die Millionen Sterne glitzerten blank und bunt, und die Luft war so rein und mild, daß ich sie mit vollen Zügen trank.

Mit großem Gefolge fuhr der General-Capitain von Neu-Castilien an mir vorbei; er machte die heute übliche visita de les Carceles; das heißt er stattete einen Besuch in sämmtlichen Gefängnissen ab, um von dem ihm dabei zustehenden Begnadigungsrecht innerhalb der gesetzlichen Grenzen Gebrauch zu machen. In den Strafanstalten giebt es reichliche Weihnachtskost. Auch in den Familien wird die Tafel heute besonders reich besetzt. Ich hatte eine Einladung zu einem Freunde angenommen und hatte alle mögliche Anstrengung aufzubieten, um mich durch die vorhandenen Gerichte durchzuessen. Fisch, Milch und Honig fehlt in Spanien am Heiligabend auf wenigen Tischen.

Um Dreiviertel auf Zwölf traf ich mit mehreren Bekannten und Landsleuten hinter dem Rathhausplatz vor der Kirche San Just zusammen. Kopf an Kopf preßte sich eine große Zahl von Schaulustigen gegen das noch verschlossene Gitterthor vor der Kirche. Alles war in der heitersten Stimmung. Die Frauen trugen Schellentambourins, Knarren oder Pfeifchen; die Männer Trommeln, Kessel und Kasserollen.

Daß man das Küchengeschirr zur Kirchenmusik, die Kessel und Kasserollen zu Oratorien verwenden könne, war mir bis dahin neu. Selbst Haydn, der in seiner Vor-

traitmalerei die Hähne, Wachteln, Löwen und Schlangen mit einer Einlaßkarte versah, hätte doch gewiß einen Fisch- oder Theekessel keinen Platz auf dem Orgelchor gegönnt? — Allein Haydn war ein Deutscher, und wer weiß, was er gethan, wenn er in Spanien gelebt hätte. Kurz der Menschenknäuel vor der San Just-Kirche vollführte eine Katzenmusik, wie sie der Hohn und Spott einem mißliebigen Staatsmann nicht gründlicher hätte vorbereiten können.

Dazwischen erklang aus der Kirche das Stimmen der Orchester-Instrumente und durch die ab und zu sich öffnende Thür gewahrte man im Innern des Tempels ein Lichtmeer von Tausenden Kerzen, welche zu allerhand allegorischen Zeichen zusammengestellt, den Hochaltar umgaben.

Auf den Schlag Zwölf begannen alle Glocken der Stadt zu läuten. Auch vom Thurme San Just drangen die tiefen Glocken harmonisch, wie beruhigend herab. Die Doppelpforte der Kirche ward aufgerissen; die vollen Orgeltöne brausten durch das Gewölbe, und der blendende Lichterglanz vereinigte sich mit den mächtigen Tonwellen zu einem Strome und drang mit Macht hinaus in die herrliche Sternennacht. Das wirkte, wie ein gewaltiger elektrischer Schlag. Er traf die Tausende da draußen gerade ins Herz — und jeder Laut verstummte und es ward grabesstill; und selbst Mond und Sterne schwiegen und leuchteten und funkelten weniger und ließen den Christkerzen hier unten ihr volles Recht. Und durch die lautlose Stille draußen drang die herrliche Weihnachts-Motette von Astorga, gesungen von den Seminaristen und Kirchensängern.

Da wurden die eisernen Gitterthore geöffnet, der erstarrte Menschenstrom belebte sich. Er ergoß sich in den

Tempel und zog ein mit Kesseln und Kasserollen, mit Pfeifen und Schellentrommel und accompagnirte auf seine Weise den Gesang. Der Motette folgten die vier Christnachtshymnen begleitet mit instrumentos rusticos. Die oben geschilderten Jahrmarktsinstrumente hatte man den Mitgliedern des Orchesters in die Hand gegeben; sie traktirten ihre mangelhaften und rohen Tonwerkzeuge wenn auch nicht mit Discretion und Meisterschaft, so doch mit aller Anstrengung der Lungen und Finger. Hätte in letzterer Beziehung wirklich noch irgend etwas gefehlt, so ward dies durch die kräftige Unterstützung der unten in der Kirche zusammengedrängten Musikfreunde auf das reichlichste geboten.

Ich glaube, daß ich die Besinnung oder doch wenigstens das Gehör verloren hätte, wenn ich noch länger ausgehalten hätte; eingezwängt zwischen einem Fischkesselpauker und einer Schellentrommelschlägerin. Ich drängte mich hinaus und ward erst wieder ruhig, als ich die Kirche und ihre Hymnen weit hinter mir hatte, als ich sah daß die Nacht und der Mond wieder in ihre Rechte getreten waren, und als ich mich in Gedanken in meinen Familienkreis und in die Feier des lieben deutschen fernen Weihnachtsabends versetzt hatte.

Des Alvar Nunnez Cabeza de Vaca (Kuhkopf) Schiffbrüche und dessen Bericht über seinen Aufenthalt in Florida in Begleitung des Statthalters Panfilo von Narvaez.

(Aus dem indischen Archive von Sevilla.)

Das indische Archiv zu Sevilla befindet sich in dem prachtvollen Bankgebäude, welches von Herrera erbaut und demnächst im Jahre 1598 dem Handelsamte von Sevilla vom Könige Philipp II. geschenkt ward. Das Gebäude, welches ein Viereck bildet, dessen Seiten 200 Fuß lang und 54 Fuß hoch sind, umschließt einen wunderschönen Patio. In der Mitte desselben erhebt sich eine zierliche Fontaine. Der Fußboden des Hofes besteht aus Marmormosaik in der elegantesten Zeichnung. Dorische Säulen tragen das obere Stockwerk. Die in den ausgewähltesten Jaspisarten ausgeführte Prachttreppe sucht ihres Gleichen. In der oberen Etage befindet sich das Archiv; 1784 von Carl III. angelegt. An Wänden, Decken und Fußböden ist ein kostbares Material und viel Kunst verschwendet. Die Schränke sind aus Mahagoni- und Cedernholz massiv gearbeitet. Alle mit Bezug auf die überseeischen Provinzen verhandelten Acten, und die Archive der verloren gegangenen amerikanischen

Besitzungen sind dort vereinigt. Die Dokumente sind nicht chronologisch geordnet sondern nach Materien und Provinzen gesondert. Die Originalberichte des Columbus befinden sich nicht im indischen Archive. Sie sind im Besitz der Familie der jetzigen Herzöge von Veragua geblieben. Höchst interessante Schriften des Cortez, Pizarro, Magelhans und andrer berühmten Seefahrer sind in Prachtbänden aufbewahrt. In dem Hauptsaale sind unter vier verschiedenen Rubriken die Acten der Secretaria de la nueva España y Peru, die der Contaduria und Escribania general, die der Camera del supremo Consejo de Indias und die des Juzgado extinguido de arribadas en Cadix vereinigt. Die geschichtlichen und statistischen Notizen befinden sich im zweiten Saale in Glasschränken.

Die interessanten Reiseberichte, welche Alvar Nuñez Cabeza de Vaca eingesandt, sind, so viel ich erfahren, bis jetzt noch nicht in deutscher Sprache erschienen. Sie sind im Jahre 1555 in Valladolid in einem Quartbande von Francisco Fernando von Cordova veröffentlicht, und Auszüge daraus im Jahre 1740 in der Sammlung von Barcia herausgegeben; allein beide Werke, insbesondere das Erstere sind inzwischen sehr selten geworden und schwer zu beschaffen. Es dürfte mithin eine wortgetreue Uebersetzung der genannten Berichte von einigem Interesse sein.

Alvar Nuñez, Cabeza de Vaca war in der Stadt Xerez de la Frontera geboren und ein Enkel des Pedro de Vera, dem die Katholischen Majestäten Ferdinand und Isabella die Eroberung der canarischen Inseln übertrugen. Als der Gouverneur Panfilo von Narvaez behufs Eroberung von Florida auszog, forderte er den damaligen Königlichen

Schatzmeister Alvar Nuñez, welcher in Sevilla wohnte, auf, ihn zu begleiten. Diese Expedition war eben so großartig an Erwartungen als unglücklich in ihren Resultaten, denn der größte Theil der Spanier kam bei dieser Gelegenheit um; einige durch Krankheit, die übrigen durch die Indianer, welche eben so kriegerisch als grausam waren und die Leichen ihrer Gegner verzehrten. Dies ereignete sich im Jahre 1528, und nach den zuverlässigen Angaben der damaligen Geschichtschreiber kamen von 600 Spaniern, die sich an jenem Zuge betheiligten, nur 4 mit dem Leben davon; nämlich Alvar Nuñez Cabeza de Vaca, Alonso de Castillo Maldonado, Andres Dorantes und ein Negersklave Namens Estebanico von Azamor. Die herumirrende und jämmerliche Lebensweise, welche jene Unglücklichen führten, der geschwächte und abgemagerte Zustand, in welchem sie sich befanden, halb verzehrt von Mosquitos, retteten ihnen das Leben, da die Indianer es nicht der Mühe werth erachteten, die Europäer unter solchen Umständen zu verzehren.

In dieser traurigen Verfassung begann Alvar Nuñez sich zu erholen, als er verpflichtet ward, vielen kranken Indianern, welche seine Hülfe in Anspruch nahmen, ärztlichen Beistand zu leihen. Wiewohl er von ärztlicher Kunst und Mitteln keine Kenntnisse besaß und lediglich auf Gebet und Gottvertrauen angewiesen war, so fand er doch seiner Tugenden wegen Gnade vor dem Herrn, und verrichtete nicht allein außerordentliche Kuren, sondern auch wahrhaftige Wunder, indem er beispielsweise einen todten Indianer wieder zum Leben erweckt haben soll.

Die unmittelbaren Folgen dieser Kuren waren für Al-

var Nuñez und seine Unglücksgefährten eine vollständige persönliche Sicherheit und Achtung und Vertrauen der Eingeborenen, welche sie wie von Gott besonders bevorzugte Wesen betrachteten. Sie durchstreiften demnach das ganze Land und wurden überall freundlich aufgenommen. So gelangten sie von Tribus zu Tribus nach San Miguel de Culhuacun an der Küste der Südsee nach einer Wanderung von 9 — 10 Jahren. Später traf Alvar Nuñez in Mejico ein und kehrte von dort im Jahre 1537 nach Spanien zurück.

Bei seiner Ankunft erbat er sich die Verwaltung von Paraguay; ein Beweis seines auf geistigen und körperlichen Fähigkeiten beruhenden kräftigen Strebens, welches weder Arbeiten noch Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art während 10 Jahre zu erschüttern vermochten. Der Kaiser hatte die Gnade, seine Bitte zu erfüllen, und ernannte ihn zum Statthalter, indem er hinsichts bestimmter Verpflichtungen und der zukünftigen Eroberungen und hinsichts der Behandlung der eingeborenen Bevölkerung gewisse Bedingungen stellte. Alvar Nuñez bereitete demnächst das Erforderliche vor und segelte am 2. November 1540 mit 5 Schiffen aus dem Hafen von San Lucar de Barrameda aus. Seine Begleitung bestand außer den Schiffsleuten aus 700 Spaniern, unter welchen sich eine große Anzahl von Rittern und Hidalgos befand. Am 29. März 1541 lief er in den Hafen von Santa Catilina ein. Später begab er sich nach dem Cap von San Augustin und nachdem er vernommen, daß Buenos Aires fast ganz verödet wäre, beschloß er zu Lande nach Asuncion zu gehen, welches damals die Hauptresidenz der Eroberer war. Er be-

fahl, daß die Schiffe mit den Seeleuten, Weibern und Dienern bis zum Rio de la Plata führen und die beiden größesten Fahrzeuge in San Gabriel zurückließen. Dann ließ er durch Pedro Dorantes einen Theil des Weges, den er einschlagen wollte, recognosciren, und unternahm demnächst den Marsch, auf welchem er große Schwierigkeiten in Betreff der Unwegsamkeit und Rauheit des Terrains, der Breite der reißenden Ströme und der Krankheiten seiner Leute zu bekämpfen hatte. Allein er hatte das Glück, trotz mancher Fährlichkeiten am 11. März 1542 nach einer Reise von 70 Tagen, in welchen er 400 Leguas zurücklegte, ohne einen einzigen Mann zu verlieren, Asuncion zu erreichen. Der General Domingo von Irala schickte ihm 3 Hauptleute entgegen, um ihm aufzuwarten, worauf er unter allgemeinem Jubel in seiner Statthalterschaft empfangen ward, denn ein Jeder war entzückt über seine Leutseligkeit und seine Formen.

Das erste was der neue Statthalter that, war, den Domingo von Irala zum Feldzeugmeister zu ernennen, wobei er ihn beauftragte, das Erforderliche einzuleiten, um sich mit Peru in Verbindung zu setzen. Er entsandte dann seinen Neffen Alonso Riquelme mit 300 Mann, um einen aufrührerischen Indianerstamm in der Provinz Ipané zu züchtigen; endlich, als einige Mißhelligkeiten mit den Königlichen Beamten entstanden und beseitigt waren, machte er selbst sich auf, um unter zahlreicher Begleitung das Land zu durchstreichen und die Gerüchte von reichhaltigen Minen festzustellen. Er übertrug den Oberbefehl während seiner Abwesenheit dem Feldzeugmeister und fuhr in Begleitung von 400 Mann und vielen Hauptleuten, Technikern, Zahl-

meistern und Marschcommissarien auf 4 Bergantinen, 6 Barken, 40 Balsas und mehr als 200 Canoes ab. Nach einigen Scharmützeln mit den Indianern, begannen neue Zerwürfnisse und Reibungen mit den Königlichen Beamten, welche während der größesten Entbehrungen mit beispielloser Härte den fünften Theil selbst von den geringfügigsten Gegenständen verlangten; so wie von denjenigen Fischen und erjagten Thieren, mit denen die Truppen unter großen Schwierigkeiten ihr Leben zu fristen sich bemühten. Alvar Nuñez widersetzte sich solchen unbilligen Anforderungen und bot ihnen endlich dafür seinerseits die Summe von 4000 Ducaten an, welche ihm selbst als Gehalt für die Statthalterschaft ausgesetzt waren; lediglich, um seine ohnedieß nothleidenden Truppen vor weiteren Abzügen zu sichern. Nachdem hierdurch für den Augenblick die Mißhelligkeiten beseitigt waren, kehrte der Statthalter nach Asuncion zurück, indem er mehr als 3000 indische Sclaven mit sich führte, welche die Zahl der Einwohner wesentlich vermehrten und durch ihre Arbeit dazu beitrugen neuen Lebenserwerb und Lebensmittel zu schaffen. Dann bestrafte er einige Indianerstämme, welche die spanischen Colonisten beunruhigten und befestigte sich auf diese Weise in seiner Statthalterschaft.

Alvar Nuñez entsandte später den Feldzeugmeister mit 250 Mann, um die Ruhe unter mehreren benachbarten Stämmen der Provinz von Alay wieder herzustellen. Die Abwesenheit des Domingo Irala benutzend, erhoben sich die Königlichen Beamten von Neuem unter der Führung des Zahlmeisters Felipe de Caceres gegen den Statthalter. Sie beschuldigten ihn, daß er das Interesse des Königs nicht gehörig wahrnähme und wußten eine Anzahl von Anhän-

gern zu werben, um Alvar Nuñez abzusetzen und den Versuch zu machen, ihn gefangen zu nehmen. Alvar Nuñez befand sich gerade sehr leidend in seinem Bette, als er erfuhr, daß die bewaffneten Verschwörer sich seinem Hause näherten. Er erhob sich, warf einen Mantel über und ergriff ein bloßes Schwerdt. So begab er sich in den Vorsaal und trat den Empörern entgegen.

Mit lauter Stimme rief er ihnen zu: Ritter, was bedeutet diese Verrätherei gegen den Statthalter?

Sie antworteten: Unter uns ist kein Verräther! Wir Alle sind Diener des Königs! Und deshalb möge es Eurer Herrlichkeit gefallen, sich gefangen zu geben, um dem Königlichen Rathe Rechenschaft von den verübten Verbrechen und Willkürlichkeiten abzulegen.

Der Statthalter bereitete sich zum Angriff vor und rief aus: Lieber sterben, als sich solcher Verrätherei fügen! Darauf ward er umringt und nochmals aufgefordert sich zu ergeben, widrigenfalls man ihn Stücke hauen würde. Zugleich drangen die Verschworenen gemeinsam auf ihn ein; allein bevor ihn jemand verwunden konnte, kam ein gewisser Jaime Vesquin hinzugelaufen. Er hatte eine Armbrust in der Hand, legte einen Pfeil darauf und richtete diesen mit den Worten gegen die Brust des Statthalters:

Entweder Du ergiebst Dich, oder ich jage Dir diesen Bolzen durch die Brust.

Darauf winkte Alvar Nuñez mit der Hand und sagte mit ruhiger Stimme: Tretet zurück, ich gebe mich gefangen!

Als er dann unter den Empörern auch seinen Freund Francisco Mendoza erblickte, näherte er sich demselben und sagte:

Euch, Don Francisco übergebe ich meinen Degen.

Nachdem Mendoza den Degen genommen, fiel man über den Statthalter her, warf ihn zu Boden, legte ihm Ketten an und schleppte ihn unter dem Zulauf von vielen Neugierigen in das Haus von Garcia Venegas, wo man ihn in eine dunkle Zelle warf und 50 Mann zu seiner Bewachung commandirte. Sie nahmen auch Alvars Neffen, D. Riquelme und seinen Freund Melgarejo gefangen, so wie den Oberalcalden Pedro von Estopiñan, Francisco von Vergara und andere Hauptleute, Ritter und Soldaten. Sie bemächtigten sich der Justizverwaltung und der Administration und verbreiteten durch Strenge und Gewalt Furcht und Schrecken um sich.

Die Königlichen Beamten schrieben sodann an den Feldzeugmeister, daß das Geschehene nothwendig gewesen sei und im Interesse des Königs liege, und daß sich das Verfahren der allgemeinen Zustimmung erfreue. Sie forderten ihn zur ungesäumten Rückkehr auf, damit man über ihn verfügen, und er vor allen Dingen dazu beitragen könne, Ruhe und Ordnung im Lande zu sichern.

Domingo von Irala sah sich in einer sehr schwierigen Lage. Wiewohl er das Geschehene im höchsten Grade mißbilligte, so erkannte er doch die Unmöglichkeit zu einer friedlichen Lösung der Sache, da sich zu viele Hauptleute und Edelleute dabei compromittirt hatten.

Er litt an einer heftigen Dysenterie, die ihn verhinderte, zu Pferde zu steigen. Er ließ sich deshalb in einer Sänfte nach Asuncion tragen, wo er bis auf den Tod erschöpft anlangte und sein Commando zur Disposition stellte. Alsbald traten die Spanier zusammen; sie beriethen über

die Wahl eines Statthalters und durch schriftliche Wahl mittelst Stimmzettel, wie es die Königliche Verordnung vorschrieb, ward Domingo von Irala gewählt.

Er lehnte diese Ehre ab, indem er erklärte, daß seine Krankheit ihn zwinge, sich mit Gott zu beschäftigen und vorzubereiten, um ihm Rechenschaft für seine bisherige Lebens- und Handlungsweise abzulegen und daß alles Irdische ihm jetzt zu fern stehe, um darauf seine Aufmerksamkeit richten zu können. Seine Thätigkeit würde überhaupt auch nicht derjenigen entsprechen, welche statt seiner so viele edle und tapfere jüngere Ritter entwickeln möchten.

Als man den Irala aber mit Bitten bestürmte, und sich diesen Männer, wie Salazar Chaves und andre seiner Freunde und Parteigänger für Alvar Nuñez anschlossen, gab er dem Andringen nach. Man hob ihn aus seinem Bette, setzte ihn auf einen Sessel, und rief ihn am 15. December 1545 zum Generalcapitain und Vicekönig aus, worauf er einen Eid leistete, „nach den Gesetzen das Land im Namen des Königs regieren zu wollen, bis daß Se. Majestät anderweit darüber bestimmen würde."

Dem Alvar Nuñez wurde inzwischen der Prozeß gemacht, in Folge dessen er nach Spanien gesandt werden sollte. Man erbaute zu diesem Ende ein Schiff, ging dabei aber so langsam zu Werke, daß dasselbe in 10 Monaten noch nicht vollendet war. Nuñez erlitt unterdessen eine harte und unverantwortliche Behandlung. Seine Nahrung war schlecht und kaum zureichend. Sie wurde aus seinen Mitteln bestritten und zu ihrer Deckung zog man seine Güter ein. Nuñez ertrug alle Kränkungen und Qualen mit hochherziger Geduld. Mehrmals versuchten seine Freunde

ihn aus dem Gefängnisse zu befreien und ihn in sein Amt wieder einzusetzen, allein diese Unternehmungen schlugen jedesmal fehl.

Die Gegenpartei ward darüber aufgebracht und drohte nicht allein für solche Fälle den Gefangenen, sondern auch den Statthalter Irala niederzustoßen.

Endlich lief das neue Schiff vom Stapel. Der gefangene Statthalter ward eingeschifft und es begleiteten denselben der Intendant Alonso Cabrera und der Schatzmeister Garcia Venegas. Beide waren erbitterte Gegner des Alvar Nuñez; Beide hatten das Untersuchungsverfahren zu Gunsten der Ankläger und zum Nachtheil des gefangenen Statthalters ausfallen lassen. Das Schiff commandirte der Portugiese Gonzalo Mendoza, welcher sich zum Procurator der Provinz ernannte. Man verzögerte noch einige Zeit die Einschiffung des Fortzusendenden, und Salazar versuchte den Letzteren plötzlich zu befreien und als Statthalter proclamiren zu lassen. Er warb eine Anzahl von treuen Anhängern des Alvar Nuñez, drang in die Stadt ein und begab sich in den Regierungspalast, wo er unter dem Schutze von 4 Geschützen, zahlreichen bewaffneten Feinden, den Statthalter Irala anfangs in Güte, dann unter Drohungen zum Rücktritt zu bewegen suchte. Es kam zum Kampf. Salazar mit seinen Freunden unterlagen; er, Riquelme, Melgarejo und Vergara wurden gefangen, an Bord geführt und sammt dem Statthalter Nuñez gefesselt nach Spanien eingeschifft.

Allein unterwegs brach zu Gunsten des Letzteren ein neues Complott aus, an dessen Spitze merkwürdigerweise der frühere Gegner des Statthalters Alvar, der Ritter

Alonso Cabrera stand, welcher sich nur durch die dringenden Abmahnungen des Pedro Estopiñas bewegen ließ, von seinem Vorsatze, umzukehren, um den Alvar Nuñez mit Gewalt in sein Amt wieder einzusetzen, abzustehen. Nach 60 Tagen langte man endlich in Spanien an, wo der Proceß dem indischen Rathe übergeben ward. Der Kaiser befahl in Folge dessen, den Cabrera und Garcia Venegas zu verhaften. Beide starben im Gefängnisse bald darauf. Alvar Nuñez ward demnächst zum Verlust seines Amtes verurtheilt und zu 6 Jahre Verbannung nach Oran. Er appellirte und ward in zweiter Instanz völlig freigesprochen und ihm 1000 Ducaten Pension in Sevilla ausgesetzt. Dorthin zog er sich zurück und starb daselbst nach einigen Jahren, nachdem er mehrere städtische Ehrenämter mit großer Auszeichnung verwaltet hatte.

Nach allen Spezialdaten gehörte Alvar Nuñez zu den liebenswerthesten Charakteren unter den Eroberern der neuen Welt. Seine Selbstverläugnung, Tapferkeit, Beharrlichkeit, und sein Muth im Augenblicke der Gefahr waren eben so anerkannt, wie seine Gerechtigkeit, Milde und Menschenliebe.

Es folgt nunmehr sein Bericht über seine Schiffbrüche und seinen Aufenthalt in Florida.

Schiffbrüche von Alvar Nuñez Cabeza de Vaca (Kuhkopf), einem Freunde von Fernando Cortez und Bericht über seine Reise mit dem Gouverneur Panfilo de Narvaez nach Florida.

Capitel I.

Abgang der Flotte und Angabe der Beamten und Mannschaften derselben.

Am 17. Juni 1527 lief der Gouverneur Panfilo de Narvaez aus dem Hafen von San Lucar de Barrameda aus, mit der Vollmacht und dem Auftrage Ew. Majestät die Provinzen, welche sich auf dem Festlande von dem Flusse las Palmas bis zum Cap von Florida erstrecken, zu erobern und die Regierung derselben zu führen. Seine Flotte bestand aus 5 Schiffen mit ungefähr 600 Mann, unter denen sich folgende Beamten befanden, nämlich: Cabeza de Vaca, Schatzmeister und oberster Richter, Alonzo Enriquez, Cassirer, Alonso de Solis, als Oberaufseher Ew. Majestät und ein Mönch Juan Suarez des heiligen Francisco mit 4 anderen Mönchen desselben Ordens. Auf der Insel San Domingo verweilten wir fast 40 Tage, um uns mit verschiedenen Sachen, namentlich mit Pferden für die Reise zu versehen. Dort verließen uns über 140 Mann, welche die dortigen Einwohner durch allerhand Versprechungen zum Zurückbleiben bewogen hatten. In Santiago auf der Insel Cuba, wo wir wenige Tage später vor Anker gingen, ergänzte der Gouverneur seine Mannschaft, Waffen und Pferde. Hier bot ein Edelmann aus der Gegend von Trinidad, was auf derselben Insel liegt, mit Namen Vasco

Porcalle, dem Gouverneur an, einen bedeutenden Vorrath von Lebensmitteln von dort her zu liefern. Deshalb ging der Gouverneur mit der ganzen Flotte nach dorthin unter Segel, als er aber auf dem halben Wege bis zum Hafen des Caps von Santa Cruz gelangt war, schien es ihm besser, dort zu warten und ein Schiff abzuschicken, um die Lebensmittel zu holen.

Zu dem Ende schickte er den Capitain Pantopa dorthin, den ich zu mehrerer Sicherheit noch begleiten mußte, während er mit 4 Schiffen, denn er hatte in Santo Domingo noch ein neues gekauft, in dem Hafen zurückblieb. — In den Hafen von Trinidad mit den beiden Schiffen angelangt, begab sich Pantopa mit Vasco Porcalle zur Stadt, die etwa 1 Meile entfernt ist, um dort die Lebensmittel in Empfang zu nehmen. Ich blieb auf dem Schiffe und erfuhr dort von den Piloten, welche mir riethen, wir möchten unsere Geschäfte so schnell wie möglich beenden, denn der Hafen wäre sehr schlecht, daß schon sehr häufig die Schiffe in demselben zu Grunde gegangen wären. Am nächsten Morgen fing es sehr stark an zu regnen und das Meer war so aufgeregt, daß von der Mannschaft, trotz meiner Erlaubniß, an das Land zu gehen, Viele an Bord zurückblieben, da sie sahen, daß das Wetter so schlecht und die Stadt über 1 Meile von dem Ufer entfernt war. Um diese Zeit brachte mir ein Boot ein Schreiben aus der Stadt, in welchem ich aufgefordert wurde, doch ans Land zu kommen, um selbst die Lebensmittel in Empfang zu nehmen, was ich jedoch ablehnte, da ich die Schiffe nicht verlassen konnte. Um Mittag kam ein zweites Boot mit noch dringenderer Aufforderung, und da die Piloten mich baten,

doch nur ans Land zu gehen, um durch meine Gegenwart die Sachen zu beeilen, damit wir sobald als möglich den Hafen verlassen könnten, denn sie waren sehr besorgt für die Schiffe, so begab ich mich zur Rhede, nachdem ich die Piloten für den Fall, daß sich der Südwind erhöbe, der hier stets sehr gefährlich ist, den Befehl ertheilt hatte, die Schiffe auf die Küste laufen zu lassen, um dadurch wenigstens die Mannschaft und die Pferde zu retten. Eine Stunde nach meiner Abreise wurde das Meer so unruhig und der Nordwind so heftig, daß die Leute nicht wagten, ans Land zu gehen, und auch die Schiffe nicht auf die Küste lostreiben lassen konnten, da der Wind gerade von vorn kam, so daß sie diesen Tag und den nächsten Sonntag, an dem sie hatten zur Stadt gehen wollen, um die Messe zu hören, mit großer Besorgniß und unter fortwährenden Anstrengungen zubringen mußten. Gegen die Nacht nahmen Sturm und Regen so zu, daß die Gefahr in der Stadt nicht geringer war, denn die Kirchen und Häuser stürzten zusammen und die Menschen mußten zu 7 und 8 angefaßt gehen, um nicht von dem Winde fortgetrieben zu werden. Im Walde mußten wir ebenso befürchten, durch die niederbrechenden Bäume erschlagen zu werden, so daß wir die ganze Nacht umherirrten ohne einen Ort zu finden, der uns einige Sicherheit gegen das Unwetter geboten hätte. —

Montag früh gingen wir zum Hafen hinab, wo wir von den Schiffen nur noch den Ankerbogen sahen, woraus wir schlossen, daß dieselben zu Grunde gegangen wären. Um zu sehen, ob nicht noch irgend welche Ueberreste zu retten wären, gingen wir an der Küste entlang, und fanden

etwa 10 Leguas von dem Ankerplatz entfernt einige Kisten, einen Mantel, eine ganz zerrissene Decke und 2 Leute von meinem Schiffe, die aber durch die Klippen so entstellt waren, daß man sie kaum erkennen konnte, weiter kam von den Schiffen nichts wieder zum Vorschein. Es waren auf den Schiffen 60 Mann und 20 Pferde umgekommen, und von der ganzen Bemannung blieben nur 30 Mann im Ganzen übrig.

So blieben wir dort bis zum 5. November, wo der Gouverneur mit den übrigen Schiffen anlangte, die auch große Gefahren ausgehalten hatten, und mußten während dieser Zeit mit vielen Mühen und großem Mangel kämpfen, denn die Lebensmittel der Stadt waren fast alle zu Grunde gegangen. Anfangs hatte der Gouverneur die Absicht, seine Expedition fortzusetzen, seine ganze Mannschaft war aber durch die letzten Ereignisse so in Furcht gesetzt, daß er sich genöthigt sah zu überwintern. Er übergab mir den Oberbefehl über die Flotte, mit der ich 12 Leguas von dort im Hafen von Xagua den Winter bis zum 20. Februar zubrachte.

Capitel II.

Ankunft des Gouverneurs in Xagua und Abreise nach Florida.

Um diese Zeit kam der Gouverneur mit einer Brigantine, die er in Trinidad gekauft hatte, und brachte einen Piloten Mirvelo mit, der schon auf dem Flusse las Palmas gefahren war und die ganze nördliche Küste genau kannte. Zwei Tage später ging der Capitain mit der gan=

zen Flotte, die aus 4 Schiffen und einer Brigantine mit 400 Mann und 80 Pferden bestand, unter Segel. Am Cap de Corientes überfiel uns ein solcher Sturm, daß wir fast zu Grunde gingen und nachdem wir das Cap Sant Anton passirt hatten, trieb uns widriger Wind bis 12 Meilen von der Havana und als wir eben im Begriff waren, dort einzulaufen, warf uns der Südwind wieder in das offne Meer hinaus nach Florida zu, wo wir 12 Tage später am Gründonnerstag, an derselben Küste in einer kleinen Bucht, an welcher wir einige indianische Hütten erblickten, vor Anker gingen. — Am selben Tage ging Alonso Enriquez auf einer kleinen Insel, die in derselben Bucht liegt, ans Land, rief die Indianer zu sich und tauschte von ihnen Fische und einige Stücke Wild ein. Am folgenden Tage, den Charfreitag, schiffte sich der Gouverneur mit dem größten Theile der Mannschaft aus, als wir aber zu dem Dorfe der Indianer kamen, fanden wir die Hütten alle leer und verlassen, denn die Bewohner waren in der letzten Nacht in ihren Booten davongegangen. Die meisten Hütten waren klein und nur eine, in der wir eine Art goldener Trommel fanden, war so groß, daß wohl 300 Menschen in ihr Platz hatten. Der Gouverneur steckte Tags darauf die Fahne Ew. Majestät auf, nahm in Ihrem Königlichen Namen Besitz von dem Lande und traf die nöthigen Anordnungen, denen von uns, den Befehlen Ew. Majestät gemäß, Folge geleistet wurde, indem wir ihn als Gouverneur anerkannten; demnächst befahl er auch den übrigen Theil der Bemannung auszuschiffen, sowie auch die Pferde, von denen nach den vielen heftigen Stürmen im Ganzen

nur noch 40 am Leben geblieben waren, die aber auch alle sehr matt und schwach waren.

Capitel III.

Ankunft in Forida.

Es wurde nun beschlossen, weiter in das Land hineinzumarschiren, um es genauer kennen zu lernen.

Ich, der Commissar und der Proviantmeister begleiteten den Gouverneur, der zu seiner Expedition 40 Mann und 6 Pferde mitgenommen hatte. Wir schlugen den Weg nach Norden zu ein, bis wir gegen Abend an eine sehr große Bay kamen, die sich weit in das Land hinein zu erstrecken schien, so daß wir die Nacht dort zubrachten und am nächsten Morgen zum Ankerplatze der Flotte zurückkehrten. Der Brigantine wurde nun der Befehl ertheilt, an der Küste entlang zu fahren, um den Hafen, von dem der Pilot Mirvelo gesprochen hatte, zu suchen, und falls sie ihn nicht finden sollten, nach der Havana herüber zu gehen, sich dort hinreichend mit Lebensmitteln zu versehen und dann uns wieder aufzusuchen. Wir dagegen wandten uns nach der Abfahrt der Brigantine wieder dem Lande zu und untersuchten zunächst die Küsten der Bucht, die auf unserer ersten Expedition entdeckt worden war.

Nach einem Marsche von ungefähr 4 Leguas nahmen wir 4 Indianer gefangen und zeigten ihnen Mais, um zu sehen, ob er ihnen bekannt wäre, denn bis dahin hatten wir im Lande noch keine Spur von demselben entdeckt. Sie versprachen uns an einen Ort zu führen, wo wir hinreichend Mais fänden, und brachten uns so zu ihrem Dorfe,

das am Ende der Bucht liegt, wo wir einigen fanden, der aber noch nicht zur Erndte reif war. Dort fanden wir verschiedene Kisten von castilischem Holze, in deren jeder ein Leichnam lag, der mit einer bemalten Hirschhaut bedeckt war. Der Commissar hielt das Ganze für eine Art Götzendienst und ließ deshalb die Kisten sammt den Leichnamen verbrennen. Wir fanden dort auch Stücke Leinwand und Tuch, was aus Neu-Spanien herübergebracht zu sein schien; auch einige Spuren von Gold zeigten sich. Auf unser Befragen der Indianer durch Zeichen, nannten sie uns ein Land, das sehr weit von dort entfernt wäre und Apalache hieße, wo es sehr viel Gold gäbe, ja sie gaben uns auch durch Zeichen zu verstehen, daß wir dort Alles im Ueberfluß finden würden, was für uns irgend Werth hätte. Wir nahmen nun diese Indianer als Führer mit uns und setzten so unsern Marsch fort. Ungefähr 12 Leguas weiter fanden wir größere Quantitäten Mais, der theils zur Erndte reif war, theils auch solchen, der schon getrocknet worden war. Nachdem wir uns dort noch 2 Tage aufgehalten hatten, kehrten wir nach unsern Schiffen zurück und theilten dem Piloten unsere gemachten Entdeckungen mit so wie die Nachrichten, welche die Indianer uns gegeben hatten. Am folgenden Tage, dem 1. Mai hielt der Gouverneur geheimen Kriegsrath, zu dem er mich, den Commissar, den Proviantmeister und einen Marineofficier Bartolomé Fernandez zuzog und in welchem er uns mittheilte, daß er die Absicht habe, weiter in das Innere des Landes hineinzugehen, und die Schiffe an der Küste entlang zu schicken, bis sie zu einem Hafen gelangt wären, der nach Angabe der Piloten nicht weit von hier entfernt

sein könnte, wenn er sich nach dem Flusse las Palmas zu hielte. Ich machte ihn aufmerksam auf die große Gefahr, der er Ew. Majestät Kriegsschiffe aussetzte, wenn er sie verließe, bevor sie in einen sichern Hafen angelangt wären, so wie auch die Mühen, denen wir in einem vollständig unbekannten Lande ohne hinreichenden Proviant entgegen gingen, und rieth, erst einen guten Hafen aufzusuchen, um alsdann von diesem aus die Expeditionen in das Innere des Landes auszuführen. Da aber alle Uebrigen, die er über ihre Ansichten befragt hatte, seinem Plane ihre volle Zustimmung gaben, so verblieb er bei demselben und nachdem er die Schiffe einem seiner Officiere und einem Alkalden Caravallo, der ihn begleitete, anvertraut hatte, und jeder Mann sich mit 2 Pfund Zwieback und ½ Pfund Schweinefleisch versehen hatten, traten wir unsern Zug in das Innere des Landes noch an demselben Tage, den 1. Mai an.

Capitel IV.

Ankunft in Apalache.

Unsere ganze Expedition bestand aus 300 Mann, von denen 40 Mann zu Pferde waren, ohne den Beamten und den Commissar, den Mönch Juan Suarez, den Mönch Juan de Palos und noch drei andere Geistliche, die sich uns angeschlossen hatten, mitzurechnen. Nach 15 tägigem Marsche, auf dem wir nichts anderes zu essen gefunden hatten als Datteln, nach Art der andalusischen, und keinen Indianer, noch irgend eine Hütte oder ein Dorf angetroffen hatten, gelangten wir zu einem Strome, den wir theils

schwimmend, theils mittelst Flößen passiren mußten, was uns einen ganzen Tag aufhielt, daß der Uebergang höchst beschwerlich und gefahrvoll war. Am andern Ufer kamen gegen 200 Indianer uns entgegen und nachdem der Gouverneur sich durch Zeichen mit ihnen verständigt hatte, ergriffen wir 6 oder 7 derselben, die uns zu ihren Hütten führten, wo wir große Vorräthe von Mais fanden, daß wir dem Herrn (nuestro Señor) dankten, der uns in so großer Noth gnädig zu Hülfe war. Da wir noch Neulinge waren in den Strapazen, wie wir sie in den letzten Tagen erduldet hatten, so baten wir den Gouverneur, Kundschafter auszuschicken, um das Meer, das nach Angabe der Indianer nicht weit entfernt sein sollte, aufzusuchen, um zu sehen, ob dort nicht etwa ein Hafen zu finden wäre. Anfangs lehnte dieser unser Gesuch ab, da ich aber nicht nachließ, so übergab er mir 40 Mann unter dem Befehle des Capitain Alonso del Castillo, um einen Hafen aufzusuchen. Wir machten uns somit am folgenden Tage auf den Weg, kehrten aber schon nach wenigen Tagen wieder zum Gouverneur zurück, da wir zwar sehr bald an einen Arm des Meeres gelangt waren, aber trotz alles Suchens, wobei wir über 1½ Leguas bis an das Knie im Wasser gewatet waren, keinen Platz gefunden hatten, der zum Uebergang geeignet gewesen wäre. Auf unsern Bericht sandte der Gouverneur am folgenden Tage den Capitain Valenzueta mit 60 Mann ab, um über den Fluß, den wir schon früher überschritten hatten, wieder zurückzugehen, seine Nachforschungen alsdann bis ans Meer fortzusetzen, ob er dort etwa den gewünschten Hafen finden möchte. Dieser kam nach 2 Tagen mit der Nachricht zurück, daß er zwar eine

große sehr seichte Bucht gefunden habe, aber keinen Ort, der zum Hafen geeignet wäre und daß er 5 oder 6 Canoes der Indianer gesehen habe, die von einer Seite der Bucht nach der andern gefahren, sowie daß die Indianer mit großen Federbüschen geschmückt gewesen wären. Nachdem wir dies erfahren hatten, setzten wir unsern Weg nach Apalache weiter fort und marschirten bis zum 17. Juni, ohne daß einer der Indianer es gewagt hätte, unsere Ankunft zu erwarten. Da kam uns aber ein Häuptling derselben, den ein Indianer auf den Schultern trug, gefolgt von einer großen Menge Volks entgegen. Er verweilte über eine Stunde bei dem Gouverneur und als wir ihm zu verstehen gaben, daß wir nach Apalache wollten, konnten wir nur aus seinen Zeichen abnehmen, daß er ein Feind der dortigen Bewohner war, so daß wir auf seine Unterstützung bei unseren Zügen hoffen durften. Wir folgten ihm nun auf demselben Wege, den er eingeschlagen hatte und kamen in der nächsten Nacht an einen Fluß, der so tief und breit war, daß wir uns ein Floß bereiten mußten, mittelst dessen wir den Uebergang bewerkstelligten, wozu wir einen ganzen Tag gebrauchten. Wenn die Indianer uns hätten angreifen wollen, so hätten sie uns hierbei sehr leicht vernichten können, denn selbst trotz ihrer Hülfe hatten wir doch mit vielen Mühen und Gefahren zu kämpfen. Am folgenden Tage kamen wir in das Dorf des Häuptlings, wo dieser uns große Massen Mais schickte, als wir aber am andern Morgen weiter marschirten, war Niemand von den Eingebornen zu sehen, denn alle waren geflohen; während wir aber unterwegs waren, ließen sich andere sehen, die aus dem Kriege zu kommen schienen, auf all unser Rufen

aber nicht achteten und nur von Weitem uns nachfolgten. Deshalb legte der Gouverneur einige Mann Cavallerie in einen Hinterhalt, die bald 3 oder 4 Indier gefangen nahmen, die uns von nun an als Führer dienen mußten, uns aber einen sehr beschwerlichen Weg führten, über hohe Berge und durch dichte Wälder, wo der Boden so dicht bewachsen war, daß wir uns mit vieler Mühe erst einen Weg bahnen mußten. So setzten wir unsern mühseligen Zug bis an den Sanct Johannistag fort, wo wir zuerst Apalache vor uns erblickten, ohne daß die Eingebornen von unserm Herannahen etwas gemerkt hatten. Wir dankten Gott von ganzem Herzen, da wir uns dem Lande unserer Wünsche so nahe sahen, indem wir Alles, was uns von demselben gesagt worden war, für Wahrheit hielten und dort das Ende aller unserer Mühseligkeiten zu finden hofften.

Sobald wir Apalache zu Gesicht bekamen, schickte mich der Gouverneur mit 5 Mann zu Pferde und 50 Fußgängern voraus in das Dorf; als wir aber in dasselbe einzogen, fanden wir anfangs nur Weiber und Knaben in den Hütten, wurden aber beim weiteren Vordringen von den Männern mit Pfeilen und Lanzen empfangen, sie hielten jedoch den Kampf nicht lange aus, sondern flohen und überließen uns das Dorf. — Hier fanden wir nun große Vorräthe von Mais, und andres, das zur Erndte reif war, was uns sehr willkommen war, denn wir hatten unterwegs vielfach großen Mangel daran gelitten und meist nur alle 7 — 8 Leguas einmal welchen angetroffen.

Das Dorf bestand aus 40 kleinen niedrigen Hütten, die meist an geschützten Orten lagen, damit ihnen die heftigen Stürme, die in diesem Lande so sehr häufig wehen,

keinen Schaden zufügen konnten. Sie sind von Stroh und sehr eng von Bergen eingeschlossen; diese sind sehr bewaldet und die Stürme werfen so viele Bäume nieder, daß der Zugang zu ihnen höchst schwierig und gefährlich ist.

Capitel V.

Beschaffenheit des Landes.

Das Land von dem Orte, wo wir uns ausschifften, bis nach Apalache, ist zum größten Theile flach, nur hin und wieder durch einzelne Berge unterbrochen, die mit sehr hohen Bäumen, wie Nußbäumen, Lorbeer und Cedern bewachsen sind. Ebenso finden sich dort Pinien, Steineichen, Tannen und Zwergpalmen nach Art der castilischen. Im ganzen Lande stößt man sehr oft auf große und kleine Seen und Sümpfe, die häufig sehr schwierig zu passiren sind, theils wegen ihrer großen Tiefe, theils wegen der vielen Bäume, die aus den anstoßenden Waldungen in dieselben hineinstürzen. Von Thieren sahen wir namentlich Kaninchen und Hasen, Löwen, Bären und viele andere, unter denen uns vorzüglich ein Thier auffiel, das seine Jungen in einem Beutel, den es unter dem Bauche hat, so lange umherträgt, bis dieselben im Stande sind, sich ihr Futter allein zu suchen; und wenn sie zufällig einmal draußen sind, um Speise zu suchen und es naht irgend welche Gefahr, so flieht die Mutter nicht eher, als bis sie die Jungen wieder in den Beutel gesammelt hat.

Zwei Stunden nach unserer Ankunft in Apalache kehrten die Indianer friedlich wieder zurück und baten uns um ihre Weiber und Kinder, die wir ihnen auch freigaben, mit Aus-

nahme eines Cazifen, der Schuld an dem ganzen Streit gewesen war und deshalb von dem Gouverneur zurückbehalten wurde. Am folgenden Tage kamen sie kriegsgerüstet wieder und stürzten mit solcher Gewalt und Schnelligkeit auf uns los, daß es ihnen gelang, die Hütten, in denen wir wohnten, in Brand zu stecken; sobald wir aber herauskamen, flohen sie und versteckten sich in den Sümpfen und Maisfeldern, so daß wir ihnen nichts anhaben und nur einen von ihnen tödten konnten. Tags darauf kamen aus einem andern Dorfe neue Schaaren Indianer, die uns ebenso angriffen wie die ersten und sich dann auch ebenso flüchteten. In diesem Dorfe blieben wir 25 Tage, während welcher wir verschiedene Züge in das Innere des Landes unternahmen, das wir aber überall schwach bevölkert und sehr arm fanden und erklärte der Cazike, den wir über die Natur des ferner liegenden Landes befragten, Apalache und die nächste Umgegend für den reichsten Theil desselben.

Ueber das Land nach dem Süden zu, sagte er uns, daß man nach 9 Tagereisen zur See nach einem Ort Aute käme, wo die Indianer viel Mais, Bohnen und Calabassen hätten, und daß diese ihm befreundet wären. Aus Rücksicht auf diese Angaben und die große Armuth des Landes, wie wir sie schon selbst kennen gelernt hatten, so wie auch darauf, daß das Volk uns sehr feindlich gesinnt war und uns täglich Menschen und Pferde beim Wasserholen mit ihren Pfeilen verwundete, und zwar von den Sümpfen aus, wo wir sie nicht erreichen konnten, — beschlossen wir, dieses Land zu verlassen, um am Meere entlang den Flecken Aute aufzusuchen, von dem uns die Indianer gesagt hatten. Den ersten Tag passirten wir jene Sümpfe ohne irgend

einen Indianer zu erblicken; am zweiten Tage aber gelangten wir an einen See, der sehr schwer zu überschreiten war, denn das Wasser ging uns bis an die Brust und es war dergestalt mit Baumstämmen bedeckt, daß das Gehen sehr erschwert wurde. Als wir schon mitten im See waren, überfielen uns die Indianer, die theils hinter den Bäumen verborgen gewesen waren, so daß wir sie nicht gesehen hatten, theils auf den ungestürzten standen und fingen an so heftig auf uns zu schießen, daß viele Menschen und Pferde verwundet wurden, und ihnen gelang, uns unsern Führer zu entreißen, ehe wir noch aus dem See heraus waren. Viele behaupteten an jenem Tage, sie hätten gesehen, wie die Pfeile der Indianer durch zwei Steineichen gegangen wären, von denen jede die Stärke eines Schenkels gehabt hätte; und dies ist gar nicht zu verwundern, wenn man sieht, mit welcher Kraft und Geschicklichkeit sie die Pfeile abschießen, und ich selbst fand eine Pappel, in welche der Pfeil eine Hand breit hineingedrungen war. So viel wir auch von Florida an bisher Indianer gesehen hatten, alle waren Bogenschützen und da sie colossale Körper haben und nackt einhergehen, so erscheinen sie von Weitem wie wahre Giganten. Ihre Bogen sind so stark wie ein Arm und 11 — 12 Spannen lang, mit dem sie bis auf 200 Schritt mit einer solchen Sicherheit schießen, daß sie niemals ihr Ziel verfehlen.

Eine Legua weiter kamen wir wieder an einen See, der noch schwieriger zu passiren war als der erste; hier ließen uns aber die Indianer in Ruhe, da sie bei dem ersten Angriffe alle ihre Pfeile verschossen hatten.

Noch 9tägigem Marsche, auf dem wir abwechselnd

immer wieder durch neue Angriffe der Indianer belästigt wurden und bei derem einen auch ich verwundet und ein Hidalgo Avellaneda, der zu meiner Unterstützung herbeigekommen, getödtet worden war, kamen wir in Aute an. Hier fanden wir die Hütten von allen Einwohnern verlassen und zum großen Theil niedergebrannt und nahe bei große Felder von Mais, Calabassen und Bohnen, deren Erndte bereits begonnen war. Wir verweilten dort 2 Tage, und nachdem wir uns einigermaßen von unsern Strapazen erholt hatten, bekam ich vom Gouverneur den Auftrag, das Meer aufzusuchen, dessen Nähe wir aus einem großen Flusse vermutheten, welchen wir auf unserm Marsche passirt und den Magdalenenstrom genannt hatten.

Ich machte mich den folgenden Tag mit dem Capitain Castillo und Andres Dorantes und 50 Mann Fußtruppen auf den Weg. Gegen Abend gelangten wir an eine Bucht des Meeres, die sich bei näherer Untersuchung sehr flach und felsig zeigte, so daß sie durchaus nicht zum Hafenplatze gebraucht werden konnte.

Nach diesen traurigen Entdeckungen kehrten wir zum Standquartier zurück, wo wir den Gouverneur und viele seiner Leute krank fanden und die Nachricht von ihnen erhielten, daß sie in der vergangenen Nacht von den Indianern angegriffen, viele von ihnen verwundet und ihnen auch ein Pferd getödtet worden wäre, da sie sich der vielen Kranken wegen nicht mit gewohnter Kraft hatten vertheidigen können.

Capitel VI.

Abreise von Aute.

Am folgenden Tage verließen wir Aute und brauchten einen ganzen Tag, ehe wir an die Stelle gelangten, wo ich kurz zuvor gewesen war. Unser Marsch war höchst beschwerlich, theils wegen des sehr schlechten Terrains, theils wegen der vielen Kranken, deren Anzahl sich täglich vermehrte, so daß schon unsere Pferde nicht mehr ausreichten, dieselben fortzuschaffen. Unsere traurige Lage wurde dadurch noch verschlimmert, daß viele der Mannschaft den Entschluß faßten, den Gouverneur und die Kranken heimlich zu verlassen und selbstständig ihre Reise fortzusetzen. Glücklicherweise wurde ihr verrätherischer Plan noch rechtzeitig dem Gouverneur angezeigt, worauf dieser sofort einen Kriegsrath berief, in welchem er als einziges Mittel unserer Rettung den Vorschlag machte, so schnell als möglich einige Schiffe zu bauen, um mittelst derselben unsere Flotte wieder aufzusuchen. Anfangs erschien uns dies vollständig unausführbar, da wir weder Arbeiter noch Werkzeuge besaßen; am nächsten Tage fügte es aber Gott, daß einer von uns sich erbot, einige Canoes zu verfertigen. Da wir jeden noch so schwachen Hoffnungsstrahl mit Freuden begrüßten, so beschlossen wir unverzüglich mit aller Kraft ans Werk zu gehen. Um während der Arbeit hinreichende Lebensmittel zu haben, machten wir mit unseren gesammten Truppen einen Einfall in Aute, von wo wir gegen 400 Scheffel Mais, freilich nicht ohne heftige Kämpfe mit den Indianern, zurückbrachten.

Wir ließen nun zunächst eine große Anzahl Palmen umhauen, um deren Blätter und Fasern statt Werg bei dem Bau der Boote zu benutzen, die zuerst von einem einzigen Zimmermann begonnen waren. Wir setzten aber unsere Arbeit mit solchem Eifer fort, daß wir vom 5. August bis zum 30. September schon 5 derselben von je 22 Fuß (Coda) vollendet hatten, die nach Anleitung eines Griechen Teodoro mit einer Art Theer bestrichen wurden, welchen dieser aus Fichtenholz bereitet hatte.

Aus den Fasern der Zwerg-Palmen und den Schweifen und Haaren der Pferde verfertigten wir Seile und Stricke, aus unseren Hemden Segel und aus den Tannen Ruder, so gut es gehen wollte, und das Land, in welches uns unsere Sünden verschlagen hatten, war so schlecht, daß wir kaum Steine zum Ballast und zu den Ankern unserer Schiffe finden konnten. Aus dem Felle der Pferde, die wir so viel wie möglich ganz von den Füßen abzogen, machten wir Schläuche, um Wasser aufzubewahren. Einige von uns sammelten an den Küsten des Meeres Muschelfische, wobei sie mehrere Male von den Indianern überfallen wurden, was uns 10 Todte kostete, die von ihren Pfeilen ganz durchbohrt gefunden wurden.

Der Weg, den wir bis hierher von der ersten Bucht an, der wir den Namen Bahia de la Cruz gegeben hatten, zurückgelegt hatten, betrug im Ganzen 280 Leguas oder wenig mehr, und ehe wir uns wieder einschifften, waren außer denen, die die Indianer getödtet hatten, über vierzig durch Krankheit und Hunger umgekommen. Am 22. September gingen wir endlich zur See, nachdem schon alle Pferde bis auf eins verzehrt worden waren, obgleich wir

nur jeden fünften Tag eins für die Kranken und die, welche an den Booten arbeiteten, geschlachtet hatten. In die 5 Schiffe theilten wir uns in folgender Weise: der Gouverneur nahm in sein Schiff 49 Mann; in dem, welches dem Commissar und dem Contador (Zahlmeister) übergeben wurde, wurden ebensoviel untergebracht; das dritte bekamen die Capitaine Alonso del Castillo und Andrès Dorantes mit 48 Mann, und ein anderes die Capitaine Tellez und Peñalosa mit 47 Mann. Das fünfte Schiff erhielt ich mit dem Proviantmeister und 49 Mann. Alle Schiffe waren nach Einschiffung der Lebensmittel so überfüllt, daß nur eine Hand breit Bord über dem Wasser blieb, und so groß war unsere Noth, daß wir uns getrost in so gebrechlichen Fahrzeugen, und ohne daß ein einziger von uns die Schifffahrt genau verstanden hätte, auf das unbekannte und so sehr gefährliche Meer hinauswagten.

Capitel VII.

Abreise aus der Bucht de Caballos (Pferdebusen).

Nachdem wir unsere Bucht, die de Caballos hieß, verlassen hatten, fuhren wir 7 Tage in jenen Buchten und Engen des Meeres umher, ohne eine feste Küste zu erblicken, bis wir endlich an eine Insel gelangten, die nicht weit vom Festlande entfernt war. Mein Schiff segelte voran und ich sah zuerst vom Lande her 5 Canoes voll Indianer kommen, die sich bei unserer Annäherung auf die Insel in ihre Hütten flüchteten und uns ihre Fahrzeuge überließen. Wir folgten ihnen und fanden eine große Menge Kaulbaße (liza)

und Eier derselben, die uns nach allen Anstrengungen eine sehr erwünschte Erquickung gewährten. Als wir unsere Fahrt weiter fortsetzten, kamen wir am St. Michaelstage durch eine kleine Meerenge, die die Insel vom Festlande trennte und der wir deshalb den Namen dieses Heiligen gaben. Dadurch, daß wir einen Theil unserer Ladung in die Canoes packten, die ich den Indianern abgenommen hatte, gelang es unsere Schiffe so weit zu erleichtern, daß sie 2 Hände breit über dem Wasser gingen. Wir fuhren nun immer an der Küste entlang, nach dem Flusse las Palmas zu und fingen bald wieder an Mangel zu leiden, denn sowohl die Lebensmittel, als namentlich auch unser Wasservorrath gingen zur Neige, indem das Wasser in den ledernen Schläuchen sehr bald zu faulen anfing und durch frisches nicht ersetzt werden konnte, denn so oft wir auch schon die verschiedenen kleinen Inseln, an denen uns unser Weg vorüberführte, auf's Eifrigste durchsucht hatten, so war unsere Mühe doch stets vergebens gewesen, und wir hatten keine Quellen entdecken können.

Als wir eines Tages zu dem Ende wieder an's Land gegangen waren, überfiel uns ein solcher Sturm, daß wir 6 Tage lang nicht wieder zu Schiffe gehen konnten, während dessen wir, um unseren Durst, der immer verzehrender wurde, nur einigermaßen zu stillen, unsere Zuflucht zu dem salzigen Seewasser nehmen mußten, an dessen allzuschnellem Genuß fünf von uns starben; so sahen wir uns bei längerm Verbleiben auf diesem unwirthbaren Lande einem sichern Tode durch Verdursten preisgegeben, daß wir uns noch lieber wieder dem trügerischen Oceane anvertrauten. Wenn aber die Noth am größten, so ist auch Gott mit

seiner Hülfe am nächsten, und so gelangten wir auch diesmal bald an einen Ort, wo wir gegen den Sturm geschützt waren; dort zeigten sich auch bald mehrere Canoes mit Indianern, die alle weder Bogen noch Pfeile trugen, und welchen wir bis zu ihren Hütten folgten, vor denen wir eine Menge Krüge mit Wasser und große Massen Fische fanden, die von dem Häuptlinge des Stamms alle dem Gouverneur angeboten wurden, und wogegen wir ihm in seiner Wohnung, die aus Strohmatten verfertigt war, und in die er uns eingeladen hatte, Mais und einige Kleinigkeiten zum Geschenk machten. Um Mitternacht, während der Gouverneur noch mit einigen von uns beim Capitain war, überfielen uns die Indianer plötzlich mit solcher Gewalt, daß er selbst verwundet wurde und sich nur mit großer Mühe fechtend zu unseren Fahrzeugen retten konnte, während etwa 50 Mann auf dem Lande zurückblieben, um seinen Rückzug zu decken. Wir wurden in derselben Nacht noch zu drei verschiedenen Malen angegriffen und jedes Mal mit solcher Heftigkeit, daß wir stets wenigstens um einen Steinwurf uns zurückziehen mußten, und fast keiner von uns unverwundet blieb; ich selbst wurde im Gesicht verletzt. Das letzte Mal legten ihnen die Capitaine Dorantes, Peñalosa und Tellez mit 15 Mann einen Hinterhalt und griffen sie dergestalt mit dem Schwerdte an, daß sie gänzlich in die Flucht geschlagen wurden und es nicht wieder wagten, uns zu beunruhigen. Am folgenden Tage zerstörte ich ihnen noch 30 Canoes und bald darauf schifften wir uns wieder ein; wir waren erst 3 Tage unterwegs und unsere alte Noth mit dem Wasser drohte uns schon wieder zu quälen, als wir ein Canoe mit Indianern begegneten. Wir riefen

sie an und der Gouverneur bat um Wasser, was sie uns auch zu bringen versprachen, wenn wir ihnen nur Gefäße dazu gäben. Der Grieche Doroteo Teodoro, dessen wir schon oben Erwähnung gethan und ein Neger gingen mit ihnen, so viel wir ihnen auch abriethen. Am Abend kehrten sie zurück ohne sie oder Wasser zu bringen, und wollten auch die beiden Indianer, die sie uns als Geißeln zurückgelassen hatten, befreien, was aber durch uns verhindert wurde, daß sie ohne dieselben entfliehen mußten und uns in großer Trauer über den Verlust der beiden Christen zurückließen.

Capitel VIII.

Wie es uns auf unserer weiteren Fahrt erging.

Am folgenden Morgen kamen die Indianer in mehreren Canoes zu uns, und verlangten die beiden von uns, die wir am Tage zuvor zurückbehalten hatten, was wir ihnen abschlugen, bevor sie uns nicht die beiden Christen zurückgegeben hätten. Diesmal waren 5 oder 6 Caziken mitgekommen, die uns die mächtigsten zu sein schienen, die wir noch gesehen hatten, denn sie waren alle mit Mänteln von Zobelpelz geschmückt, die zum Theil höchst eigenthümlich mit Bändern von braunem Leder verziert waren, was sehr gut aussah. Während wir noch mit ihnen unterhandelten und sie schon anfingen, Steine auf uns zu schleudern, erhob sich ein günstiger Wind, den wir auf's schleunigste zu unserer Abfahrt benutzten. Gegen Abend gelangten wir an die Mündung eines ziemlich großen Flusses, wo wir süßes Wasser fanden, und um uns Mais zu rösten, der wir schon

seit 2 Tagen nur roh gegessen hatten, versuchten wir den Strom hinaufzufahren, um an's Land zu gehen; derselbe war aber so stark, daß es uns trotz aller Anstrengung nicht gelang, ja als der Wind etwas stärker wurde, so wurden wir über eine Meile in das Meer hinausgetrieben, wo wir mit 30 Klaftern noch keinen Grund fanden. Zwei Tage versuchten wir vergebens an's Land zu kommen, indem wir an der Küste hin und her fuhren. Die Nächte waren so dunkel, daß wir während derselben unsere Bemühungen ganz einstellen mußten, und doch fanden wir eines Morgens uns alle von einander getrennt, und ich setzte den ganzen Tag über allein meine Fahrt fort, bis ich gegen Abend auf eine Barke stieß, die ich bald als die des Gouverneurs erkannte, und von der nicht weit davon noch eine zweite segelte. Auf sein Befragen, was in dieser Lage zu thun sei, rieth ich ihm, uns so schnell wie möglich mit dem vorderen Schiffe zu vereinigen, und uns so vereint dem Willen Gottes zu überlassen und unseren Weg fortzusetzen. Dies erklärte er jedoch für unthunlich, er sei vielmehr entschlossen an's Land zu gehen, und wenn ich ihm folgen wollte, so möchte ich meine Leute die Ruder ergreifen lassen, um so das Land zu erreichen, was uns nicht fehlen könnte. Hierzu hatte ihm einer seiner Capitaine Namens Pantopa gerathen, indem er ihm vorstellte, daß wir, wenn wir nicht binnen 6 Tagen das Land erreicht hätten, Hungers sterben müßten. Da ich ihn fest entschlossen sah, so ergriff ich zuerst mein Ruder und meinem Beispiele folgten alle übrigen; wir waren aber nicht im Stande, mit dem Gouverneur gleichen Schritt zu halten, denn er hatte die beste Mannschaft in seinem Boote, die noch fast ganz gesund war, ich

bat ihn daher, uns ein Tau zuzuwerfen, was er aber abschlug, da jetzt jeder nur für sich sorgen müßte, und sie genug zu thun hätten, um sich nur in der nächsten Nacht bis an's Land zu bringen. So richtete ich meinen Lauf auf das andere Schiff, das mich erwartete und in dem ich die Capitaine Peñalosa und Tellez fand. Wir waren vier Tage zusammengesegelt, während deren wir täglich nur eine Hand voll rohen Mais verzehrten, als uns ein sehr heftiger Sturm ereilte, der das andere Boot vernichtete, während wir durch die Barmherzigkeit Gottes glücklich errettet wurden. Des langen Hungers wegen, den wir ertragen hatten, und in Folge des letzten Sturmes war die Mannschaft so entkräftet, daß bei Sonnenuntergang nur noch fünf von meinen Leuten sich aufrecht erhielten, während alle anderen, dem Tode nahe, auf dem Boden des Schiffes lagen, als es Nacht wurde war ich mit dem Steuermann allein noch im Stande das Schiff zu lenken; gegen 2 Uhr wurde auch er so schwach, daß er zu sterben glaubte, so daß ich selbst das Steuerruder nahm, worin ich jedoch nach einigen Stunden wieder von ihm abgelöst wurde, daß ich den Rest der Nacht mich der Ruhe hingeben konnte, um meine Kräfte wieder einigermaßen zu stärken. — Ich war aber weit entfernt zu schlafen und gegen Morgen kam es mir vor, als stieße unser Schiff auf den Grund. Der Steuermann meinte, wir wären nahe am Lande und müßten nur noch bis Tagesanbruch die hohe See zu halten suchen. Nahe am Ufer ergriff uns eine Welle und warf uns mit einem so gewaltigen Stoß auf's Land, daß meine Leute, die wie todt dagelegen hatten, wieder zu sich kamen, und da sie sich so nahe dem Lande sahen, sich allmälig wieder erholten und sich

mit Händen und Füßen fortzuhelfen anfingen. Wir rösteten ihnen Mais soviel wir noch hatten, und mit Hülfe eines großen Feuers, an dem sie ihre erstarrten Glieder erwärmten, kamen sie wieder etwas zu Kräften.

Capitel IX.

Was dem Lope de Oviedo mit den Indianern begegnete und wie diese uns zu essen brachten.

Sobald die Leute sich durch Speise gestärkt hatten, gab ich noch denselben Tag, den 6. November, dem Lope de Oviedo, der noch am kräftigsten war, den Befehl, auf einen der Bäume zu steigen, um uns einige Nachricht über das Land zu geben, in dem wir uns befänden. Dies that er und benachrichtigte uns, wir befänden uns auf einer Insel, die nach der Art der Bebauung des Landes von Christen bewohnt zu sein scheine. Bei weiterer Nachforschung fand er aber, ungefähr ½ Legua von uns entfernt, mehrere indische Hütten, aus denen er einen Topf, einen kleinen Hund und einige Kaulbatzen mitnahm, da die Bewohner alle auf die Felder gegangen waren. Bald folgten ihm aber drei Indianer, zu denen sich immer mehr gesellten, daß bald an hundert, alle mit Bogen bewaffnet, uns gegenüberstanden, während sich unter uns nur 6 oder 7 fanden, die sich kaum vom Boden erheben, geschweige denn uns vertheidigen konnten. So blieb uns nichts übrig, als auf alle Weise sie uns geneigt zu machen, ich ging ihnen daher mit verschiedenen Geschenken entgegen, die ich unter sie vertheilte, und dagegen von jedem von ihnen als Zeichen der Freundschaft einen Pfeil erhielt, mit dem Versprechen, daß sie am

folgenden Tage wiederkommen und uns Lebensmittel bringen wollten, was sie auch getreulich ausführten, indem sie uns reichlich mit Fischen und einer besonderen Art Wurzeln, die sie dort essen und die mit vieler Mühe unter dem Wasser hervorgezogen werden, versorgten. Nachdem wir uns hinreichend verproviantirt hatten, brachten wir unser Boot wieder in das Meer, um unsere Fahrt fortzusetzen, wir hatten uns aber kaum eingeschifft, als eine Welle uns packte und umstürzte. Da wir noch nahe am Lande waren, also bald Grund fanden, so retteten wir uns noch alle bis auf fünf, die unter das Boot gerathen waren und dort ertranken; alle unsere Sachen waren aber unwiederbringlich verloren gegangen, und wenn derselben auch noch so wenige und unbedeutende gewesen waren, so waren sie doch in unserer damaligen Lage für uns von unschätzbarem Werthe und gar nicht zu ersetzen, zumal da es Winter war und die Kälte täglich zunahm. Gegen Sonnenuntergang kamen die Indianer wieder, da sie glaubten, wir wären noch nicht fortgegangen und wollten uns Speise bringen, da sie uns aber in unserem traurigem Zustande sahen, und so ganz anders als sie uns das erste Mal angetroffen hatten, so geriethen sie in Furcht und flohen. Durch Zeichen konnte ich ihnen allmälig das große Unglück begreiflich machen, das uns so plötzlich und unerwartet betroffen hatte, und als sie nun sahen, in welch trauriger und verzweiflungsvoller Lage wir uns befanden, setzten sie sich zu uns und fingen an mit uns unser Schicksal zu beweinen, daß der wahre Schmerz und das tiefe Mitleid, welches diese rohen und unvernünftigen Menschen, nach Art der Thiere, uns erzeigten, den Schmerz und die Betrübniß in mir und vie-

len von uns noch vermehrten. Ich machte nun den Vorschlag, die Indianer zu bitten, daß sie uns mit in ihre Hütten nähmen, der zwar Anfangs Widerspruch fand, da einige die in Neu-Spanien gewesen waren, die Besorgniß äußerten, wenn das geschähe, so würden sie uns ihren Götzen opfern, nachher aber doch durchgesetzt wurde, da es das einzigste Mittel war, uns vor dem Tode durch Hunger und Kälte zu schützen. Auf unser Befragen erklärten sie, sie würden uns mit Freuden in ihre Hütten aufnehmen, wir sollten nur noch etwas warten, bis sie Alles bereitet hätten, was wir wünschten. Gegen Einbruch der Nacht kamen sie zurück und brachten uns nun sehr schnell zu ihrem Dorfe, und da dies ziemlich entfernt war, so hatten sie auf dem Wege 4 oder 5 große Feuer angezündet, an denen wir uns jedesmal ausruhten, bevor wir unseren Marsch fortsetzten. Als wir in ihrem Dorfe anlangten, fanden wir, daß sie für uns eine große Hütte errichtet hatten, in der verschiedene Feuer brannten. Bald nach unserer Ankunft fingen sie an vor uns zu tanzen und ein großes Fest zu feiern, was die ganze Nacht hindurch dauerte; für uns gab es aber weder Fest noch Schlaf, da wir jeden Augenblick befürchteten, nun würden wir geopfert werden; am folgenden Morgen jedoch brachten sie uns Fische und Wurzeln und behandelten uns so freundlich, daß sich unsere Besorgniß etwas verlor.

Capitel X.

Nachricht von den anderen Christen.

An demselben Tage sah ich bei einem der Indianer einen Schmuck, den wir ihm nicht gegeben hatten, und auf

meine Frage, woher er denselben habe, gab er mir durch Zeichen zu verstehen, daß er ihn von Leuten erhalten hätte, die eben so aussähen wie wir und nicht weit von hier sich aufhielten. Bald darauf trafen wir auch mit dem Capitain Andrès Dorantes und seinen Leuten zusammen, die ebenfalls durch die Indianer von uns gehört und sich nun gleichfalls aufgemacht hatten, um uns aufzusuchen. Wir beschlossen nun, 4 Mann von uns, die noch am kräftigsten waren, nach Panuro zu senden, da wir glaubten, wir wären nicht weit von dort entfernt, um, falls Gott sie glücklich bis dahin führen sollte, dort anzuzeigen, wo und in welch trauriger Lage wir uns befänden. Wir wählten hierzu 4 sehr gute Schwimmer, Alvaro Fernandez, einen Portugiesen, Mendez, Figueroa aus Toledo und Astudillo aus Zafra, die noch einen Indianer mit sich nahmen, der die Inseln genau kannte. Bald nach ihrem Abmarsche wurde es so kalt und die Stürme nahmen in einem solchen Grade zu, daß bei unserer schlechten Bekleidung und den dürftigen Hütten, die wenig oder gar keinen Schutz gegen das Wetter gewährten, viele von unseren Leuten starben; ja 5 Christen, die zusammen an der Küste lagen, wurden so weit gebracht, daß sie zuletzt sich gegenseitig aufaßen, bis nur noch einer übrig blieb, der nun nichts mehr zu essen hatte. Die Namen dieser Unglücklichen sind Sierra, Diego Lopes, Corral, Palavios, Gonzalo Ruiz. Das Elend nahm so überhand, daß sehr bald von 30 Menschen, wie wir in den beiden Barken dort angekommen waren, nur noch 15 am Leben waren. Da traf es sich, daß plötzlich unter den Indianern eine Magenkrankheit ausbrach, an der das halbe Volk hinstarb, und da sie uns für die Ursache dieses Unglücks hielten, so beschlossen

sie, die wenigen von uns, die noch übrig waren, auch zu tödten. Schon wollten sie ihr entsetzliches Vorhaben zur Ausführung bringen, als ein Indianer, der sich mir sehr angeschlossen hatte, ihnen vorstellte, daß wenn wir diese Macht hätten, wir doch nicht so viele von den unserigen würden haben sterben lassen, und daß wir ja nur noch sehr wenige wären, die ihnen nichts anhaben könnten. Und unser Herr wollte, daß ihre Herzen bekehrt wurden und sie uns verschonten.

Die Einwohner dieser Inseln, der wir den Namen Mal-Hado (Mißgeschick) gaben, sind groß und kräftig gebaut; sie führen keine andere Waffen als Bogen und Pfeile, mit denen sie außerordentlich geschickt sind. Die Männer durchbohren die eine Brust, viele auch sogar beide, und durch die Löcher stecken sie ein 1 Finger breites Rohr; ebenso tragen sie in der Unterlippe ein Stück feines Rohr von der Breite eines halben Fingers. Die Weiber verrichten alle Arbeit. Auf diesen Inseln wohnen sie nur vom October bis zum Februar, in welcher Zeit sie sich von den Wurzeln nähren, die sie im November und December aus dem Wasser holen. Im Februar gehen sie nach anderen Gegenden, um sich Unterhalt zu suchen, weil dann die Wurzeln erst wieder anfangen zu wachsen und nicht gut sind. Das Volk hat die größte Liebe von der Welt zu ihren Söhnen, und wenn es sich trifft, daß ihnen einer stirbt, so beweinen ihn der Vater und alle Verwandten, ja das ganze Volk auf das heftigste, und diese Trauer dauert ein ganzes Jahr, und jeden Morgen beginnen sie damit, ihren Todten wieder von Neuem zu beweinen, wie um Mittag und nach Sonnenuntergang wieder, und erst am Ende des Jahres waschen und salben

sie ihn und erzeigen ihm die Ehre einer Todtenfeier. So werden alle ihre Todten betrauert mit Ausnahme der Alten, auf die nicht geachtet wird, da sie sagen, sie haben ihre Zeit überlebt und können nichts mehr nützen, sondern nehmen nur ihren Kindern den Platz und die Nahrung fort. Sie haben die Sitte ihre Todten zu begraben und nur die, welche sie für Aerzte gehalten, werden verbrannt, wobei sie den Scheiterhaufen in großem Jubel umtanzen, bis die Glieder zu Asche geworden sind; und über's Jahr, wenn sie wieder ihren Tod feiern, machen sie sich Einschnitte in das Fleisch und geben ihren Verwandten in Wasser die Asche zu trinken. Jeder hat seine Frau, die als die seinige anerkannt wird, und nur die Aerzte, die große Freiheiten haben und untereinander sehr zusammenhängen, können 2 auch 3 Frauen nehmen. Wenn sich einer verheirathet, so muß von dem Tage an seine Frau Alles, was er auf der Jagd oder durch den Fischfang erwirbt, in das Haus seines Schwiegervaters tragen, ohne etwas davon anzurühren oder zu essen, und aus dessen Hause wird ihm zu essen gebracht; er darf weder in das Haus der Schwiegereltern noch der Schwäger gehen; ja wenn sie sich zufällig treffen, so gehen sie mit gesenktem Haupte auf Schußweite aneinander vorüber; da es für unschicklich gilt, sich anzusehen oder zu sprechen. Den Weibern ist es erlaubt, mit ihren Schwiegereltern und Verwandten zu verkehren, und diese Sitte findet sich von dieser Insel bis über 50 Leguas in das Innere des Landes verbreitet.

Eine andere eigenthümliche Sitte ist die, daß wenn ein Sohn oder Bruder gestorben, die, welche im Sterbehause wohnen, sich 3 Monate lang keine Speise suchen, und ver-

hungern, wenn nicht die Verwandten oder Nachbarn für sie sorgen. Und als während unserer Anwesenheit so viele plötzlich starben, litten sie in den meisten Hütten großen Hunger, da sie ihre Sitten und Ceremonien aufrecht erhalten wollten. Die, welche sich nach Lebensmitteln umsahen, fanden der Kälte wegen so wenig, daß sie in einigen Canoes nach dem Festlande übersetzten, wo es sehr viele Muschelfische giebt, die 3 Monate im Jahre ihre einzigste Nahrung sind. An Holz fehlt es den dortigen Einwohnern sehr und von den Mosquitos haben sie entsetzlich viel zu leiden; ihre Hütten sind von Strohmatten auf großen Haufen von Schalen der Muschelfische errichtet, auf denen sie in Felle eingehüllt schlafen. Dort blieben wir bis zum April und gingen dann an die Meeresküste, wo wir uns einen ganzen Monat nur von Brombeeren nährten.

Capitel XI.

Weitere Erlebnisse auf der Insel Mal-Hado.

Auf jener Insel wollte man uns mit Gewalt zu Aerzten machen, ohne daß wir examinirt worden wären oder daß wir den Ehrentitel eines Doctors begehrt hätten, denn da sie ihre Kranken durch Händeauflegen heilen, so verlangten sie ein gleiches von uns. — Anfangs verlachten wir sie, als sie uns aber zur Strafe unsere Speise entzogen, so sahen wir uns schon genöthigt, ihnen ihren Willen zu thun. Ihre Art sich zu heilen ist folgende: sobald sie sich unwohl fühlen, rufen sie den Arzt; dieser macht ihnen ein paar Schnitte in das Fleisch an der Stelle, wo sie den Schmerz haben, wovon sie glauben, daß das Uebel vergeht;

wenn sie geheilt sind, so geben sie ihm nicht nur Alles, was sie selbst besitzen, sondern sammeln auch noch unter ihren Verwandten Geschenke für ihn. Wir heilten sie indem wir sie bekreuzigten, die schlimme Stelle berührten, wobei wir ein Pater noster und Ave Maria sprachen und Gott unsern Herrn so inbrünstig wie möglich um ihre Genesung und Segen für unser Werk baten, damit wir gut von ihnen behandelt würden. Und Gott wollte, daß Alle die, für die wir gebeten hatten, bald ihren Freunden ihre Wiederherstellung rühmten, so daß wir von da an mit großer Ehrfurcht angesehen wurden und Felle und andere kleine Geschenke, sowie auch Speise, die sie manchmal sich selbst entzogen, um sie uns zu geben, erhielten. — Und doch war die Hungersnoth so groß, daß ich oft drei Tage lang nicht das geringste genoß, weshalb ein Theil der Indianer mit den Capitainen Dorantes und Castillo und den Uebrigen, die noch am Leben geblieben waren, nach dem Festlande hinübergingen, wo sie sich bis zum 1. April von Muschelfischen ernährten, während ich wegen zu großer Mattigkeit bei meinen Indianern zurückblieb. Auf dem Festlande fanden sie noch einen der Unsrigen mit Namen Francisco de Leon, so daß es nun im Ganzen ihrer dreizehn waren, die ihren Marsch längs der Küste fortsetzten, während mich meine Krankheit verhinderte ihnen zu folgen, so daß ich noch ein Jahr länger bei denselben Indianern verbleiben mußte. Am Ende desselben beschloß ich aber zu fliehen, da mein Leben bei ihnen ein zu jammervolles war, denn ich mußte mir unter andern die Wurzeln, von denen ich lebte, unter dem Wasser und zwischen dem Rohr, das mich blutig riß, hervorholen; so ging ich auf das Festland zu den Indianern,

die in den Bergen von Charruco wohnen, bei denen ich als Krämer mit allen Arten Kleinigkeiten, namentlich mit Seemuscheln, die ich am Meeresstrande sammelte, umherzog, wofür ich Speise von ihnen erhielt. Gegen die Muscheln, die von den Indianern der dortigen Gegenden am meisten gesucht werden, da sie dieselben als Messer gebrauchen, mit denen sie eine Frucht zerschneiden, die Aehnlichkeit mit den Bohnen hat, und mit denen sie sich bei den Tänzen und Festen ausschmücken, tauschte ich Felle und Ocker ein, mit dem sie sich Gesicht und Haare färben; Feuersteine zu den Spitzen der Pfeile, so wie Rohr, um sie selbst zu verfertigen. So hatte ich volle Freiheit zu gehen wohin ich wollte und auf diese Weise das Land kennen zu lernen, und überall wurde ich meiner Waaren wegen gern aufgenommen. Fast 6 Jahre lang durchzog ich auf diese Weise das Land, nackt wie die Indianer selbst einhergingen und täglich auf meinen Wanderungen mit neuen Mühseligkeiten und Gefahren kämpfend, denen ich aber stets mit Gottes Hülfe glücklich entrann. Der Grund, weshalb ich so lange in jener Gegend verweilte, war der, daß ich einen Christen, Lope de Oviedo, der auf der Insel zurückgeblieben war, auf welche ich jedes Jahr einmal auf meinen Zügen zurückkehrte, mit mir nehmen wollte, der mich aber immer von einem Jahre zum andern hinhielt. Endlich führte ich ihn mit Gewalt mit mir fort, und nachdem wir mehrere Seen und Buchten passirt hatten, trafen wir Indianer, von denen wir die traurige Nachricht erhielten, daß von den Christen nur noch drei am Leben geblieben wären, die sich nicht weit von jenem Orte aufhielten, während die andern alle vor Hunger umgekommen, Diego Dorantes aber, Valdivieso und Diego de Huelva von

den Indianern erschlagen worden wären, so wie die andern Indianer, bei denen jetzt noch der Capitain Dorantes wäre, eines Tages eines Traumes wegen, den sie gehabt hätten, Esquivel und Mendez getödtet hätten. Das Land, das sich vor uns ausbreitete, schilderten sie uns als sehr unfruchtbar, das Volk aber als sehr arm, das die wenigen Christen, die unter ihnen noch am Leben wären, auf das schrecklichste mißhandelte, ja damit wir sähen, daß das was sie uns über die Behandlung der Christen gesagt hätten, auch Wahrheit wäre, so prügelten sie uns auch und setzten uns jeden Tag die Pfeile auf die Brust, indem sie uns sagten, sie hätten Lust uns auch sowie unsere Cameraden zu tödten. Lope de Oviedo fand bald mit Hülfe einiger indianischen Weiber, mit denen wir über die Seen gekommen waren, Gelegenheit zu entfliehen, so daß ich ganz allein bei jenem wilden, ungastlichen Volke zurückblieb.

Capitel XII.

Ankunft der Indianer mit Andrès Dorantes, Castillo und Estebanico.

Zwei Tage nach der Flucht Lopes de Oviedo kamen die Indianer, welche Alonso del Castillo und Andrès Dorantes gefangen hatten, in jene Gegend, die sehr reich an Nußbäumen war, von denen sie sich zwei Monate des Jahres ausschließlich ernähren, die sie aber oft auch noch nicht einmal haben, da die Früchte nicht alle Jahre gerathen. Die Nüsse sind in der Größe derer, die man in Galicien findet und die Bäume ganz außerordentlich groß. Der Tag, an welchem ich Andrès Dorantes wiedersah, war einer der

glücklichsten, den wir lange gehabt hatten, denn er hatte mich nach den Erzählungen der Indianer schon längst für todt gehalten. Ich theilte ihnen mit, daß ich nach dem Lande der Christen zu kommen suchte, worauf Dorantes mir erwiderte, daß dies schon lange seine Absicht gewesen, er aber stets bisher durch Castillo und Estebanico zurückgehalten worden wäre, da diese nicht schwimmen könnten und deshalb die Seen fürchteten, die wir auf unserem Wege zu passiren haben würden. Mein Anerbieten, ihnen bei der Flucht über die Seen behülflich zu sein, nahmen sie gern an, baten mich aber, unseren Plan den Indianern wohl zu verheimlichen, und hielten es für nothwendig noch 6 Monate bei ihnen zu bleiben, weil alsdann die Indianer weiter zögen, um von Feigen zu leben. Dies ist eine Frucht von der Gestalt der Eier, gelb und schwarz, die sehr gut schmeckt. Von diesen leben sie 3 Monate lang, und um diese Zeit kommen andere Indianer von weiter her zu ihnen, von denen sie Bogen und Pfeile eintauschen; zu diesen wollten wir dann fliehen, um mit ihnen weiter zu ziehen. So blieb ich denn dort und gab mich einem Indianer, der sowie seine Frau und sein Sohn einäugig war, und bei dem auch schon Dorantes diente, als Sclave in den Dienst. Sie erzählten mir nun, wie sie bald, nachdem sie die Insel Mal-Hado verlassen hatten, am Strande die Barke, in der der Commissar mit den übrigen Mönchen und ihren Leuten gefahren waren, zertrümmert angetroffen hätten. Sie waren weiter gegangen, hatten mehrere Flüsse und unter ihnen vier sehr große und reißende passiren müssen, und waren 15 Leguas weiter an einen kleinen Hafen gelangt, und während sie sich dort noch beriethen, wie sie über diesen

an das jenseitige Ufer kommen sollten, kam ein Indier und ein Christ zu ihnen. In Letzterem erkannten wir Figueroa, einen der 4, welche wir von der Insel Mal-Hado voraus-geschickt hatten, der ihnen erzählte, daß er mit seinen Kameraden bis dorthin gekommen wäre, wo 2 von ihnen und 1 Indianer vor Hunger und Kälte umgekommen, während er und Mendez in die Gefangenschaft der Indianer gerathen wären; Mendez habe versucht zu entfliehen, wäre aber eingeholt und getödtet worden, während er selbst einen Christen Hernando de Esquivel aus Badajoz, der von der andern Seite des Hafens herübergekommen wäre, getroffen hätte, wo er das traurige Ende erfahren, das der Gouverneur und die Uebrigen genommen hätten.

Dieser hatte eines Tages den Capitain Pantoya zu seinem Stellvertreter ernannt, als alle Uebrigen ans Land gingen und nur er mit zwei andern in dem Schiffe zurückblieben. In der Nacht wurde dieses vom Ufer losgerissen und in das offne Meer hinausgetrieben und seitdem war keine Spur wieder von ihm entdeckt worden. Pantoya ging mit den Seinigen auf einen nahe gelegenen Berg, wo sie doch wenigstens Wasser und einige Nahrung fanden, und wurde dort, da er sie schlecht behandelte, eines Tages von einem gewissen Sotomayor von der Insel Cuba erschlagen; dieser starb zuletzt von allen, worauf ihn Esquivel in Stücken schnitt und röstete und sich auf diese Weise noch bis zum 1. März das Leben fristete, wo er von einem Indianer gefunden und als sein Sklave mit fortgeführt wurde. Bei diesem hatte ihn Figueroa gesprochen und obige Nachrichten von ihm erhalten; er hatte ihn aufgefordert mit ihm nach Panuro zu gehen, dieser hatte es aber abgelehnt, da er von

den Mönchen erfahren, daß Panuro hinter ihnen läge, weshalb sie die Reise dorthin aufgegeben.

Capitel XIII.

Flucht von den Indianern.

Als die 6 Monate vorüber waren, wo wir den Plan unsrer Flucht zur Ausführung bringen wollten, begaben sich die Indianer 30 Leguas weiter um Feigen zu erndten; jeder von ihnen packte seine Hütte auf und zog getrennt von den Uebrigen mit seiner Familie einher; so wurden auch wir von einander getrennt, was unsere Flucht sehr erschwerte, uns aber nicht hinderte, einen Tag zur gemeinschaftlichen Ausführung derselben festzusetzen, sowie einen Ort zu verabreden, wo wir uns treffen wollten. Am 13. September kamen endlich Andrès Dorantes und Estebanico zu mir und erzählten mir, sie hätten Castillo bei anderen Indianern zurückgelassen, die nicht weit von hier lagerten und daß unsere Indianer am nächsten Tage dorthin ziehen würden, so daß wir ihn alsdann mit uns nehmen könnten. Jene Indianer theilten uns mit, daß nicht weit von uns ein anderer Stamm wohne, der die ganze Mannschaft, die mit Peñalosa und Tellez in einem Schiffe gekommen wären, ermordet hätten und jene wären so matt und schwach gewesen, daß sie sich nicht einmal zur Wehr gesetzt hätten. So wußten wir nun, daß auch das fünfte Schiff mit Mann und Maus zu Grunde gegangen war.

Zwei Tage später traten wir mit Vertrauen auf Gottes Hülfe, die uns doch so oft gnädig beschirmt hatte, unsere Flucht an, in der Hoffnung, daß trotz der schon sehr vor-

gerückten Jahreszeit, doch noch so viel Feigen zu finden sein würden, daß wir uns von ihnen ernähren könnten. Die Feigen sind in dortiger Gegend sehr süß und unter den verschiedenen Arten einige sehr gut, wenn sie auch mir alle so erschienen, denn mich ließ der Hunger nie lange wählen; bei dem häufigen Genuß derselben quälte uns aber der Durst sehr, weshalb wir, wie die Eingebornen, kleine Löcher in die Erde machten, dort den Saft hineinträufeln ließen und diesen statt Wasser tranken; diese trinken übrigens meist Regenwasser, denn wenn es auch Flüsse genug im Lande giebt, so sind diese auf ihren Zügen doch oft zu weit entfernt, als daß sie sich von da das Wasser holen könnten. Im ganzen Lande finden sich viele und schöne Weiden und ich glaube, die Bebauung desselben wird sehr fruchttragend und lohnend sein.

Auf unserer Flucht sahen wir bald von Weitem eine Anzahl Hütten und trafen auch einen Indianer, der uns auf unser Bitten zu dem Dorfe führte; ungefähr 2 Schußweiten vor demselben fanden wir 4 Indianer, die uns erwarteten, uns freundlich empfingen und in ihre Hütten mitnahmen, wo sie Dorantes und den Neger, den wir mitgenommen hatten, in einer, und mich mit Castillo in einer andern unterbrachten. Diese Indianer sprachen wieder eine andere Sprache und nennen sich Avavares; es waren die, von denen unsre Indianer ihre Bogen und Pfeile erhielten und erst an jenem Tage mit ihren Hütten dort angelangt. Bald kam das Volk zu uns und brachte uns Feigen in großer Menge, denn es hatte schon von uns gehört, von unserer Kraft ihre Kranken zu heilen und von den Wundern, die der Herr an uns offenbarte, denn ein Wunder

war es wohl, daß wir alle Mühen und Gefahren bisher glücklich überstanden hatten und von den wilden und rohen Völkern gastfreundlich aufgenommen worden waren.

Noch in derselben Nacht kamen einige Indianer zu Castillo, um sich von ihm heilen zu lassen, und als er sie bekreuzt und Gottes Schutz empfohlen hatte, hatte sie jedes Uebel verlassen und sie kamen voller Freude und brachten ihm Feigen und Fleisch in sein Haus, daß er nicht wußte, wo er alles hinthun sollte, denn immer mehr kamen und ließen sich heilen und brachten dann aus Dankbarkeit immer neue Geschenke, ja sie feierten uns zu Ehren ein großes Fest, das drei ganze Tage dauerte. Am Ende desselben forschten wir nach der Beschaffenheit des Landes, das vor uns sich ausbreitete und sie schilderten es als sehr kalt und unwirthbar, denn die Feigen seien alle schon eingeerndtet und die einzelnen Stämme wieder in ihre Heimath zurückgekehrt, daß wir auf unserer Reise wenig Unterhalt finden würden. So beschlossen wir denn, den Winter über bei ihnen zu bleiben, und 5 Tage später zogen wir mit ihnen weiter, bis wir an einen großen Fluß kamen, wo wir unsere Hütten aufschlugen, da wir dort neue Nahrung zu finden hofften. Da es dort keine Wege giebt, so verirrte ich mich eines Tages und zum Glück fügte es Gott, daß ich einen brennenden Baum fand, bei dessen Feuer ich die nächste Nacht zubrachte. 5 Tage lang irrte ich allein umher, ohne auch nur das Geringste zu finden, womit ich meinen Hunger hätte stillen können; des Nachts ging ich immer an den Fuß der Berge, grub mir ein Loch und zündete rings herum 4 Feuer an, denn in dortiger Gegend fand ich sehr viel trocknes Holz, und unterhielt diese fortwährend, was das

einzige Mittel war, mich einigermaßen gegen die Kälte zu schützen, denn ich war ganz nackend und die Bündel Stroh, mit denen ich mich zudeckte, hielten mich nicht sehr warm; in einer Nacht hatte das Stroh Feuer gefangen, während ich in meiner Grube lag und schlief, daß ich fast verbrannt wäre und mir die ganzen Haare versengte. Die Indianer freuten sich alle sehr als ich wieder zu ihnen kam, denn sie hatten mich längst für verloren gehalten und mich nicht gesucht, da sie selbst so großen Mangel gelitten; am folgenden Tage machten wir uns auf und zogen weiter, wo wir bald an einen Ort gelangten, an dem wir Feigen in großer Menge fanden, daß wir unsern Hunger stillen konnten und Gott dankten, dem es nie an Mitteln fehlt uns zu helfen.

Capitel XIV.

Wie die Indianer ihre Kranken zu uns brachten.

Am folgenden Morgen kamen eine Menge Indianer und brachten 5 Kranke zu Castillo, die ihm jeder ihre Bogen und Pfeile anboten, wenn er sie heilte. Er nahm sie auf und mit Sonnenuntergang machte er das Zeichen des heiligen Kreuzes über sie und empfahl sie im Gebete Gott unserm Herrn, den wir alle auf das innigste anriefen, daß er ihnen Genesung sende, denn es war ja das einzigste Mittel, wodurch wir uns bei ihnen in Achtung setzen konnten, um noch einmal wieder von diesem elenden Leben erlöst zu werden; und er fügte es in seiner Barmherzigkeit, daß am nächsten Morgen alle gesund und kräftig erwachten und sich so wohl fühlten, als ob sie niemals krank ge-

wesen wären. Das erregte unter ihnen große Bewunderung und wir dankten unserm Herrn und Heiland, dessen große Güte wir immer tiefer erkannten, so daß auch die Hoffnung, noch einst aus jener Knechtschaft erlöst zu werden, immer fester bei uns allen wurde. Als die Indianer mit ihren genesenen Brüdern uns verlassen hatten, zogen wir weiter zu andern Stämmen, die sich Catalches, Malicones und Sucolas nennen und eine ganz andre Sprache reden, als die, welche wir bisher getroffen hatten und überall brachten sie ihre Kranken zu uns und baten uns, sie zu heilen und unter andern verlangten sie auch einmal von Castillo, daß er zu ihnen käme, denn einer ihrer Brüder wäre schon dem Tode nahe. Castillo war aber ein sehr furchtsamer Arzt, zumal wenn die Kranken bedenklicher Art waren und fürchtete, seine vielen Sünden möchten es verhindern, daß er jedesmal mit seinen Kuren Erfolg hätte. Da baten die Indianer mich, denn sie hatten gehört, wie auch ich früher bei andern Stämmen die Kranken geheilt hatte und so mußte ich mit ihnen gehen mit Dorantes und Estebanico, die mich begleiteten. Als ich zu ihren Hütten kam, merkte ich, daß der Kranke bereits gestorben war, denn alles Volk stand und weinte und klagte, und seine Hütte war schon zerstört, was ein Zeichen ist, daß der Herr derselben gestorben ist.

Als ich herantrat, sah ich den Indianer mit geschlossenen Augen daliegen, der Puls hatte aufgehört zu schlagen und alle Anzeichen eines vollständigen Todes waren vorhanden. Ich nahm die Matte fort, mit welcher er bedeckt war und das einzigste, was ich thun konnte, war, daß ich zu Gott flehte um Wiedererweckung des Todten und nach-

dem ich ihn mehrere Male bekreuzt hatte, brachten sie mir seinen Bogen und eine Menge Pfeile und trugen mich fort, um auch noch andere zu heilen. Bald nach meiner Rückkehr zu meinen Indianern erfuhr ich, daß jener Todte wieder aufgestanden sei, gegessen und gesprochen habe und daß auch alle andre, die ich geheilt, wieder ganz gesund wären. Der Ruf dieses Wunders verbreitete sich durch das ganze Land und von allen Gegenden brachten sie uns ihre Kranken, so daß auch Dorantes und der Neger, die bisher noch keine Heilung vorgenommen hatten, Aerzte werden mußten, und wir von ihnen für die leibhaftigen Söhne der Sonne gehalten wurden, ja sie gingen in ihrem Vertrauen auf unsre wunderthätige Kraft soweit, daß sie glaubten, so lange wir bei ihnen weilten, könne keiner von ihnen dem Tode erliegen. Jene Indianer erzählten uns eine höchst eigenthümliche Geschichte. Vor etwa 16 Jahren wäre in jenen Gegenden ein Mann mit Namen Mala-Cosa umhergegangen, klein und mit langem Barte, daß man seinen Mund gar nicht hätte sehen können und von so schrecklichem Ansehen, daß sich ihre Haare gesträubt und sie angefangen hätten zu zittern, so wie er sich auf ihrer Schwelle gezeigt. Oft wäre er auch in Frauengestalt mit einem großen Feuerbrand unter ihnen erschienen, wenn sie eben getanzt oder ein Fest gefeiert, hätte sich einen von ihnen herausgegriffen und ihm mit einem großen Messer drei gewaltige Stiche in die Weichen gegeben, dann mit der Hand durch jene Oeffnungen die Gedärme herausgezogen, ungefähr ein Stück von der Länge einer Hand abgeschnitten und dieses in das Feuer geworfen; nachdem er ihm noch drei Schnitte in den Arm gemacht, hätte er seine Hand

auf die Wunde gelegt, so daß er wieder gesund gewesen wäre. Oft hätten sie ihm zu essen angeboten, er hätte aber nie etwas angenommen und auf ihre Frage, woher er käme, hätte er auf eine Spalte der Erde gewiesen, dort wäre seine Wohnung. Als sie sahen, daß wir sie wegen solcher Mährchen verlachten, brachten sie uns mehrere, an denen sie uns noch die Wunden zeigten, die jener ihnen beigebracht; wir sagten ihnen, das wäre ein böser Geist gewesen und machten ihnen, so gut wir konnten, deutlich, daß wenn sie an Gott unsern Heiland glaubten und Christen würden wie wir, so würden sie keine Furcht mehr haben, und er würde ihnen nichts anhaben können; so lange wir bei ihnen wären, könnten sie aber überzeugt sein, daß er es nicht wagen würde, sich in ihrem Lande zu zeigen.

Wir blieben 8 Monate bei jenen Indianern, während deren wir 6 Monate großen Mangel an Lebensmitteln hatten, denn sie sammeln weder die Früchte noch Fische, wie es andere thaten, bei denen wir früher gewesen waren. — Am meisten litten wir in der Zeit, als die alten Feigen aufgegessen und die neuen noch nicht reif waren, wo wir uns von einer andern kleinen Frucht nähren mußten, die noch ganz grün war, daß der Saft uns den ganzen Mund zerfraß, so daß wir täglich nicht mehr als zwei Hände voll genießen konnten und dabei wegen Mangel an Wasser, großen Durst ausstehen mußten, daher tauschten wir uns von ihnen gegen Fischernetze und andere Sachen ein paar Hunde ein, die wir allmälig verzehrten. Da wir in jenem Lande, wie schon erwähnt, stets ganz nackend gingen, was wir nicht gewohnt waren, so häuteten wir uns nach Art der Schlangen alle Jahre zwei Mal und auf Brust und

Rücken bekamen wir durch die starken Sonnenstrahlen und die Luft große Maale, die uns bei den schweren Lasten, die wir oft zu tragen hatten, wobei die Stricke uns in Schulter und Arme schnitten, häufig große Schmerzen verursachten; der Boden war so steinig und hart, daß wir uns die Füße oft so wund liefen, daß das Blut herunterfloß. Wenn ich so auf alle Weise leiden mußte, war mir der Gedanke an das Leiden unseres Erlösers Jesus Christus und an das Blut, das er für mich vergossen, der einzigste Trost und ich dachte dann, daß die Qualen, die ihm seine Dornen bereitet, doch noch weit größer gewesen, als Alles, was ich erduldet habe. Ich trieb einen kleinen Handel mit den Indianern, indem ich ihnen Kämme, Bogen, Pfeile oder Netze anfertigte; manchmal machte ich auch Strohmatten, die sie zu ihren Hütten brauchen, mit deren Bereitung sie sich aber nicht gern beschäftigen, obgleich sie es wohl verstehen, da sie dann während dessen nicht ihre Speise aufsuchen können und so Hunger leiden müssen. Hin und wieder gaben sie mir auch Leder zu schaben, was immer ein Festtag für mich war, da ich dann das Geschabsel essen konnte, was doch für einen oder zwei Tage ausreichte. Für unsre Arbeit bekamen wir auch wohl einmal ein Stück Fleisch, was wir denn so schnell als möglich roh verzehrten, aus Furcht, es könnte es ein Indianer erblicken, der es uns dann gleich entrissen haben würde, auch waren wir schon so an Entbehrungen gewöhnt, daß wir es kaum vermißten, wenn es nicht gekocht war. Das ist das Leben, das wir dort führten und so wenig Unterhalt konnten wir durch unserer Hände Arbeit erwerben.

Als wir unsere Hunde aufgegessen hatten, was uns

wieder einige Kräfte zu neuen Anstrengungen gegeben hatte, verließen wir unsere Indianer, nachdem sie uns den Weg zu einem ihnen befreundeten Stamme angegeben hatten, der auch ihre Sprache spreche und von dem wir gut aufgenommen würden. Wir waren noch nicht lange gegangen, als wir ein indianisches Weib und einen Knaben antrafen, die bei unserm Anblick entsetzt flohen; allmälig gewannen sie aber Zutrauen zu uns, als wir sie zurückriefen und führten uns zu ihrem Stamm, wo wir an 50 Hütten auf einer Stelle fanden; Alle zeigten anfangs große Furcht und betasteten unsern ganzen Körper voller Erstaunen und dann ebenso ihre eignen Gesichter und Körper. Wir blieben die Nacht bei ihnen und am folgenden Morgen brachten sie uns ihre Kranken und baten uns, sie zu heilen, indem sie uns zugleich, so gut sie konnten zu essen gaben, und zwar Feigenblätter und geröstete grüne Feigen. Da sie uns so sehr gut aufgenommen hatten, so blieben wir mehrere Tage bei ihnen, und ließen sie bei unserer Abreise voller Trauer über unsere Trennung zurück.

Capitel XV.

Von den Sitten der Indianer jener Gegend.

Von der Insel Mal-Hado an hatten alle Indianer, die wir auf unsern Zügen antrafen, die Sitte, von dem Augenblicke an, wo sich ihre Weiber schwanger fühlen bis 2 Jahre nach der Geburt ihrer Kinder, die bis zum zwölften Jahre an der Mutterbrust saugen, nicht mit ihnen zu schlafen. Auf unsre Frage, warum sie ihre Kinder so aufzögen, erwiederten sie uns, sie thäten es der häufigen Hun-

gersnoth wegen, damit, wenn sie selbst oft 3 Tage lang ohne Speise zubrächten, doch ihre Kinder hinreichende Nahrung hätten, um nicht Hungers sterben zu müssen, denn wenn auch ohne dem vielleicht das eine oder andere eine solche Zeit überleben würde, so würde es doch sehr schwach und kränklich werden; wenn auf ihren Zügen welche von ihnen krank werden, so lassen sie sie ruhig liegen und sterben, und wer irgend ihnen nicht folgen kann, wird zurückgelassen, außer ein Sohn oder Bruder, den sie auf ihren Schultern mit sich forttragen. Ihre Frauen verlassen sie, sobald sie ihnen nicht mehr gefallen, und nehmen sich irgend eine andere, nicht aber, wenn sie Söhne von ihnen haben, wo sie mit ihnen zusammen leben. Wenn sich einige unter einander streiten, so prügeln sie sich mit den Fäusten oder mit Stöcken, bis sie ermüdet auseinander gehen oder von den Weibern getrennt werden; die Männer mischen sich nie in die Kämpfe Anderer; wenn die Wuth auch noch so groß gegenseitig ist, so greifen sie doch nie zu den Bogen und Pfeilen und wenn der Kampf beendet, nehmen sie ihre Weiber und ihre Hütten und ziehen getrennt von den Uebrigen fort und erst wenn sie sich wieder ausgesöhnt haben, kehren sie zum Stamme zurück und sind wieder Freunde, als ob gar nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre. Wenn die, welche Streit bekommen, unverheirathet sind, so gehen sie zu ihren Nachbarn, von denen sie, wenn es auch ihre Feinde sind, doch gut aufgenommen und beschenkt werden, daß sie nach der Versöhnung oft reich in ihr Dorf zurückkehren, das sie kurz vorher noch arm verlassen hatten. Das ganze Volk ist höchst kriegerisch und besitzt so viel List, um sich gegen seine Feinde zu schützen, als ob es in Italien

wohnte und in fortwährendem Kriege lebte; wenn sie fürchten, von ihren Feinden angegriffen zu werden, so schlagen sie ihre Hütten an dem Abhange des steilsten Berges auf und dicht daneben machen sie einen Graben, in welchem sie schlafen; ihre Weiber und Kinder bringen sie in die Gebirge und bei Nacht zünden sie Feuer in ihren Hütten an, damit der Feind sie dort vermuthet, wo denn bei einem etwaigen Angriff ihn die überfallen, welche in dem Graben liegen und von dort aus großen Schaden thun, ohne daß er sie sehen oder finden könnte. Wenn keine Berge da sind, in welche sie sich zurückziehen können, so lagern sie sich im freien Felde, wo es ihnen am besten erscheint, umgeben ihre Hütten mit Gräben, die sie mit dünnem Holz bedecken und von dort aus vertheidigen sie sich gegen den Feind. Einmal wurden die Indianer, bei denen ich gerade war, ganz unerwartet von ihren Feinden in der Nacht überfallen, daß 3 von ihnen getödtet und sie zur Flucht in die nahen Berge gezwungen wurden; noch in derselben Nacht kehrten sie aber, sobald sie gemerkt, daß jene fortgezogen waren, in ihre Hütten zurück, sammelten die Pfeile, die vorher auf sie abgeschossen worden waren und griffen sie nun in ihren eigenen Hütten an, tödteten 5, verwundeten viele von ihnen und zwangen sie gleichfalls zu eiliger Flucht mit Zurücklassung ihres ganzen Habe und Gutes; wenige Tage darauf kamen die Frauen und söhnten sie wieder aus mit einander, wie dies oft geschieht, obgleich sie nicht selten die Ursache des Krieges sind. — Alle diese Völker suchen sich, wenn sie Privatfeindschaften haben und nicht derselben Familie angehören, bei Nacht durch List gegenseitig zu tödten und behandeln einander mit der größten

Grausamkeit. Ueberhaupt sind sie die größten Krieger, die ich je gesehen habe; sobald die Feindseligkeiten ausgebrochen sind, bleiben sie die ganze Nacht wach, und der, welcher schläft, hält den gespannten Bogen mit einem Dutzend Pfeilen stets bereit in der Hand; oft kriechen sie mitten in der Nacht auf allen Vieren aus ihren Hütten heraus, um ohne daß sie selbst gesehen werden, umherzuspähen, ob irgend welche Gefahr ihnen drohe und sobald sie etwas gewahr werden, so sind im Augenblicke Alle mit ihren Bogen und Pfeilen kampfgerüstet auf dem Felde. Mit Tagesanbruch spannen sie ihre Bogen ab, bis sie auf die Jagd gehen. Wenn sie kämpfen, so ducken sie sich auf die Erde nieder und während sie schießen, rücken sie vor, indem sie stets von einer Stelle auf die andere springen und sich so vor den Pfeilen ihrer Feinde schützen, so daß man ihnen auch im offenen Felde mit der Armbrust oder Muskete wenig anhaben kann, weshalb der Indianer diese Waffen verspottet, während er große Furcht vor der Reiterei hat, was die einzigste Waffe ist, mit der man sie unterjochen kann. Sobald sie im Kampfe ihre Munition verbraucht haben, so geht jeder seinen Weg, ohne daß die einen die andern verfolgen, wenn ihre Anzahl auch noch so ungleich wäre. — Oft gehen sie mit den Pfeilen ruhig weiter, und sterben nicht an den Wunden, wenn sie nicht gerade in den Weichen oder im Herzen getroffen sind. Sie sehen und hören besser und ich glaube, alle ihre Sinne sind schärfer als die irgend eines Volkes auf der ganzen Erde.

Auf der Insel Mal-Hado giebt es zwei Sprachen; die Sprache der Caoquen und der de Han; auf dem Fest-

lande der Insel gegenüber wohnen die Indianer von Chorruco, welcher Name von den Bergen genommen ist, in denen sie leben; weiter hin an der Meeresküste wohnen die Doguenes und neben ihnen die von Mendica und die Mariames, Ignaces, Atayos, Guaycones, Maliacones und Susolas. Im Innern des Festlandes leben die Avavares, Catalchiches und Andere. Alle diese Stämme haben ihre besondere Wohnsitze und ihre eigenthümliche Sprache; in einer derselben heißt der Mensch acà und der Hund xó; Alle bereiten sich aus den Blättern der Bäume, z. B. der Steineiche ein berauschendes Getränk, für das sie oft ihr Hab und Gut hingeben; sie nehmen die Blätter und rösten sie in einem Topfe am Feuer, gießen dann Wasser darauf, lassen dies zweimal aufkochen, thun es in eine Kalabasse und trinken es, so heiß sie es irgend ertragen können, indem sie fragen, wer mittrinken will. — Wenn dies ihre Weiber hören, so müssen sie sich ganz still verhalten und dürfen sich nicht rühren, wenn sie auch noch so schwere Lasten gerade tragen; und thut dies doch eine von ihnen, so wird sie entehrt und erhält Prügel, während sie das noch übrige Wasser mit großem Unwillen fortgießen, was sie aber schon getrunken, wieder ausbrechen, was ihnen sehr leicht wird. Als Grund dieser sonderbaren Sitte führen sie an, daß, wenn in dem Augenblicke, wo sie das Wasser trinken wollen, die Frauen sich rühren, sich mit dem Wasser ein gefährliches Gewächs in ihrem Körper bildet, wovon sie sehr bald sterben müßten; das Wasser sieht gelb aus und sie trinken es 3 Tage lang ohne etwas zu essen, und zwar jeden Tag 1½ Arroba, während welcher Zeit die Frauen nur für sich

allein Speise suchen, denn Niemand ißt von dem, was sie bringen.

Capitel XVI.

Ueber eine neue Sitte.

Bald nachdem wir die Völker verlassen hatten, deren Sitten ich eben beschrieben habe, kamen wir zu einem andern Stamme, der uns sehr gut aufnahm, uns alle seine Kranken brachte, die wir durch das Zeichen des Kreuzes heilten und uns zu Ehren große Tänze und Feste anstellten, daß wir die ganze Nacht hindurch nicht schlafen konnten. Ein Theil desselben schloß sich so an uns an, daß er uns auf unseren weiten Zügen begleitete, bis wir wieder an einen Ort kamen, wo etwa 50 Hütten der Indianer zusammen lagen. Von hier an lernten wir eine neue Sitte kennen, die wir bisher noch nicht angetroffen hatten, nehmlich die, daß wir gastfreundlich empfangen wurden, und die, welche uns begleiteten, den Fremden, wo wir hinkamen, all ihr Hab und Gut wegnahmen, um es uns zu geben.

Uns that es sehr leid, daß die, welche uns so freundlich aufgenommen hatten, so des Ihrigen beraubt und sie unsertwegen leiden sollten, ja wir fürchteten auch, es möchte deswegen zwischen den einzelnen Stämmen zum Kampfe kommen, hatten aber doch keine Macht, dem Unwesen Einhalt zu thun und mußten es für den Augenblick geschehen lassen, bis wir mehr Ansehen unter ihnen erlangt hätten. Als aber die, denen Alles genommen worden erfuhren, daß es uns betrübte, versicherten sie, sie gäben es gern, da sie uns doch gesehen hätten und sie würden späterhin auch

durch andere, die sehr reich wären, entschädigt werden. Auf dem ganzen Wege hatten wir viel dadurch auszustehen, daß jeder uns nicht nur sehen, sondern auch berühren wollte, wobei sie uns fast erdrückten und doch konnten wir nicht entfliehen, da ihrer gar zu viele waren; die Indianer dortiger Gegend sind sehr gut und weit weißer als alle, die wir bis dahin gesehen hatten. Dort sahen wir zum ersten Male eine längere Bergkette, die sich von Norden her vom Meere herunterzuziehen schien und nach dem, was die Indianer uns sagten, glaubten wir ungefähr 15 Leguas von dem Meere entfernt zu sein. Bis zu den Bergen begleiteten uns unsere Indianer, weil dort Verwandte von ihnen wohnten, und sie wollten nicht leiden, daß wir wo anders hinzögen, als wo sie sicher wären, daß wir gut empfangen werden würden und als wir hinkamen, nahmen sie den Andern wieder ihr Hab und Gut ab. Da jene diese Sitte kannten, so hatten sie anfangs einen Theil ihrer Sachen verborgen, kamen aber nachher selbst und boten uns Alles zum Geschenk an, wie Ocker und kleine Säcke voll Silber, was wir der Sitte gemäß mit denen theilten, die mit uns gekommen waren, worauf sie anfingen zu tanzen und auch zu andern Stämmen schickten, damit diese kämen um uns zu sehen. Als wir am folgenden Tage wieder abreisen wollten, wollte uns das ganze Volk bis zu einem andern befreundeten Stamme begleiten, der oben auf den Bergen wohnte, bei denen es uns sehr gut gehen und die uns viele Geschenke geben würden. Da dies aber nicht auf unserm Wege lag, da wir näher an die Küste wollten, stellten sie uns anfangs vor, daß wir dort weder Lebensmittel noch Menschen antreffen würden, da das ganze Land sehr arm

und fast gar nicht bewohnt wäre. Wir beharrten aber bei unserm Entschluß, und so schickten sie 2 Indianer voraus, um auf dem Wege, den wir kommen würden, das Volk zusammenzutreiben und ein großer Theil von ihnen begleitete uns, die Weiber trugen das Wasser und wir hatten ein solches Ansehen unter ihnen, daß Keiner ohne unsere Erlaubniß zu trinken wagte. 2 Leguas weiter trafen wir die beiden Indianer, die vorausgeschickt worden waren, die uns die Nachricht brachten, daß sie kein Volk auftreiben könnten; darauf baten sie uns noch einmal, mit ihnen in die Sierra zu gehen, und als wir es wieder abschlugen, verließen sie uns mit großer Trauer und wir setzten unsern Weg allein fort. Bald trafen wir auch 2 Frauen an, die Mais trugen, von dem sie uns auf unsere Bitte zu essen gaben und uns sagten, daß wir nicht weit von dort an einem Flusse eine Menge Hütten und Feigenbäume finden würden. Mit Sonnenuntergang gelangten wir zu einem Dorfe von etwa 20 Hütten, von deren Einwohnern wir mit großer Trauer aufgenommen wurden, denn sie hatten gehört, daß überall, wo wir hingekommen wären, unsere Begleiter Alles geraubt und geplündert hätten; als sie aber sahen, daß wir ganz allein kamen, verlor sich ihre Furcht bald, sie gaben uns aber nichts weiter als Feigen. Wir blieben die Nacht dort und mit dem Anbruch des nächsten Tages erschienen plötzlich wieder die Indianer, die uns Tags zuvor verlassen hatten und nahmen ihnen alle ihre Sachen, wie sie stets gethan, indem sie sie damit trösteten, daß wir die Söhne der Sonne wären und Macht hätten, ihre Kranken zu heilen und zu tödten, weshalb sie uns so gut wie möglich aufnehmen und weiter führen, bis wir anders Volk

anträfen und dann dieses berauben und plündern sollten, um uns deren Sachen zu geben, da das so die Sitte wäre.

Capitel XVII.

Wie sie sich gegenseitig berauben.

Von da an wurden wir auch von diesen Indianern aufs Zuvorkommendste behandelt und nachdem wir 3 Tage bei ihnen verweilt hatten, von ihnen bis zu dem nächsten Stamme begleitet, dem sie Alles, was sie von uns erfahren hatten wieder erzählten und noch Vieles hinzusetzten, denn die Indianer sind große Freunde von Neuigkeiten und verstehen es sehr, eine anfangs unbedeutende Sache durch allerhand lügenhafte Zusätze immer mehr zu vergrößern. Sobald wir uns den Hütten näherten, kam uns das ganze Volk entgegen und unter anderen Sachen gaben uns zwei Aerzte 2 Kalabassen, die wir von nun an trugen, indem wir unserer Würde noch diese Ceremonie hinzufügten, was nichts geringes unter ihnen ist. Die, welche uns begleiteten, plünderten und zerstörten die Häuser, da es ihrer aber viele waren, so konnten sie nicht Alles fortschleppen und verloren die Hälfte unterwegs. Wir gingen nun an dem Abhange der Berge entlang und fanden nach einem Marsche von etwa 50 Leguas wieder ungefähr 40 Hütten zusammenliegen, wo Dorantes mit manchen andern Geschenken eine große kupferne Schelle erhielt, auf welcher ein Gesicht gezeichnet war, die sie von ihren Nachbaren, die dieselben vom Norden her gebracht, wo viele dergleichen gegossen würden, erhalten hätten. Wir überstiegen eine Bergkette

von 7 Leguas, wo wir viel Eisenstein fanden und trafen endlich an einem sehr schönen Flusse wieder eine Menge Hütten an, deren Einwohner uns mit ihren Kindern, die sie auf den Schultern trugen, auf halbem Wege entgegenkamen und uns viele Perlen und Mäntel von Kuhhäuten zum Geschenk brachten. Dort brachten sie mir auch einen Mann, der vor längerer Zeit durch einen Pfeil verwundet worden war, dessen Spitze in der Gegend der Brust steckte und ihm seit der Zeit unendlich viel Schmerzen bereitet hatte, so daß er fortwährend krank gewesen wäre. Ich betastete ihn, fühlte die Spitze und sah, daß sie durch den Knorpel gedrungen war; mit einem Messer, das er besaß, schnitt ich die Brust an jener Stelle auf und nach vieler Mühe gelang es mir endlich, die Spitze herauszuziehen, was sehr schwierig war, da dieselbe sich krumm gebogen hatte; er blutete sehr stark und nur mit Mühe konnte ich das Blut mit etwas Leder stillen. Als am folgenden Tage die Wunde schon etwas geheilt war, fühlte er sich wieder ganz wohl. Die Spitze mußte ich ihnen geben, sobald ich sie herausgezogen hatte, um sie im ganzen Lande umherzutragen, damit alles Volk sie sehen und bewundern könnte und diese Kur gab uns ein solches Ansehen unter ihnen, daß sie sich bemühten, uns ihre Achtung und Dankbarkeit auf alle Weise zu zeigen. Wir verließen jene auch wieder und zogen weiter durch so viele verschiedene Gegenden und vorüber an so vielen fremden Völkern, die alle ihre eigne Sprachen sprechen, daß das Gedächtniß nicht im Stande ist, alle aufzuzählen und immer von einer großen Menge Volks begleitet, von denen die einen immer wieder die andern vertrieben, so daß alle Theile zufrieden waren. In

jenen Thälern, durch die uns unser Weg führte, trug jeder von ihnen einen großen Knittel, und sobald sich ein Hase sehen ließ, die dort ziemlich zahlreich sind, so umstellten sie ihn und schlossen ihn mit den Stöcken immer enger ein, daß sie ihn oft mit der Hand fingen, was mir die hübscheste Jagd erschien, die ich je gesehen habe; andre, welche Bogen hatten, suchten in den Bergen nach Wild und gegen Abend brachten sie ihre Beute, wie Wachteln, Hänflinge und andere Vögel heim und gaben uns stets einen Theil derselben ab, ja zuletzt brachten sie Alles, was sie erlegten zu uns und Niemand wagte etwas davon anzurühren, bevor wir das Zeichen des heiligen Kreuzes darüber gemacht hatten, welche Sitte sie allmälig von uns annahmen. Die Weiber trugen Strohmatten, aus denen des Abends, wenn wir Halt machten, für jeden seine besondere Hütte gemacht wurde; was des Tages über an Wild erlegt worden war, ließen wir dann in einer Art Ofen, die sie sehr schnell dazu errichteten, braten, nahmen selbst von Allem zuerst etwas und gaben das Uebrige dem Angesehensten derer, die mit uns gekommen waren, um es unter diese zu vertheilen; jeder einzelne kam dann mit seinem Theil zu uns, damit wir es bekreuzten, bevor er es aß, und da uns oft 3 — 4000 Menschen auf unserer Reise begleiteten, so kann man daraus abnehmen, was wir für Mühe und Umstände mit ihnen hatten.

Bald trat eine Aenderung in der Art ein, wie wir von den einzelnen Stämmen empfangen wurden, denn Diejenigen, welche uns von nun an begleiteten, nahmen den Indianern bei unserer Ankunft nicht mehr all ihr Hab und Gut, sondern diese gingen in ihre Hütten und brachten uns

all ihr Eigenthum zum Geschenk, und sie sagten ihnen, sie möchten sich gar hüten irgend etwas zu verheimlichen, denn wir wüßten es doch alles und würden sie, falls sie das thäten, bald sterben lassen, denn die Sonne habe es uns so befohlen. Alle, die auf diese Weise ihre Hütte und ihre Habe verloren, folgten uns und ihre Furcht war anfangs so groß, daß sie die ersten Tage nicht wagten mit uns zu sprechen oder die Augen gen Himmel aufzuschlagen. Als sie einst nicht den Weg mit uns gehen wollten, den wir wünschten, weil sie meinten, das Land wäre dort sehr schwach bevölkert und sehr arm, und wir ihnen wegen ihres Ungehorsams zürnten, traf es sich, daß plötzlich 8 von ihnen starben, was in der ganzen Gegend einen solchen Schrecken verbreitete, daß es schien, als müßten sie bei unserm Anblick schon aus bloßer Furcht sterben, und alle kamen und baten, wir möchten ihnen nicht mehr zürnen oder mehr von ihnen sterben lassen, denn sie waren überzeugt, daß schon unser bloßer Wille sie tödtete. Höchst merkwürdig war es, daß die Eltern, Brüder und Weiber derer, die starben, so lange sie in diesem Zustande waren, große Betrübniß äußerten und vielen Schmerz zeigten, sobald sie aber wirklich gestorben waren, nicht das geringste Gefühl verriethen, weder weinten noch miteinander klagten und sich nicht eher um sie bekümmerten, als bis wir ihnen befahlen, sie zu beerdigen; ja, als eine Frau anfing zu weinen, ergriffen sie sie, schleppten sie fort und rissen ihr mit den scharf gemachten Zähnen einer Maus die Haut von den Schultern, und als ich beim Anblick dieser Grausamkeit zornig wurde, sagten sie mir, sie thäten es, um sie zu bestrafen, weil sie in unserer Gegenwart geweint hätte. Auf unserer weitern

Reise kamen wir zu einem Stamm, wo wir wieder eine neue Sitte kennen lernten. Die Indianer kamen uns nicht mehr entgegen, sondern wenn wir in ihre Dörfer kamen, fanden wir besondere Hütten für uns zurecht gemacht, sie selbst aber in den ihrigen mit gebeugtem Haupte, das Gesicht nach der Wand zu gekehrt und die Haare über die Augen gekämmt, dasitzend, während all ihr Hab und Gut in der Mitte derselben auf einen Haufen zusammengepackt war. — Dies war das schönste Volk, das wir bis dahin gesehen hatten, und von der größten Lebhaftigkeit und Geschicklichkeit, von denen wir auch am besten verstanden wurden. Sie gehen alle ganz nackt einher, nur die Frauen kleiden sich mit Thierfellen, was auch manchmal die Männer und namentlich die alten thun, die nicht mehr zum Kriege fähig sind. Wir frugen sie, warum sie denn keinen Mais säeten, worauf sie uns erwiderten, sie thäten es nicht, um nicht die Aussaat zu verlieren, denn 2 Jahre hinter einander hätte ihnen alles Wasser gefehlt und der Boden wäre so trocken gewesen, daß die Maulwürfe allen Mais vernichtet hätten, weshalb sie nicht eher wieder säen könnten, als bis es geregnet hätte, worauf sie verlangten, wir sollten für sie um Regen bitten, was wir ihnen auch versprachen. Wir erkundigten uns bei ihnen, wo wir denn Mais fänden und sie wiesen uns darauf nach dem Lande gen Westen hin, dort wäre derselbe überall zu finden, wir müßten aber durch eine sehr unfruchtbare Gegend, wo wir 17 oder 18 Tagereisen weit nicht das geringste zu essen treffen würden, als höchstens eine Frucht, die sie Chacan nannten und die man zwischen zwei Steinen mit vieler

Mühe zermalmen müßte, die aber denn doch noch so scharf und trocken wäre, daß man sie kaum genießen könnte.

Capitel XVIII.

Reise um den Mais aufzufinden.

Nach solchen wenig ermunternden Nachrichten waren wir anfangs unschlüssig, welchen Weg wir einschlagen sollten und verweilten deshalb noch zwei Tage bei ihnen, entschlossen uns dann aber doch trotz aller Mühen und Entbehrungen, die uns noch bevorstehen mochten, unserm ersten Plane treu zu bleiben und verfolgten daher unsern Weg, bis wir an das Südmeer gelangten. Wir mußten in der That 17 Tage lang durch ein Land gehen, in dem wir nichts als jene Frucht fanden, von der wir jedoch nicht aßen, sondern uns während der ganzen Zeit täglich von einer Hand voll Schmalz nährten, das wir zu dem Zweck mitgenommen hatten. Am Ende dieses beschwerlichen Marsches kamen wir endlich wieder zu indianischen Hütten, in denen wir große Massen Mais aufgespeichert fanden, von denen man uns bereitwillig mittheilte; dort erhielten wir auch Decken von Baumwolle, die wir unsern Führern schenkten, die uns sehr befriedigt verließen. Wir dankten unserm Herrn, der uns dort hingeführt hatte, denn nun zogen wir über 100 Leguas durchs Land und fanden stets Mais und Bohnen vollauf und baumwollene Decken, die zum Theil besser gearbeitet waren, als die in Neu-Spanien. Die Häuser der dortigen Indianer waren zum Theil aus Erde gefertigt, theils aus Matten, die aus Rohr geflochten waren; dort schenkten sie uns unter andern auch Corallen,

wie man sie in der Südsee findet, viele sehr gute Türquisen, die sie aus dem Norden bekamen und Smaragden, die sie zu den Spitzen ihrer Pfeile benutzen und von andern Indianern, die weiter in den Bergen wohnen, gegen Papageyfedern eintauschen.

Bei ihnen wurden die Frauen sehr gut behandelt, wie wir es fast noch nirgends gesehen hatten; dieselben tragen Hemden von Baumwolle, die bis an die Knie reichen und darüber einen Rock ohne Aermel von Leder, das sie mit einer Wurzel reinigen und zubereiten, daß es sehr gut aussieht; vorn ist derselbe offen und mit Riemen zugemacht. Ueberall kam das Volk auch dort zu uns um sich bekreuzen zu lassen, ja alle neugebornen Kinder brachten sie uns damit wir das Zeichen des heiligen Kreuzes über sie machten. Wenn Stämme mit einander im Kriege waren, so versöhnten sie sich alsbald und schlossen Freundschaft, um uns zu empfangen, so daß wir das ganze Land im Frieden zurückließen. Durch Zeichen gaben wir ihnen zu verstehen, daß es im Himmel einen Mann gäbe, den wir Gott nannten, der Himmel und Erde geschaffen, den wir als unsern Herrn anbeteten und verehrten, und stets seinen Geboten folgten, denn von seiner Hand käme alles Gute und wenn sie es eben so machten, so würde es ihnen nur gut ergehen auf Erden; unser Ansehen war so groß unter ihnen, daß, wenn wir nur eine Sprache gehabt hätten, um uns ordentlich mit ihnen zu verständigen, wir sie gewiß alle als Christen verlassen hätten. — In jener Gegend giebt es eine Art Bäume, die viele Aehnlichkeit mit den Aepfelbäumen haben und deren Früchte sie sammeln, um ihre Pfeile damit zu bestreichen und wenn diese mißrathen, so brechen

sie einen Zweig ab, wo denn eine Art Milch herausfließt, die dieselben Dienste thut; viele dieser Bäume sind so giftig, daß wenn sie deren Blätter zerstoßen und sie dann in Wasser mischen, alle Thiere, die von diesem trinken, gleich sterben müssen. — Bei dem nächsten Stamme, zu dem wir kamen, überfiel uns ein solcher Regen, daß die Flüsse so anschwollen, daß wir sie nicht passiren konnten und 15 Tage bei ihnen bleiben mußten.

Dort traf Castillo einen Indianer, welcher am Halse ein Ende eines Wehrgehenkes trug, auf das ein eiserner Nagel genäht war, von dem er erst behauptete, er hätte es vom Himmel bekommen, dann aber uns erzählte, wie er es von Leuten erhalten, die wie wir Bärte trugen und vom Himmel stammten und über das Meer mit Pferden, Lanzen und Schwerdtern zu ihnen gekommen, dann nach Westen zu wieder weiter gezogen wären. Wir dankten Gott für diese Nachrichten, denn wir hatten schon ganz verzweifelt, je wieder etwas von Christen zu hören, und beeilten von nun an unsere Reise noch mehr, da wir fürchteten, sie möchten sich schon wieder eingeschifft haben, bevor wir sie erreichten. Je weiter wir kamen, desto bestimmtere Nachrichten bekamen wir von den Christen, von denen sie uns erzählten, daß sie alle Dörfer zerstört und verbrannt, die Weiber und Kinder aber gefangen fortgeführt hätten; alle waren voller Schrecken und ließen ihre Aecker unbestellt liegen, da sie lieber Hungers sterben wollten als in die Hände der Christen fallen, die sie mit solcher Grausamkeit behandelten. So fürchteten wir anfangs, wir würden für die Thaten unsrer Brüder büßen müssen, wurden aber doch freundlich von ihnen aufgenommen, ja als wir ihnen sag-

ten, wir wollten die Christen aufsuchen, um ihnen zu sagen, sie sollten sie nicht tödten oder zu Sclaven machen, noch ihre Hütten zerstören oder ihnen sonst irgend welches Leid zufügen, erlangten wir auch bei ihnen bald dasselbe Ansehen, welches wir bei allen übrigen Stämmen gehabt hatten, was der beste Beweis war, daß man jene Völker mit Milde und Güte behandeln muß, um sie zu Christen und guten Unterthanen Ew. Kaiserlichen Majestät zu machen und daß dies der alleinige Weg dazu ist, es aber keinen andern giebt, um zum Ziele zu gelangen. Nach einigen Tagen kamen wir auf einen Platz, wo wir ganz deutliche Spuren fanden, daß die Christen sich dort gelagert hatten, so daß wir von nun an ihren Weg um so sichrer verfolgen konnten. Das ganze Land ist dort von Bergketten durchzogen, wo wir häufige Spuren von Gold, Antimonium, Eisen, Kupfer und anderen Metallen fanden; die Eingeborenen achten das Gold und Silber gar nicht und wissen nicht, was sie damit anfangen sollen. Da wir den Christen nun so nahe gekommen waren, daß wir nur etwa 3 Tagereisen von ihnen entfernt sein konnten, so bat ich eines Abends meine Begleiter, schneller vorauszugehen, bis sie sie eingeholt hätten; Alle entschuldigten sich aber mit ihrer Müdigkeit und den großen Strapazen, die sie schon erduldet hatten, obgleich sie viel kräftiger und jünger waren als ich. So nahm ich denn den Neger und machte mich mit ihm in Begleitung von 6 Indianern selbst auf den Weg und nachdem ich am folgenden Tage 10 Leguas zurückgelegt hatte, stieß ich auf 4 Christen zu Pferde, die sehr erstaunt über mein sonderbares Aussehen waren sowie über die Gesellschaft, in der sie mich sahen. Ich ließ mich

zu ihrem Anführer Diego de Alcaraz, der eine halbe Legua entfernt war, führen, und von ihm erfuhr ich, daß er sich ganz verirrt habe und in sehr trauriger Lage befände, da sie schon anfingen, Mangel an Lebensmitteln zu leiden und sie gar keinen Indianer auftreiben könnten, der sie führen könnte; auf eine Mittheilung, daß etwa 10 Leguas hinter mir noch Dorantes und Castillo mit einer Menge Indianer, die uns begleitet hätten, zurückgeblieben wären, sandte er alsbald 3 Reiter und 50 Indianer, die er gefangen mit sich führte mit dem Neger, der ihnen den Weg zeigen mußte, um sie herzubringen. Ich blieb bei ihnen und ließ mir ein Zeugniß ausstellen über den Zustand in dem ich dort angekommen, so wie über Jahr, Monat und Tag, wann dies geschehen war. Von jenem Flusse bis zur Niederlassung der Christen, die Sant Miguel heißt und zur Provinz Nueva-Galicia gehört, waren es 50 Leguas.

Capitel XIX.

Wie wir vom Alcalde Mayor aufgenommen wurden.

Fünf Tage später langten Andrès Dorantes und Alonso del Castillo mit ungefähr 600 Indianern an, die sich von ihnen nicht hatten trennen wollen. Alcaraz verlangte von mir, ich sollte ihnen befehlen, daß sie uns Speise brächten, obgleich dies ganz unnütz war, denn sie brachten uns schon freiwillig, was sie nur irgend konnten, wovon wir für uns aber nur die Speisen behielten, während wir alles Andere, wie Mäntel von Fellen, Pfeile, Türquisen und viele andere Sachen den Christen gaben. Wir hatten viele Mühe,

die Indianer zur Rückkehr zu ihren Dörfern zu bewegen, um dort wieder ihre Felder zu bebauen, denn sie wollten uns durchaus nicht eher verlassen, als bis sie uns sicher der Obhut anderer Indianer übergeben hätten, denn ohne dies zu thun fürchteten sie zu sterben, während sie, so lange sie bei uns wären, weder die Christen noch ihre Speere fürchteten. Dies erregte bei den Christen großes Aergerniß und sie versuchten sie zu überzeugen, daß wir zu ihnen gehörten und uns vor langer Zeit verirrt hätten und unbedeutende Leute von geringem Einfluß wären und sie dagegen die Herren dieses Landes, denen wir gehorchen müßten. Alles dies machte aber wenig Eindruck auf die Indianer, denn sie straften die Christen Lügen, da wir vom Aufgang der Sonne, sie aber vom Niedergang gekommen wären; wir ihre Kranken geheilt, sie aber die Gesunden getödtet hätten; wir nackt und ohne Schuhe zu ihnen gekommen wären, sie aber zu Roß und mit Lanzen und Schwertern; wir nicht geizig und habsüchtig wären, sondern was sie uns freiwillig geschenkt, ihnen sogar meist wieder zurückgegeben hätten, während sie einzig gekommen wären, um Alles zu plündern und zu rauben. So konnte Niemand die Indianer davon überzeugen, daß wir auch zu den andern Christen gehörten und nur mit großer Mühe gelang es uns, sie endlich so weit zu bringen, daß sie versprachen, in ihre Heimath zurückzukehren, ihre Hütten wieder aufzurichten und ihre Felder zu bebauen, wenn die Christen sie verschonten.

Nachdem wir so die Indianer in Frieden fortgesandt, und ihnen dadurch für das Gute, das sie uns erwiesen und die Mühe, die sie mit uns gehabt, einigermaßen ver-

golten hatten, wurden wir unter Bedeckung zu einem Alcalden, Namens Cebreros gesandt, wo man uns über öde unbewohnte Gebirge führte, um uns zu verhindern mit den Indianern in Berührung zu kommen. Wir verloren in jenen Wildnissen den Weg und irrten 2 Tage lang ohne Wasser umher, daß wir Alle vor Durst umzukommen befürchteten, dem auch 7 wirklich erlagen, während der größte Theil der Uebrigen so ermattet war, daß er erst am folgenden Tage gegen Mittag da anlangte, wo wir die Nacht zugebracht und endlich wieder frisches Wasser gefunden hatten. Nachdem wir ungefähr 20 Leguas zurückgelegt hatten, kamen wir zu einem Dorfe befreundeter Indianer, dessen Alcalde uns nach dem 3 Leguas entfernten Orte Celiazan, an dem Melchior Diaz, der (alcalde Mayor y capitan), Oberster-Richter und Befehlshaber dieser Provinz ist, seinen Sitz hatte. Als dieser unsre Ankunft erfuhr, kam er sogleich zu uns und dankte Gott mit uns für die unendliche Barmherzigkeit, die er uns erzeigt hatte; er bot uns in seinem Namen, so wie im Auftrage des Gouverneurs Nuño de Guzman alle nur mögliche Unterstützung an, die wir etwa auf unserer weitern Reise bedürfen möchten und war sehr aufgebracht über die Aufnahme und Behandlung, die uns von Alvaraz und den Seinigen widerfahren war. Wir wurden sehr von ihm ersucht, doch einige Zeit bei ihm zu verweilen, um durch unser großes Ansehen, in dem wir bei allen Indianern standen, die Bewohner der dortigen Gegend, die scheu und voller Verzweiflung in den Bergen umherirrten, so daß das Land unbebaut daliege, zur Rückkehr in ihre Hütten und zur geordneten Bestellung ihrer Felder zu bewegen, wodurch wir Gott und Ew. Majestät einen gro-

ßen Dienst erweisen würden. Anfangs erschien uns das unausführbar, da wir keinen einzigen von den Indianern, die uns früher begleitet hatten, bei uns hatten; später fanden sich aber noch zwei, die von den Christen gefangen genommen worden waren, und bei unsrer ersten Ankunft bei diesen von den uns begleitenden Indianern gehört hatten, wo wir ihre Kranken geheilt und was wir alles für Wunder bei ihnen verrichtet hätten. Diese sandten wir nun im ganzen Lande umher um das Volk aus den Gebirgen und von dem Strome Petaan, wo wir zuerst die Christen angetroffen hatten, zu uns zu berufen, da wir mit ihm sprechen wollten und zum Zeichen unserer Würde und unseres Ansehens gaben wir ihnen einen Kürbis mit, den wir einst von den Indianern erhalten hatten. Nachdem sie 7 Tage im Lande umhergezogen waren, kamen sie mit 3 Häuptlingen, denen ungefähr 15 Mann folgten, zu uns zurück und versicherten uns, sie hätten die Bewohner des Flusses dort nicht mehr angetroffen, denn sie wären wieder vor den Christen in die Gebirge entflohen. Nach dem Wunsche Melchior Diaz mußte ich ihnen sagen, daß er von Gott gesendet, viele Jahre in der ganzen Welt umhergezogen sei, um alle Völker zu Gott und seinem Dienste zu bekehren, denn er wäre der Herr aller Dinge auf Erden, der die Guten belohne, mit ewiger Feuerstrafe aber die Bösen treffe; und wie die Guten nach dem Tode [in den Himmel kämen, wo sie nie Hunger oder Kälte oder Durst litten, sondern das höchste Glück genössen, das sich nur denken ließe, daß aber die, welche seine Gebote nicht halten wollten, in die Tiefen der Erde geschleudert würden, wo ihre Qualen kein Ende nähmen. Wenn sie Christen werden wollten und

Gott dienen wie wir es ihnen sagten, so würden die Christen sie wie ihre Brüder behandeln, und wir ihnen befehlen, daß sie ihnen nichts Böses zufügten. Auf unsere Frage, wen sie anbeteten und verehrten, sagten sie uns, einen Mann, der im Himmel wäre und die ganze Welt geschaffen hätte, der Agnar hieße. Wir sagten ihnen, wir nennten ihn Gott, und so müßten sie ihn auch anrufen und ihn anbeten und ihm dienen wie wir, worauf sie uns versprachen, gute Christen zu werden und zu thun, wie wir ihnen heißen würden. So befahlen wir ihnen denn, aus den Bergen ruhig und in Frieden wieder in ihr Land zurückzukehren, ihre Hütten wieder aufzurichten und unter ihnen auch ein Haus für Gott zu bauen und über den Eingang ein Kreuz aufzustellen; wenn in Zukunft die Christen zu ihnen kämen, so möchten sie ihnen ohne Bogen und Waffen, mit Kreuzen in den Händen entgegengehen, sie in ihre Wohnungen aufnehmen und sie mit Speise und Trank erquicken, und dann würden diese ihnen auch nichts Uebles thun, sondern ihre Freunde werden. Sie versprachen uns, Alles so zu thun, wie wir ihnen gesagt und als wir bald darauf, nachdem wir noch viele Kinder, die die Indianer von weit her zu uns brachten, getauft hatten, nach San Miguel kamen, hörten wir schon in jener Stadt, daß sie wirklich an die Ausführung ihres Versprechens gingen, aus dem Gebirge herabgekommen wären und Kirchen zu bauen angefangen hätten. Gebe Gott unser Herr in seiner großen Barmherzigkeit, daß einst unter der Regierung Ew. Majestät, alle diese Völker wahre Unterthanen des wahrhaftigen Herren werden, der sie erschaffen und von Sünden losgekauft und wieder neu geboren hat. Daß es

aber so kommen wird, davon sind wir auf das Festeste überzeugt, denn auf einer Strecke von 2000 Leguas, die wir zu Lande und zu Wasser zurücklegten und während 10 Monaten, daß wir nach unsrer Gefangenschaft unaufhörlich im Lande umherzogen, fanden wir nirgends Opfer oder Götzendienst.

In dieser Zeit durchschnitten wir das Land von einem Meere zum andern, was auf dem geradesten Wege 200 Leguas beträgt, wie wir aus den Angaben der Eingeborenen schließen konnten. In Sant Miguel blieben wir bis zum 15. Mai; in Compostela, das 100 Leguas von da entfernt ist und wohin der Weg meist durch sehr ödes unbewohntes Land führt, weshalb wir 6 Reiter zu unserer Begleitung mitbekamen, wurden wir vom Gouverneur Nuño de Guzman sehr gut empfangen und mit Kleidung hinreichend versehen. Nach einem Aufenthalte von 10 — 12 Tagen setzten wir unsern Weg nach Mejico fort und wurden auf dem ganzen Wege freundlich von den Christen aufgenommen, die mit uns Gott dankten, der uns aus so großen Gefahren gnädig errettet hatte. In Mejico kamen wir am Sonntage vor dem Santiago Tage an, der sehr feierlich mit Stiergefechten und Spielen begangen wurde und fanden bei dem Vicekönige, der dort seine Residenz hat, so wie bei dem Marquis del Valle sehr freundliche Aufnahme.

Capitel XX.

Rückkehr.

Nachdem wir uns 2 Monate lang in Mejico ausgeruht hatten, wollte ich in das Reich zurückkehren. Ich war

eben im Begriff, mich im Monat October einzuschiffen, als ein heftiger Sturm das Schiff zu Grunde richtete, so daß ich mich entschloß, den Winter noch abzuwarten, da während desselben in jenen Gegenden die Schifffahrt höchst gefährlich ist. Gegen Fastnacht verließ ich endlich mit Andrès Dorantes Mejico und begab mich mit ihm nach Vera Cruz, um uns dort einzuschiffen. Dort mußten wir bis zum Palmsonnntage warten, ehe wir an Bord des Schiffes gehen konnten und nachher auch noch 15 Tage lang wegen des ungünstigen Windes im Hafen liegen bleiben, wobei unser Schiff so viel Wasser zog, daß ich es vorzog, auf ein anderes zu gehen und Dorantes auf demselben allein zurückließ. Am 10. April verließen wir den Hafen und segelten die ersten 150 Leguas mit 2 Schiffen zusammen, die sich aber dann verloren, daß wir unsern Weg allein fortsetzten, ohne nachher noch wieder etwas von ihnen zu erfahren. Am 2. Mai kamen wir im Hafen von Havana an und nachdem wir dort bis zum 2. Juni vergebens auf die beiden andern Schiffe gewartet hatten, setzten wir unsere Fahrt fort und waren in großer Besorgniß, wir möchten mit den Franzosen zusammentreffen, die wenige Tage vorher 3 Schiffe der Unsrigen genommen hatten. Auf der Höhe der Insel Bermuda faßte uns ein Sturm, dem fast alle ausgesetzt sind, die dort vorüberfahren, der die ganze Nacht so heftig anhielt, daß wir uns für verloren hielten; gegen Morgen gefiel es aber Gott, daß der Sturm sich legte und wir ruhig unsern Weg verfolgen konnten. Nach 29 Tagen hatten wir 1100 Leguas zurückgelegt, wieviel die Entfernung von der Havana bis zu den Azoren betragen soll und am folgenden Tage trafen wir an der

Insel Cueros gegen Mittag ein französisches Schiff, das anfing, mit einer Brig, die es den Portugiesen genommen hatte, auf uns Jagd zu machen und uns bis gegen Abend verfolgte. Am andern Morgen befanden wir uns dicht neben demselben, aber auch mit ihm von 9 portugiesischen Schiffen eingeschlossen, die wir schon am Abende vorher von Weitem gesehen, deren Flaggen wir aber nicht erkannt hatten. Als der Franzose sich in der Gewalt der portugiesischen Flagge sah, ließ er das portugiesische Schiff, welches einen Transport Neger an Bord hatte, frei, sagte dem Capitain desselben, wir wären auch Franzosen, legte 60 Ruder ein und floh mit einer fast unglaublichen Schnelligkeit davon. Während die Portugiesen sich zum Kampfe gegen uns rüsteten, entkam der Corsar und erst zu spät erkannten sie, daß wir Freunde waren, jener uns nur aber deshalb für Franzosen ausgegeben hatte, um sie zu täuschen und sich dadurch zu retten. Der Commandant der portugiesischen Flotte Diego de Silveira frug uns, woher wir kämen, worauf wir ihm sagten, wir kämen aus Neu-Spanien mit Gold und Silber, ungefähr 300,000 Castellanos. Nachdem er dies gehört, sagte er zu uns: „Wahrlich Ihr kommt reich beladen, habt aber ein sehr schwaches Schiff und sehr schwaches Geschütz, dem verfluchten Franzosen ist, bei Gott, ein guter Bissen entwischt. Ich bitte Euch, da Ihr einmal glücklich entkommen seid, folgt mir und trennt Euch nicht von mir, dann hoffe ich, mit Gottes Hülfe Euch bald in Sicherheit zu bringen.“ — So kamen wir mit der Flotte, die 3 Schiffe mit Gewürz begleitete, auf der Insel Terceira an, wo wir 15 Tage auf ein anderes Schiff warteten, das von Indien kam und ebenfalls unter dem Schutz

derselben weiter segeln sollte. Am 9. August 1537 am Heiligabend des St. Laurentiustages langten wir endlich im Hafen von Lissabon an. Da Alles, was ich bisher in meinem Bericht gesagt habe, die volle Wahrheit enthält, so unterzeichne ich denselben mit meinem Namen Cabeza de Vaca. — Der Bericht, aus welchem dieses entnommen ist, war mit seinem Namen und seinem Wappen versehen.

Capitel XXI.

Wie es den Uebrigen ergangen, die Indien betreten hatten.

Da ich Bericht erstattet habe über Alles, was uns auf jener Expedition vom ersten Anfang der Reise bis zu unserer Rückkehr in das Vaterland begegnet ist, so will ich nun auch noch berichten, wie es den Schiffen und den Mannschaften, die auf denselben zurückgeblieben waren, wie ich schon oben erwähnt, ergangen ist. Wir erhielten erst in Neu-Spanien, wo wir einige von ihnen trafen, die ersten Nachrichten von ihnen, nachdem wir sie verlassen hatten. Eins von den Schiffen war damals schon auf der Küste Barva zu Grunde gegangen, so daß im Ganzen nur noch 3 übrig waren, mit ungefähr 100 Personen. Unter ihnen befanden sich auch 10 Frauen, von denen eine dem Gouverneur Vieles vorausgesagt hatte, was ihm nachher auf der Reise begegnete; unter andern rieth sie ihm, nicht in das Innere des Landes zu gehen, denn sie glaube, daß von Allen keiner von dort zurückkehren werde, und wenn ja einer entkäme, so geschähe es nur durch ein Wunder. Der Gouverneur erwiederte ihr hierauf, daß er gekommen

sei, um große fremde Lande zu erobern und Völker zu besiegen, und wüßte wohl, daß Viele im Kampfe bleiben würden, die aber, welche die Strapazen und Gefahren glücklich überständen, würden große Reichthümer erwerben, was in jenen Landen sehr leicht wäre. So verließen wir die Schiffe, die vom Gouverneur unter dem Befehle des Capitains Carvallo gestellt wurden; diesem war der Auftrag ertheilt, stets an der Küste nach Panuco zu entlang zu fahren, bis sie einen guten Hafen fänden, wo sie dann uns erwarten sollten. So lichteten die Schiffe die Anker und fuhren lange an der Küste entlang ohne den erwünschten Hafen zu entdecken, bis sie 5 Meilen von der Stelle, wo wir uns ausgeschifft hatten, den Hafen fanden, der sich 7 oder 8 Leguas in das Land hineinerstreckte, und welches derselbe war, an dem wir die Kisten mit den Leichnamen gefunden hatten, welches Christen gewesen waren. Jener Hafen ist einer der besten der Erde, am Eingange 7 Faden und am Ende noch 5 Faden breit, auf dem Boden sandig, frei von allen Klippen und Untiefen und gegen alle Stürme geschützt. Dort und an der nächsten Küste verweilten die 3 Schiffe und noch ein anderes, welches von der Havana gekommen war, ein ganzes Jahr, und nachdem sie uns immer vergebens gesucht hatten, gingen sie nach Neu-Spanien.

Da ich nun über die Schiffe berichtet habe, so wird es gut sein, auch noch die namhaft zu machen und anzugeben, woher sie stammten, die Gott in seiner Barmherzigkeit aus so großen Gefahren zu erretten gewürdigt hatte. Der erste ist Alonso del Castillo Maldonado, aus Salamanca, Sohn des Doctors Castillo und der Doña Aldonza Maldonado; der zweite Andrès Dorantes, Sohn des Paul

Dorantes, gebürtig aus Béjar und Bürger von Gibraleon; der dritte ist Alvar Nuñez Cabeza de Vaca, Sohn von Francisco de Vera und Neffe des Pedro de Vera, der Canaria gewann, gebürtig aus Jerez de la Frontera, seine Mutter hieß Doña Teresa Cabeza de Vaca; der vierte ist ein Neger mit Namen Estebanico aus Azamor.

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, an der Schleuse 4.